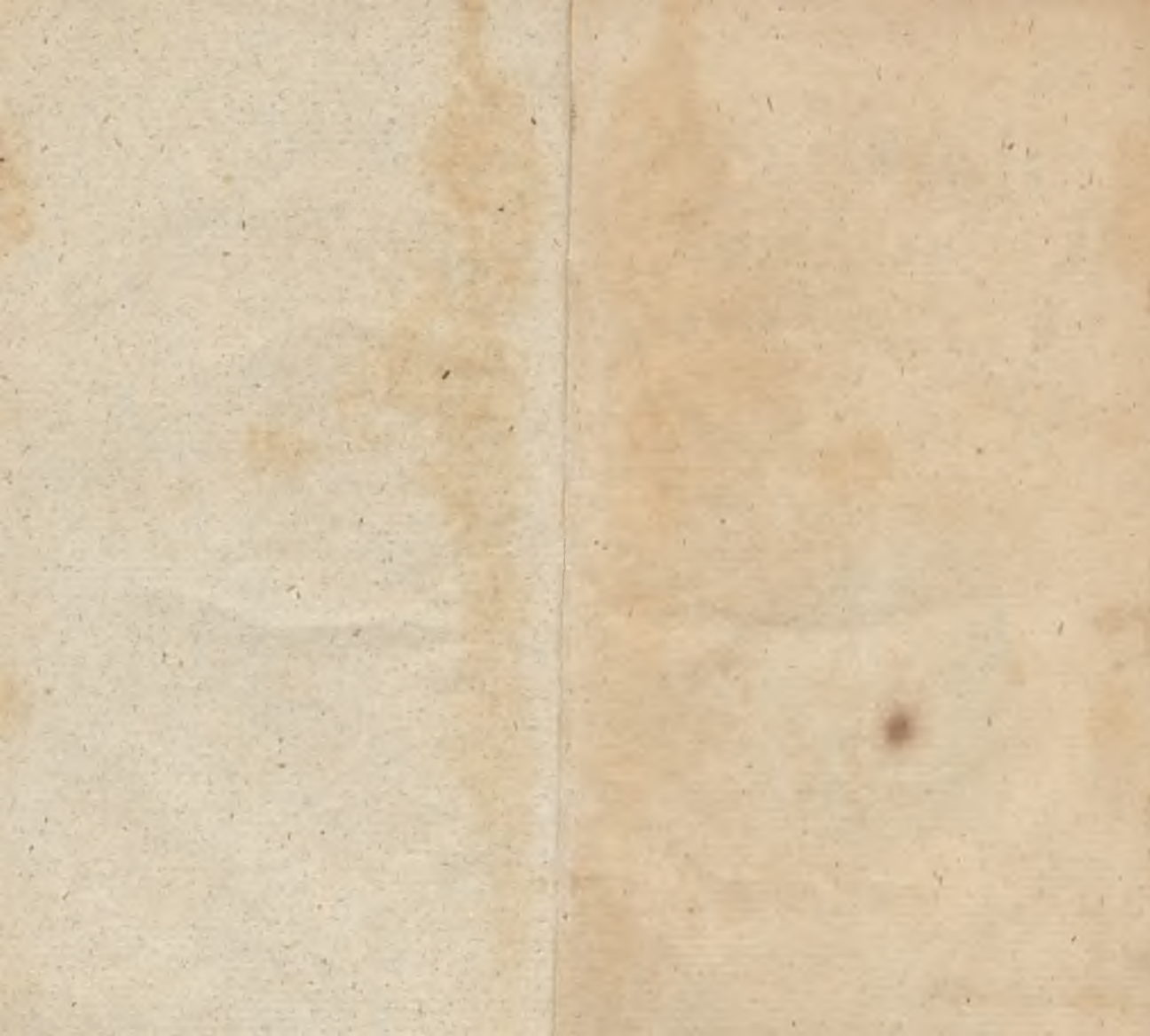


224

LXV





Kleine
Weltgeschichte

zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung
von

J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.

Z KSIĘGOZBIORU
STEFANA HEMPLA



Wilmanns Buchh. Leipzig

Zwölfter Theil.

Hemp

Gotha,
bey C. W. Ettinger, 1803.



WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
-1- 26-600 RADOM

*księgozbiór
przedwojenny*

16452

Inhalt.

— 8 —

Fünf und zwanzigstes Kapitel.
Geschichte des dreißigjährigen Krieges
und des westphälischen Friedens.

Erster Abschnitt.

Böhmen, Lausitz, Mähren und Schlesien
empören sich. Friedrich von der Pfalz,
König von Böhmen. Schlacht auf dem
weißen Berge. Friedrichs Anhänger un-
terliegen der Macht und List des Kai-
sers. — Kipper und Wipper

S. 1

3 weys

Zweiter Abschnitt.

Christian IV von Dänemark übernimmt die Vertheidigung der deutschen Freyheit. Waldstein stellt eine neue Armee auf. Schlacht bey der dessauer Brücke. Mansfelds Tod. Schlacht bey Lutter am Barenberge. Waldstein belagert Stralsund. Friede zu Lübeck. Restitutionsedict S. 54

Dritter Abschnitt.

Gustav Adolf kömmt nach Deutschland. Convent zu Leipzig. Tilly zerstört Magdeburg. Gustav Adolf siegt bey Leipzig. Er dringt, nach der Eroberung der Rheinländer, in Bayern ein. Waldstein stellt eine neue Armee auf. Er vertreibt die Sachsen aus Böhmen und rückt nach Nürnberg. Dieses wird von Gustav Adolf vertheidigt. Schlacht bey Lützen 91

Vierter Abschnitt.

Orenstirn übernimmt die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Bernhard erobert Regensburg und dringt in

in Bayern ein. Waldstein zeigt sich sehr unthätig. Er unterhandelt wegen der Ausführung eines eigennützigen Planes. Seine Ermordung zu Eger. Schlacht bey Nordlingen. Friede zu Prag S. 217

Fünfter Abschnitt.

Die Schweden werden von allen ihren deutschen Bundesgenossen verlassen; aber Orenstirns weiser Rath hilft auch jetzt. Banner siegt bey Wittstock. Herzog Bernhard erobert das Breisgau. Banner dringt in die kaiserlichen Erblande ein. Sein Nachfolger Dorstenen siegt bey Leipzig. Nach einem schnellen Zuge gegen Dänemark dringt er bis Wien vor. Wrangel und Turenne brechen in Bayern ein. Königsmarkt bemächtigt sich der Kleinfeste vor Prag 275

Sechster Abschnitt.

Geschichte des westphälischen Friedens. Traurige Folgen des dreißigjährigen Krieges 353

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die französische Macht erlangt ein ausgezeichnetes Uebergewicht.

Erster Abschnitt.

Geschichte der englischen Revolution unter
Karl I.

S. 369

Auf der Bignette des Titelblattes das
Schloß Whitehall zu London.

Ge

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges
und des westphälischen Friedens.

Erster Abschnitt.

Böhmen, Lausitz, Mähren und Schlessien empörten sich. Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen. Schlacht auf dem weißen Berge. Friedrichs Anhänger unterliegen der Macht und List des Kaisers. — Ripper und Wipper.

Während daß Frankreich mit Spanien um den Besitz des Herzogthums Mantua kämpfte, suchte es den Absichten des mit denselben verwandten österreichischen Hauses in Deutschland nachdrücklich entgegen zu arbeiten. Ohne den Beystand von Frankreich und Schweden, Gallotti Weltg. 127 Th. A wär

würden die deutschen Reichsstände vielleicht das Schicksal gehabt haben, unter der Herrschaft des österreichischen Kaisers in Einem Staate vereinigt zu werden, würde die protestantische Religion vielleicht unterdrückt worden seyn. Frankreich gab zwar weniger Kriegsvolk, als Schweden, her; aber es zahlte an Schweden, und an deutsche Fürsten, Subsidien; es nahm sich bey der weipthälischen Friedensunterhandlung der Souveränitätsrechte der deutschen Reichsstände mit Eifer an. So wurden, während daß Frankreichs Monarch eine ganz uneingeschränkte Gewalt erlangte, dem Ansehn des deutschen Reichsoberhauptes engere Gränzen gesetzt. Aber das Glück, von der Gefahr der österreichischen Unterjochung sich befreyt zu sehen, mußten die Deutschen mit den Schrecken und den Drangsalen eines dreißigjährigen Krieges erkaufen, der ihre Wohnungen zerstörte, der ihre blühendsten Jünglinge frühzeitig ins Grab stürzte, der selbst die spätern Nachkommen seine unseeligen Folgen noch empfinden ließ; der fast alle europäischen Mächte zur Theilnahme zwang.

Die:

Dieser Krieg entstand (1618) in eben dem deutschen Lande, in welchem, zwey hundert Jahre früher, die Bedrückung der Nichtkatholiken schon ein ähnliches Kriegsfeuer angezündet hatte. König von Böhmen war jetzt noch Matthias, der aber, alt und kränklich, seinem Grabe sich näherte. Da er keine Söhne hatte, so waren seine beyden Brüder, die Erzherzoge Maximilian und Albrecht, jener Hochmeister des deutschen Ordens, und dieser Besitzer der Niederlande *), seine nächsten Erben. Aber dieser war nur zwey, und jener nur ein Jahr jünger, als der sechzigjährige Matthias; Maximilian gar nicht, und Albrecht zwar seit 28 Jahren verheyrathet, aber noch immer ohne Kinder, und jetzt ohne Hoffnung, noch Vater zu werden. Das nächste Erbrecht hatte nun ihr Vetter, der Erzherzog Ferdinand von der steyermärkischen Linie, bereits Vater von drey Söhnen. Ihm zum Vortheile entsagten die Erzherzoge Maximilian und Albrecht ihren Ansprüchen auf die Erbfolge in der österreichischen Monarchie; auch die böhmischen Stände, wenige ausgenom-

N 2

men,

*) Theil X, S. 386.

men, erkannten den Erzherzog Ferdinand für den Nachfolger des Kaisers Matthias, und er wurde auch (1617 Jun.) schon gekrönt.

Wenn einige von den böhmischen Ständen gegen Ferdinands Erbfolge Einwendungen machten, so waren diese Einwendungen eine Wirkung ihrer Besorgniß, daß Ferdinand, als ein eifriger Verehrer des katholischen Glaubens, ihrer Religionsfreyheit nachtheilig seyn würde. Seine Mutter Marie, eine bayrische Prinzessin, ließ sich von ihrer Erbinnigkeit so weit treiben, daß sie, nach dem Tode ihres Gemahles, sich in ein Kloster begab. Weil sich unter den Bürgern von Grätz, der Hauptstadt von Steyermark, und der Residenz dieser erzherzoglichen Linie, viele Lutheraner befanden, so schickte die Marie ihren zwölfjährigen Sohn, um ihn von den Kettern zu entfernen, nach Bayern, zu ihrem Bruder, dem Herzoge Wilhelm, unter dessen Aufsicht er bis in sein achtzehntes Jahr erzogen wurde. Seine Lehrer waren Jesuiten. Auch wurden ihre Grundsätze von ihm so eingefogen, daß er, als er die Regierung über

über Steyermark, Kärnthén und Krain antrat, den evangelischen Einwohnern dieser Länder, die zwey Drittel der ganzen Volksmenge ausmachten, die ihnen von dem Vater Karl verliehene Religionsfreyheit nicht erneuern, sondern daß er sie vielmehr zum katholischen Glauben wieder zurückbringen wollte.

Die unangenehme Stimmung, in welche Ferdinands Unbulsamkeit die evangelischen Böhmen schon im voraus versetzte, wurde noch dadurch vermehrt, daß Matthias Prag gegen Wien vertauschte; daß er die im königlichen Schlosse verwahrten Kostbarkeiten mitnahm; daß er die Regierung zehn Statthaltern übergab, unter welchen sich sieben Katholiken befanden. Zu diesen gehörten auch Slawata und Martiniz, die dem Kaiser Rudolf II die Ertheilung des Majestätsbriefes widerrathen, die den zwischen beyden Religionspartheyen geschlossenen Vergleich nicht unterschrieben hatten, und die daher (1609) von den evangelischen Böhmen für ihre Feinde erklärt worden waren.

Die evangelischen Böhmen, die sich in Lutheraner und in böhmische Brüder, Nachfolger

folger der ehemahligen Hussiten, abtheilten, hatten durch den Majestätsbrief eine feyerliche Versicherung ihrer Religionsfreyheit erhalten *). Allein die schlaunen Jesuiten, die an der Ausführung des Planes, die Protestanten in den Erbländern völlig zu unterdrücken, standhaft arbeiteten, wußten der Beobachtung des Majestätsbriefes allerley Hindernisse entgegen zu stellen. Auf diesen Majestätsbrief (sagten sie) könnten sich wohl die Landherren oder Landstände, imgleichen die königlichen Städte, deren Obrigkeiten mit den Landständen gleiche Rechte ausübten, aber nicht die übrigen Unterthanen berufen. Jeder Herr hätte das Recht, die Religion seiner Unterthanen zu bestimmen; also könne man dieses Recht auch dem Kaiser, als Könige von Böhmen, so wie den katholischen Landherren, nicht abstreiten. Einige von den letztern ließen sich auch (1616) durch die Aufmunterungen der Jesuiten bewegen, den Evangelischen einige Kirchen, die sie eigenthümlich aufgeführt hatten, wegzunehmen. Dieß geschah vornehmlich in den beyden Märkten

*) Theil XI, S. 259.

Marktflecken Braunau und Klostergrab in der Nachbarschaft von Prag, von welchen jenes dem dasigen Abte, dieses aber dem Erzbischof zu Prag gehörte; die Bewohner derselben suchten sich jedoch mit Gewalt bey ihrer Religionsfreyheit zu behaupten.

Ihren Muth feuerte der Gedanke an, daß der größte Theil der Bewohner Böhmens, daß die vornehmsten Herren des Landes diese Anfechtungen als eine gemeinschaftliche Kränkung betrachten mußten. Das Oberhaupt der evangelischen Landstände war Heinrich Matthias, Graf von Thurn, zwar kein Böhme von Geburt, aber der Sohn eines Vaters, der in diesem Lande schon ansehnliche Besitzungen hatte; ein eben so einnehmender, als durch tapfere Thaten, besonders gegen die Türken, ausgezeichnete Mann. Eben deswegen hatte ihm auch der Kaiser die Stelle eines Burggrafen des Karlssteins, auf welchem die Reichskleinodien und die wichtigsten Urkunden des Landes aufbewahrt wurden, anvertraut. Aber eben dieser Thurn war derjenige, dessen dringenden Vorstellungen die evangelischen Böhmen den

Ma:

Majestätsbrief hauptsächlich verdankten; er zeichnete sich bald als der wichtigste unter dem dreyßig Defensores aus, denen die Verpflichtung oblag, für die Aufrechthaltung des Majestätsbriefes zu sorgen; er widersprach Ferdinands Ernennung zum Nachfolger des Matthias vorzüglich lebhaft. Dadurch machte er sich dem Hofe zu Wien so verdächtig, daß ihm derselbe die fernere Verwaltung der Burggrafensstelle zu Karlsstein untersagte. Seitdem wurde der ehrgeizige Thurn nicht allein durch Religionseifer, sondern auch durch Nachsicht, zu feindseligen Gesinnungen gegen das österreichische Haus angefeuert. Seitdem war es sein lebhaftester Wunsch, Böhmen von der österreichischen Herrschaft ganz befreit zu sehen. Zur Erreichung dieses Wunsches sollte nun auch hier, wie schon oft, die Religion den Vorwand abgeben.

In dieser Absicht veranstaltete es Thurn, daß die dreyßig Defensores der evangelischen Stände Böhmens (1618 März) eine Versammlung hielten; er veranstaltete es, daß an die Mitglieder der kaiserlichen Statthaltertschaft einige Bevollmächtigte der Land-

stände abgeschickt wurden, um ihnen, der Nichtbeobachtung des Majestätsbriefes wegen, ernstliche Vorstellungen zu thun. Diese wurden aber von denselben so ungünstig aufgenommen, daß sie die Abgeordneten in Verhaft nehmen ließen. Die Berichte, die sie deswegen an den Kaiser Matthias schickten, schilderten das Benehmen, und die Absichten der evangelischen Herren, von einer so gefährlichen und strafbaren Seite, daß der alte, kränkliche Matthias, der sich hauptsächlich von seinem Vetter, dem König Ferdinand, und den Jesuiten, lenken ließ, den Statthaltern den Befehl schickte, den evangelischen Ständen nicht nur alle fernern Versammlungen zu verbieten, sondern ihnen auch mit der Strafe des Aufhubs zu drohen.

Die Statthalter luden hierauf die Stände auf das Schloß ein, um ihnen den Inhalt des kaiserlichen Schreibens bekannt zu machen. Diese fühlten sich nun schon dadurch gekränkt, daß das Schreiben nicht an sie gerichtet war, und Thurn behauptete sogar, daß es nicht in der kaiserlichen Kanzley zu Wien, sondern in

in der Statthalterey zu Prag, aufgesetzt, und zu Wien nur unterschrieben worden wäre. Die Stände bathen sich indessen eine Abschrift desselben aus. Thurn brauchte dieselbe, um den Unwillen der mit ihm verbundenen Herren desto stärker zu reizen. Ohne Zweifel faßten diese schon damals den Entschluß, die ihnen zugestandne Religionsfreiheit, mit der Anstrengung aller ihrer Kräfte, zu behaupten. Dieß beweisen die Schritte, die sie sich am folgenden Tage (23. März) erlaubten. Sie erschienen, den Grafen Thurn an der Spitze, mit einem Haufen von bewaffneten Leuten, die alle Zugänge zum Schlosse besetzten. Thurn, der schon mit Ungestüm in das Zimmer der Statthalter trat, verlangte im entschloßnen Tone die Auslieferung der beyden Statthalter Slawata und Martiniz. Als sein Verlangen ihm abgeschlagen wurde, erinnerte einer von den Landständen an den alten böhmischen Gebrauch *), die Feinde des Volkes zum Fenster hinauszuerwerfen. Sogleich wurde Martiniz von fünf derselben ergriffen und hinabgestürzt. Auf einen Wink von Thurn hatten

Slawata,

*) Theil VIII, C. 157.

Slawata, und der geheime Secretär, eben das Schicksal. Aber der Schrecken dieser Herren war, der Höhe von 28 Fuß ungeschachtet, größer, als die Folgen. An einem Hollunderbaum, der unter dem Fenster, aus welchem die Statthalter herausflogen, emporgewachsen war, hatte sich von Kehrlicht ein Hügel gebildet, an welchem jene so sanft hinabglitschten, daß sie, zwar sehr erschrocken, aber ganz wohlbehalten, nur Slawata am Kopfe beschädigt, davon kamen.

Die Herren, die sie hinabgestürzt hatten, verfolgten sie noch mit Pistolenschüssen, von welchen auch Martiniz am linken Arme gequetscht wurde. Jene, die sie wahrscheinlich für tod hielten, giengen nun mit dem Ausrufe: „die Hunde haben schon genug!“ auseinander. Die herabgestürzten eilten, von einigen ihrer Diener unterstützt, zu dem Hause ihres Freundes, des böhmischen Kanzlers von Lobkowitz. Martiniz stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein; Slawata, der von dem Falle und der Wunde sehr entkräftet war, mußte sich aber hineintragen lassen. Die Frau vom Hause, Polyxena, empfing die

die

die Unglücklichen mit der theilnehmendsten Menschenliebe. Aber Thurn erfuhr den Ort ihres Aufenthaltes. Er erschien mit einem Haufen von Bewaffneten, um sich derselben zu bemächtigen. Doch die eben so entschlossene als edle Frau wußte es durch ihre rührenden Vorstellungen dahin zu bringen, daß Thurn nicht weiter in ihre Auslieferung drang. Martiniz verließ Prag am folgenden Tage. Im Gesichte durch Schießpulver unkenntlich gemacht, gelangte er bis zum weißen Berge, wo ihn ein Wagen erwartete, und nach Bayern brachte. Slawata konnte seine Reise nicht eher, als nach einigen Tagen, antreten. Wahrscheinlich verschaffte ihm die Gemahlin des Grafen Thurn die Freyheit, sich retten zu können.

Die gewaltthätige Handlung, die sich die Stände gegen die kaiserlichen Minister erlaubt hatten, war das Zeichen zu einer förmlichen Empörung. Da diejenigen, die an der Spitze standen, eine sehr scharfe Abndung von Seiten des kaiserlichen Hofes befürchten mußten, so blieb ihnen weiter nichts übrig, als sich in eine Verfassung zu setzen, in welcher sie

sie der östreichischen Macht allenfalls Trotz Gleichen konnten. Sie wählten daher wieder, so wie zu Wenzels Zeiten, einen Ausschuß von dreßsig Mitgliedern, die sie Directoren nannten; sie warben Kriegsvolk an, und ernannten den Grafen von Thurn, die Seele ihres Bundes, zum Oberfeldherrn. Im Vertrauen auf diese Anstalten wagten sie es nun, in einem Schreiben an den Kaiser zu erklären, daß sie sich die Freyheit genommen hätten, den Martiniz und Slawata als Friedensstöcker, zu bestrafen, und sie fügten die Bitte hinzu, der Kaiser möchte ihnen die Gewalt der Statthalter übertragen. Die Drohungen, welche die Antwort desselben enthielt, bewirkte, daß sich die Evangelischen noch mit lebhaftern Eifer rüsteten. Auf den Rath des Bischofs Klesel, schickte Matthias einen Minister nach Prag, um einen Vergleich zu vermitteln. Dieser wurde aber durch die Verschiedenheit der Gesinnungen so vereitelt, daß die Directoren dem Erzbischof von Prag, nebst verschiedenen andern Prälaten, imgleichen die Jesuiten, die vornehmsten Urheber ihrer Bedrückungen, aus dem Lande jagten. Matthias würde, wenn er Klesels Rathe hätte

hätte folgen dürfen, durch Nachgiebigkeit die Fortsetzung dieser Empörung, und vielleicht den ganzen dreißigjährigen Krieg, verhinderet haben; allein sein Vetter Ferdinand, ein Werkzeug der Jesuiten, ließ den Bischof Klefel durch zwey Obersten aufheben, und nach Tyrol in Verwahrung bringen. Auch war er der erste, der die Evangelischen feindlich behandelte. Da es aber dem kaiserlichen Hofe, eben so wie andern, an einer stehen: den Armee fehlte, so war das Kriegsvolk, das man den Ständen unter dem General Dampier entgegen stellte, nicht zahlreich genug, und wenn auch der Graf von Bucquoy ein größeres Heer zusammenzog, so wurde die Kriegsmacht der Böhmen, an die sich die Schlesier angeschlossen, durch eine Abtheilung der Unionstruppen, die den Grafen Peter Ernst von Mansfeld zum Oberbefehl: haber hatten, beträchtlich verstärkt. Der Graf von Mansfeld, einer der muthigsten Generale seiner Zeit, hatte den österreichischen Dienst verlassen, und sich zur Union gewendet. Schon hatte er für den Herzog von Savoyen in Italien gekämpft. Jetzt zog er mit 4000 Mann nach Böhmen. Man er:

klärte

klärte sie für Soldtruppen der böhmischen Stände. Sie erstürmten die ansehnliche Stadt Pilsen, und Dampier, dessen Truppen das Land verwüsteten, und die Bauern erbitterten, wurde (im Sept.) von Thurn geschlagen. Die Verlegenheit des kaiserlichen Hofes war um so größer, je weniger die protestantischen Oestreicher sich geneigt fühlten, ihre Glaubensgenossen bekämpfen zu helfen. Während dieser Verlegenheit beschloß Matthias (20. März 1619) sein Leben, und hinterließ die österreichische Monarchie seinem Vetter Ferdinand.

Ferdinand konnte seine Aufmerksamkeit nicht gleich auf die Lage Böhmens richten, weil er schon in Oestreich genug Beschäftigung fand; denn auch das Land ob der Enns wollte dem eifrigkatholischen Ferdinand nicht eher huldigen, als bis er demselben Religionsfreyheit zugesichert haben würde. Bucquoy mußte daher eine Stadt nach der andern besetzen. Indessen drang Thurn, durch schlesisches Fußvolk verstärkt, an der Spitze von 16000 Mann, durch Mähren bis Wien vor. Diejenigen, auf deren Vertheidigung

die

die Hauptstadt damals hauptsächlich rechnen konnten, waren Studenten und italienische Kaufleute. Die Bürger, meistens Protestanten, wollten dem Grafen Thurn schon ein Thor öffnen; schon drangen sechzehn von den österreichischen Herren, die sich gegen Ferdinand verschworen hatten, in das Zimmer desselben; schon konnte Ferdinand ihrer Forderung, die von ihnen aufgesetzten Bedingungen zu unterschreiben, weiter nichts, als die entschlossenste Standhaftigkeit entgegensetzen; als gerade noch zu rechter Zeit 500 von Dampier abgeschickte Reiter in die Stadt einzogen, und die Verschwornen verscheuchten. Thurn setzte die Belagerung von Wien zwar dennoch fort; als aber Mansfeld von den kaiserlichen Generalen Bucquoy, Dampier und Waldstein überwältigt wurde, mußte sich Thurn wieder nach Böhmen zurück ziehen.

Ferdinand, der sich bey dem Antritte seiner Regierung in der bedrängtesten Lage befand; der aus Schlesien und aus den Lausitzen, die sich bereits mit den Böhmen verbunden hatten, und aus Mähren, das sich

zu einer Verbindung mit demselben hinneigte, keinen Beystand erwarten durfte; der selbst von Seiten der Oesterreicher noch von aller Hülfe entblößt war; der vom Vethlen; Gabor und von der Pforte mit Krieg bedroht wurde; der seine Cassen so leer fand, daß er auch an ausländische Soldaten nicht denken durfte, der fühlte das dringendste Bedürfnis, auf eine friedliche Art zur Herrschaft über Böhmen zu gelangen. Eben daher hatte er auch den Ständen dieses Reiches die Bestätigung aller ihrer Vorrechte und Freyheiten, und also auch des Majestätsbriefes, zugesichert; aber die Häupter derselben, die sich damals beleidigt glaubten, weil Ferdinands Schreiben nicht an sie gerichtet war, wollten sich auf nichts einlassen. Doch Ferdinand ließ sich dadurch nicht abhalten, in Ansehung eines Vergleiches einen neuen Versuch zu machen. Er schickte in dieser Absicht seinen obersten Hofmeister, Adam von Waldstein, nach Böhmen. Die Bedingungen, die dieser den vereinigten Ständen antrug, leisteten ihren billigen Wünschen Gütze. Ferdinand wollte, um ihnen alle Sicherheit zu gewähren, seine Armee sogleich abziehen lassen; er wollte ihnen drey der

Gallitz Wetzg. 12r Th. B mäch

mächtigsten Fürsten, unter andern den Kurfürsten von Sachsen, als Bürgen stellen. Aber Thurn und Raupowa, an welche Waldstein seine Aufträge ausrichtete, ließen sie gar nicht zur Wissenschaft der übrigen kommen, weil ihnen, der eingegangenen Verbindungen wegen, eine Ausöhnung mit Ferdinand gar nicht willkommen war. Um demselben auch von Seiten des deutschen Reiches alle Unterstützung zu entziehen, wollten sie ihn nicht Kaiser werden lassen. Sie schickten daher eine Gesandtschaft nach Frankfurth, um Ferdinands II. Kaiserwahl zu verhindern; Ferdinand wurde aber demungeachtet (18. Aug.) Reichsoberhaupt. Nun blieb ihnen nichts übrig, als ihm seine Rechte auf Böhmen, und die mit ihm verbundenen Länder, abzusprechen. Die Vornehmsten unter dem Herrenstande, und der Ritterschaft, die dem Hause Oestreich treu blieben, wurden von den übrigen Ständen ihrer Ämter entsetzt und verbannt. Unter ihnen befand sich Albrecht von Waldstein. Die vereinigten Herren waren aber wegen der Regierungsform, die sie einführen wollten, verschiedener Meynung. Einige stimmten für die Ver-

fassung

fassung eines Freystaates; die meisten erklärten sich jedoch für die Beybehaltung der Königswürde. Unter mehrern, die jetzt als Throncandidaten in Vorschlag kamen, befaßten sich die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen. Der letztre aber erregte, als ein eifriger Lutheraner, den böhmischen Brüdern Besorgniß. Man vereinigte sich daher in der Wahl des Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz, des Oberhauptes der Union; ein Umstand, der ihn ganz vorzüglich empfahl. Der zwanzigjährige, mit keinen besondern Fähigkeiten ausgerüstete Friedrich, hatte zu wenig Erfahrung und Klugheit, um das Gefahrvolle des Handels, in welchen er sich einließ, richtig zu beurtheilen. Sein Hofprediger Scultetus, der sich damahls bey der kurpfälzischen Gesandtschaft zu Frankfurth befand, fühlte sich, so wenig er sich sonst in Hofangelegenheiten mischte, jetzt besonders bewogen, seinem Fürsten die Annahme der ihm angebotenen Königswürde zu widerrathen. Aber Friedrichs eitle Gemahlin Elisabeth, die Tochter Jacobs I von Großbritannien, sehnte sich so leidenschaftlich nach einer Krone, daß sie

den Besitz derselben ihrem Gemahle mit hinreißender Beredsamkeit schilderte. So entschloß sich Friedrich endlich, König zu werden. Aber er konnte sich, als er das Wahldecret unterschrieb, der Thränen nicht enthalten. So innig war sein Gefühl von der Gefahr, in die er sich, als Gegner des mächtigen östreichischen Hauses verwickelte.

Friedrich begab sich nun nach Prag, um sich daselbst (4. Nov.) krönen zu lassen. Da weder Er noch seine Rathgeber, die Kunst verstanden, seine Sache zur Sache der Religion zu machen, und das Interesse der protestantischen Union in das seinige zu weben, so fanden die Mitglieder der Union es auch nicht für nöthig, die Ausführung seines Planes zu unterstützen, und so gelang es dem kaiserlichen Hofe um so eher, dieselben von der Rathsamkeit der Neutralität zu überzeugen. So blieb der unvorsichtige Friedrich bloß seiner nicht sehr beträchtlichen Macht, und der Unterstützung seiner neuen Unterthanen, überlassen. Doch das Zutrauen der letztern sich zu erwerben, verstand Friedrich gleichfalls nicht. Er wollte die bis-

herigen

herigen Kirchengebräuche der Ultrakisten gegen die reformirten vertauschen. Ein Volk leidet aber nichts weniger gern, als Veränderungen, die mit seinen Grundsätzen in Religionsfachen nicht übereinstimmen. Die glänzenden Feste, durch die Friedrich sich und seine neuen Unterthanen zu belustigen suchte, waren den böhmischen Brüdern ein Aergerniß. Diese Leppigkeit, und die die Reize so wenig verbergende Kleidung der Frauen an Friedrichs Hofe, stimmte mit ihren schwärmerisch-frommen Gesinnungen gar nicht überein. Doch Friedrichs Bemühungen, die Liebe seiner neuen Unterthanen sich zu erwerben, würden ihre Absicht vielleicht nicht ganz verfehlt haben, wenn Friedrich die Klugheit und Sorgfalt eines Regenten im Ganzen mehr auszuüben gewußt hätte. Da sein Thron, wenn er fest stehen sollte, mit Muth und Entschlossenheit verteidigt werden mußte, so war der wichtigste Gegenstand für Friedrichs Aufmerksamkeit ein zahlreiches und vertrauensvolles Heer. Um dieses zu bilden, fehlte es aber dem jungen König an den für einen Feldherrn erforderlichen Eigenschaften, fehlte es ihm an einer reichlich gefüllten Kriegscasse.

casse. Zwar rechnete er darauf, daß ihn sein Schwiegervater Jacob I mit Geld unterstützen würde; aber er rechnete auf diese Unterstützung vergeblich. Eben so täuschte sich Friedrich in seiner Erwartung von dem, was die böhmischen Stände für die Verhauptung der neuen Regierung thun würden. Die Directoren bewiesen sich aber nur in der Füllung ihrer eignen Cassen emsig. Die Bürger von Prag verweigerten auch alle Geldbeyträge. Zu einem Landtage, den Friedrich ausschrieb, fanden sich nur sehr wenige Herren und Ritter ein. Es fehlte also Friedrichen durchaus an Gelde. Seine eignen Mittel hatte Friedrich schon ganz erschöpft. Er hatte für mehr als 200000 Thaler Geschütz und Kriegsbedürfnisse nach Böhmen geschafft; er unterhielt auf seine eignen Kosten 7000 Mann Fußvold und 1200 Reiter, deren monatlicher Sold 80000 Gulden betrug; er hatte den böhmischen Ständen überdies noch 300000 Gulden vorgeschossen. Freylich hatte er auch zu viel Geld auf Lustbarkeiten und Vergnügungen gewendet. Der Geldmangel wirkte aber ganz außerordentlich zu seinem Nachtheile. Die Soldaten seiner

Armee

Armee, die sich kaum auf 34000 Mann beliefen, wurden schlecht bezahlt, und litten an allen Bedürfnissen Mangel. Diesen Mangel suchten sie durch Rauben und Plündern zu ersetzen. So gereichten sie denen, die sie beschützen sollten, bald zur Last. Diese Soldaten wurden aber auch von unzufriedenen Feldherren angeführt. Friedrich, der selbst noch gar keine Kriegserfahrung hatte, ernannte den Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg zum Oberbefehlshaber seines Kriegsvolkes. Dieser, der schon die deutschen Schaaren, die (1591) dem Könige Heinrich IV, und den Huguenotten zu Hülfe, nach Frankreich gezogen waren, ins Feld geführt, und, als Friedrichs Statthalter in der Oberpfalz, eine unerschütterliche Anhänglichkeit für denselben bewiesen, auch die Festung Jülich erobert hatte, schien seines Vertrauens nicht unwürdig; allein Thurn und Mansfeld fühlten sich doch sehr gekränkt, daß sie dem Befehle desselben unterworfen seyn sollten.

Ganz anders waren die Kriegsanstalten Ferdinands II beschaffen. Seine Kriegskasse

ers

erhielt an einer Million Gulden, die Philipp III von Spanien ihr widmete, einen beträchtlichen Zufluß. Auch rückte ein Heer von 25000 Mann, von Spinola geführt, gegen Friedrichs pfälzische Erblande an. Die Ligue betrachtete Ferdinands Sache als eine für die ganze katholische Christenheit wichtige Angelegenheit. Ihr Oberhaupt, der den Vetter Friedrich an Klugheit weit übertreffende Herzog Maximilian von Bayern, Ferdinands Schwager und Jugendfreund, ein warmer Verehrer des katholischen Kirchensystems, schloß mit jenem ein besondres Bündniß, das, wie er, ohne tiefe Politik, voraussehen konnte, seinem Hause zum Vortheile gereichen mußte. Er sammelte aus seinen eignen Mitteln eine Armee von 25000 Mann, die den Grafen Johann Tzerklas von Tilly zum Oberhaupte hatte. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der bereits 20000 Mann unter seinen Fahnen zählte, ließ sich von seinem Hofprediger, dem D. Hoe, einem Oestreicher, zur Verbindung mit dem Kaiser bereben. Der Papst bewilligte dem Kaiser, gleichsam als wenn von einem Kreuzzuge gegen Ungläubige die Rede wäre,

wäre, nicht nur den Zehnten, sondern versprach ihm auch, so lange dieser Krieg dauern würde, monatlich 20000 Ducaten. Auch der Großherzog von Toscana, und andre italienische Fürsten, verstanden sich zu Geldbeyträgen. Nun strömten dem Kaiser von allen Seiten alte und geübte Kriegsleute zu.

Diese nachdrucksvollen Kriegsrüstungen des Kaisers schienen, wegen der anfangs ziemlich glücklichen Unternehmungen der Böhmen, sehr nöthig zu seyn. Man hatte, theils wegen der Feindseligkeiten, mit welchen Bethlen Gabor in Oberungern drohete, theils wegen der ungünstigen Gesinnungen, welche die Niederöstreicher zu äußern fortführen, den General Bucquoy aus Böhmen zurückrufen müssen. Thurn drang hierauf mit 30000 Mann abermahls bis Wien vor. An seine Truppen schlossen sich 12000 Mann von den Hülfsvolke des Bethlen: Gabors an, der mit 60000 Mann, die ihm meistens in Ungern zuliefen, bis Presburg vorrückte, der mit der Hälfte derselben das Heer des Grafen von Thurn verstärkte. Bucquoy sah sich nun (1619 Oct.) zum Rückzuge

zuge über die Donaubrücke genöthigt, während daß diese von Waldstein vertheidigt wurde. Thurns Versuche, über dieselbe vorzudringen, wurden so lange vereitelt, bis die schlechte Herbstwitterung ihn nach Böhmen zurücktrieb. Die Truppen seines Bundesgenossen Bethlens brachten ihm auch mehr Schaden, als Vortheil. Sie verschwendeten die Vorräthe von Lebensmitteln, die zu einem längern Aufenthalte in dieser Gegend unentbehrlich waren, und zogen, als Bethlen mit dem Kaiser sich verglich, gar wieder ab.

Die kaiserliche Macht, die, nachdem sich Bucquoy und Tilly in Launde ob der Ens vereinigt hatten, sich auf 50000 Mann belief, war nunmehr (1620) der Armee Friedrichs so überlegen, daß diese das Eindringen derselben in Böhmen nicht verhindern konnte. Sie erwartete den Herzog Maximilian, den Oberanführer des vereinigten Heeres, bey Rakontz in einem wohlverschanzten Lager. Maximilian ließ sie aber hier stehen, und rückte gerade gegen Prag heran. Friedrichs Armee eilte hierauf, in ziemlicher Unordnung, gleichfalls dahin. Ihr Oberbefehlshaber, der Fürst

Fürst Christian von Anhalt, glaubte ihr auf dem weißen Berge eine sichere Stellung zu geben. Er fieng an sich zu verschanzen; diese Arbeit wurde aber, wegen der großen Unlesigkeit unter seinen Soldaten, nicht mit gehörigem Eifer betrieben. Maximilian, den schon der Mangel an Lebensmitteln zu einer Schlacht aufforderte, wollte der Vollendung der Verschanzungen zuvorkommen. So begann (8. Nov.) eine der entscheidendsten Schlachten in dem ganzen Kriege. Friedrich behandelte die ernsthafteste Sache mit einem so unverzeihlichen Leichtsinne, daß er ihr nicht einmahl das Vergnügen der Tafel aufopfern wollte. Erst nach dem Genuße derselben, wollte er sich bey seinem Heere einfinden, und den Sieg, den dieses indessen ersehten würde gleichsam zum Vergnügen des Nachstiches brauchen. Gleich nach dem Anfange der Schlacht, hatten ihn seine Feldherren, durch einen besondern Abgeordneten, bitten lassen, den Muth seiner Krieger durch seine persönliche Gegenwart anzufeuern; die angenehme Unterhaltung mit dem englischen Gesandten und den Damen fesselte ihn aber so innig an die Tafel, daß ihm der Entschluß, sich

sich von ihr zu trennen, große Ueberwindung kostete. Er stieg endlich zu Pferde, und ritt nach dem Thore; als er es aber verschlossen fand, begab er sich auf den Wall, um von dem Schicksal seiner Armee einen Zuschauer abzugeben. Diese schien Anfangs glücklich vorzudringen; allein Bucquoy, der, der empfangnen Wunde ungeachtet, noch immer zu Pferde saß, entschied durch seine klugen Anordnungen den Ausgang dieser Schlacht so sehr zum Vortheile des Kaisers, daß die Böhmen eine völlige Niederlage erlitten, daß 6000 von ihnen getödtet und verwundet, und 500, unter welchen sich auch mancher General befand, gefangen wurden. Den Vereinigten soll dieser Sieg nicht mehr als 250 Mann gekostet haben. Der Fürst Christian eilte mit dem Ueberreste des unglücklichen Heeres nach Prag. Friedrich ließ sich von dem Herzoge von Bayern einen Waffenstillstand auf 24 Stunden ausbitten; aber kaum auf 8 Stunden wurde er ihm bewilligt. Diesen benutzte er, um sich am frühlichen Morgen des folgenden Tages (9 Nov.) durch die Flucht zu retten. Er ließ die Krone, nebst den übrigen Kleinodien, und dem

dem Hauptarchive, einpacken, und alles zur Abreise zurüsten; aber die Verwirrung war so groß, daß die eingepackten Wagen stehen blieben. Friedrichs Generale waren vom Schrecken so betäubt, daß sie alle Vertheidigungsanstalten vergaßen. Auf die Anfrage der Bürger von Prag, was sie in diesen Umständen zu thun hätten, gab ihnen Friedrich die Antwort, sie sollten sich mit dem Feinde zu vergleichen suchen, und nun ließ er sich durch keine Vorstellungen, durch keine Bitten, abhalten, seine Flucht nach Breslau zu beschleunigen.

Wenn Friedrich seine Königsrolle so schlecht spielte, so war dieß freylich nicht allein die Schuld seiner geringen Fähigkeiten. Er hatte, seinen neuen Unterthanen zum Vexen, alle seine Kräfte erschöpft, und dennoch thaten sie so wenig, um ihm seine Königswürde behaupten zu helfen, und dens noch stimmten sie in dem Augenblicke, wo Einnigkeit so nöthig war, so wenig überein! Doch beyde Theile wurden wegen ihrer unüberlegt und unbehutsam ausgeführten Unternehmung genug gezüchtigt. Friedrich mußte aus

aus einem Lande in das andre fliehen, und die böhmischen Herren verlohren ihre Rechte, ihre Güther, und zum Theil ihr Leben.

Der brave Graf von Mansfeld, der mit den Unionstruppen jetzt fast allein noch im Felde stand, sah sich gezwungen, Böhmern der kaiserlichen Uebermacht zu überlassen. Elawata und Martiniz, die, wegen der Behandlung, die sie von den evangelischen Ständen erfahren hatten, von Rache glüheten, wußten, durch den Jesuiten Lasmormain, Ferdinands Beichtvater, unterstützt, denselben zu einer unbarmherzigen Bestrafung der Empörer zu bestimmen. Neben dem Rathhause in der Altstadt wurde eine hohe Bühne errichtet, um dem bestäubten Volke ein warnendes Schauspiel des Schreckens zu geben. Die Reihe der 27 Männer, die hingerichtet wurden, begann der Graf Joachim Andreas Schlick, gewesener böhmischer oberster Landrichter, den der Kurfürst von Sachsen, auf den Rath seines Hofpredigers Hoe, ausgeliefert hatte. Diese Hinrichtung glich überhaupt derjenigen, die Christian II. zu Stockholm vornehmen ließ.

ließ. *) Weil Johann Hesse, ein berühmter Mann, Lehrer der Universität zu Prag, und Rector derselben, durch seine Reden zum Aufstande gereizt hatte, so wurde ihm, ehe man ihn enthauptete, vorher die Zunge ausgeschnitten. Der altstädter Stadtschreiber stand eine ganze Stunde hindurch mit der Zunge an den Galgen genagelt. Viele andre wurden geköpft, mit Ruthen gepeitscht, in ein lebenslängliches Gefängniß eingesperrt, ihrer Güter beraubt. Die Geldbegierde der kaiserlichen Minister trieb die Sache so weit, daß der Kammer ihres Monarchen vierzig Millionen Gulden für verkaufte Güther zuflößen, daß aber auch sehr viele Familien ganz verarmten. Der Kaiser hielt sich berechtigt, den protestantischen Böhmen alle Religionsfreyheiten zu entziehen. Man verjagte daher die protestantischen Prediger, und übertrug es einer eignen Commission, die protestantische Religion völlig zu unterdrücken. Man rechtfertigte dieses harte Verfahren durch die unbesonnenen Reden, die einige evangelische Prediger auf der Kanzel geführt hatten. Ferdinand durchschnitt mit eigener

*) Theil XI, S. 28.

eigner Hand den Majestätsbrief, und verbrennte das Siegel desselben. Seine Unduldsamkeit brachte dem schönen Böhmen großen Nachtheil. Gegen 30000 Familien, und unter diesen viele tausend geschickte Handwerker, Künstler, Kaufleute, viele gute Officiere, eine große Anzahl gelehrter Männer, und die meisten Herren vom alten böhmischen Adel, wanderten nach Sachsen, Brandenburg, Preussen, Holland, nach der Schweiz, nach Siebenbürgen aus. Die protestantische Religion wurde zu gleicher Zeit auch in Oesterreich unterdrückt. Aber wie sehr untergrub der übertriebene Religionsseifer den Wohlstand dieser Länder! Da die Lausitz und Schlesiens von dem Kurfürsten von Sachsen, schon vor der Schlacht auf dem weißen Berge (im Sept.) der Herrschaft des Kaisers wieder unterworfen waren, und Mähren schon bey Bucquoy's Annäherung zu derselben zurückkehrte, so sah sich Ferdinand wieder im Besitze der ihm durch die Empörung entzogenen Erbländer, so konnte er um so ungestörter daran arbeiten, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz seine Rache fählen zu lassen.

Dieser

Dieser befand sich in einer sehr bedrängten Lage. Der Kurfürst von Sachsen wußte ihm keinen andern Rath zu geben, als sich der Gnade des Kaisers zu überlassen. Bethlen Gabor machte ihm nur entfernte Hoffnung zum Beystande; er beschloß daher, von den schlesischen Ständen mit 60000 Gulden beschenkt, ihr Land zu verlassen, und nach Berlin zu gehen. Aber auch hier fand er nicht lange eine Zuflucht. Der Kurfürst Georg Wilhelm, der sich durch seine Aufnahme die kaiserliche Ungnade zuzuziehen befürchtete, hath ihn an gelegentlichst, seine Reise fortzusetzen. Hamburg durste ihn, als eine Reichsstadt, auch nicht lange in seinen Mauern dulden. Es blieb ihm daher weiter nichts übrig, als nach Holland zum Prinzen Moriz von Nassau zu gehen, der, als ein Feind Spaniens und also auch des österreichischen Hauses, keine Ursache hatte, ihm den Aufenthalt bey sich zu verwehren. Friedrich war jetzt auch seinem Schwiegervater, dem Könige Jacob I., um so näher, der sich endlich, aber spät genug, wie seine Tochter und sein Schwiegersohn dem völligen Untergange

Galletti Weltg. 12r Th. E nahe

nahe waren, zu einer Unterstützung an Geld und Mannschaft entschloß.

Der Herzog Maximilian von Bayern, der sich um Ferdinand II durch die Wiedereroberung Böhmens ein so ausgezeichnetes Verdienst erworben hatte, machte, wegen der auf diese Unternehmung verwendeten dreizehn Millionen Gulden, auf eine völlige Entschädigung Anspruch. Wie konnte aber der Kaiser die Forderung desselben leichter befriedigen, als wenn er ihm das Land des unglücklichen Friedrichs einräumte? Friedrich war ja ein Beleidiger der kaiserlichen Majestät, ein Störer des Landfriedens. Ferdinand glaubte sich daher (1621 Jan.) berechtigt, denselben in die Acht zu erklären. Er trug die Vollziehung dieser Achteklärung, mit welcher der Verlust aller von Friedrich besessenen Würden und Länder verbunden war, dem Könige von Spanien, als dem Besitzer des burgundischen Kreises, ingleichen den Herzogen von Bayern, und der Ligue, auf. Die Union hatte sich zwar die Vertheidigung der Unterpfalz vorbehalten; ihre Kriegsmacht war jedoch so unbeträchtlich, daß die Spanier,

nier, als sie von den Niederlanden aus, das schöne Land überschwebmten, gar keinen Widerstand fanden. Der Schrecken, den ihre unbarmherzige Behandlung desselben verursachte, bewog zuerst die mit der Union verbundenen Städte, sich von derselben zu trennen, und da dieser Bund mit dem May dieses Jahres (1621) ohnedieß zu Ende gieng, so benutzten Ferdinands II Freunde diesen Umstand, um die Mitglieder desselben zur völligen Auflösung zu bereden. Dieser Bund hatte ja bereits seine ganze Kraft verlohren. Friedrich von der Pfalz, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg zu Jägerndorf, der Fürst Christian zu Anhalt, der Graf Friedrich von Hohenlohe, waren in die Acht erklärt, und gedemüthigt. Der Herzog von Wirtemberg und der Markgraf von Baden fürchteten sich vor den Spaniern.

Unter diesen Umständen hatte der einzige Mansfeld noch Muth und Entschlossenheit genug, die Rettung der Länder Friedrichs nicht ganz aufzugeben. Doch, ohne Gefahr, Land und Leute zu verlieren, sah er den Krieg als seinen einzigen Erwerbszweig an, konnte es

C 2

ihm,

ihm, nach der damaligen Art, niemals schwer werden, ein ziemlich beträchtliches Heer blos vom Rauben und Plündern zu erhalten. Seine Soldaten, die er nicht bezahlen konnte, hatten seinen Zufluchtsort in Böhmen, die Stadt Pilsen, an den Kaiser verkauft. Mansfeld eilte hierauf nach der Oberpfalz, wo er, größtentheils von abgedankten Unions- truppen, bald wieder eine Armee von 20000 Mann zusammenbrachte, an welche sich der Herzog Wilhelm von Weimar mit 3600 Mann anschloß. Schon waren die fräntzischen Stifter, wegen Mansfelds Plünderungen und Brandschatzungen, in der lebhaftesten Verzorniß, als die ligistische Armee unter Tilly den Mansfeld so sehr in Verlegenheit setzte, daß er auch diesen Schauplatz seiner Thätigkeit verlassen mußte. Ein kühner und schlauer Marsch brachte ihn, während daß er den Tilly durch Vergleichsunterhandlungen täuschte, nach der Unterpfalz. Gerade kam er noch zu rechter Zeit an, um die Stadt Frankenthal, die von dem spanischen Generale Cordova belagert wurde, zu retten. Den General Tilly, der fast zu gleicher Zeit mit ihm in der Pfalz angekommen war, schlug er

er (1622 April) bey Wiseloch, und nun konnte er ziemlich ungestört die rheinischen Stifter plündern und brandschatzen.

Mansfelds Entschlossenheit schien den Bundesgenossen Friedrichs neuen Muth einzulösen. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden sammelte ein neues Heer von 15 bis 20000 Mann, an welches sich der Herzog Wilhelm von Weimar anschloß. Der König Christian IV von Dänemark, der von Jacob I von Großbritannien, seinem Verwandten, und von den niedersächsischen Fürsten, zur Rettung Friedrichs und der protestantischen Religion aufgefordert wurde, rüstete sich mit Eifer zum Kriege. Schon jetzt aber bewies sich der Herzog Christian von Braunschweig, ein junger Fürst voll Muth und Kühnheit, von seinem Jünglingsalter an in den niederländischen Kriegen gebildet, ungemein thätig. Der Kaiser wollte ihm den Besitz des Bisthums Halberstadt entziehen. Friedrich wagte es bey diesen günstigen Ausichten, sich durch die Niederlande und durch Frankreich nach der Pfalz zu schleichen.

Die Kriegsmacht, die sich für ihn in Bewegung setzte, wäre, von einem einzigen klugen und erfahrenen Feldherrn gelenkt, groß genug gewesen, um nicht nur die Unterpfalz wieder zu erobern, sondern auch Friedrichs Lage überhaupt zu verbessern. Seinen Bundesgenossen standen jetzt bloß noch die Ligue und Maximilian entgegen. Der letztere schien sich damit zu begnügen, die Oberpfalz erobert zu haben, und Tilly, der Oberbefehlshaber der ligistischen Armee, konnte den Bundesgenossen Friedrichs nicht Kräfte genug entgegensetzen. Die Spanier waren nun wieder mit den Holländern beschäftigt. Der Kaiser brauchte seine Armee gegen den Bethlen Gar-
bor, der, nachdem die Zeit des Waffenstillstandes verstrichen war, Niederungen von neuem überschwemmte, und sich zu Presburg die Krone aufsetzen ließ. Bucquoi mußte daher Böhmen verlassen, um sich dem Bethlen entgegenzustellen. Der brave Feldherr ward in der Belagerung von Neuhausel (1621 Jun.) ein Opfer seines Muthes. Dampier hatte schon früher, vor Presburg, seinen Tod gefunden. Bethlen, an welchen sich Thurn nebst den gesüchteten Böhmen angeschlossen, drang
bis

bis an die österreichische Gränze vor. Hätten sich Friedrichs Bundesgenossen damals gleichfalls recht thätig bewiesen, so würde sich Ferdinand in einem sehr lebhaften Gedränge befunden haben. Ihre Kriegsanstalten geriethen jedoch nicht eher zur Vollkommenheit, als bis Bethlen (im Dec.) mit dem Kaiser einen vortheilhaften Vergleich geschlossen hatte. Nun befand sich aber der Kaiser in dem Stand, die Unternehmungen in Deutschland mit größerm Nachdrucke zu unterstützen, und Friedrichs Bundesgenossen hatten bald Ursache, die traurigen Folgen ihrer Langsamkeit, und ihrer geringen Einstimmung, zu fühlen.

Jeder derselben wollte seine eigne Rolle spielen. Streifzüge, auf welchen Raub und Beute zu erwarten waren, schienen ihre Hauptsache zu seyn. Mansfeld gieng, anstatt die Pfalz zu vertheidigen, nach Elsaß, weil ihm und seinen Soldaten die Reichthümer des herrlichen Landes entgegen lachten. Der Herzog Christian begann seine kriegerischen Unternehmungen mit der Plünderung und Brandschatzung der westphälischen Stifter. Aus der Domkirche zu Münster nahm er die
silber:

silbernen Bildsäulen der zwölf Apostel mit. Die Worte Christi: „gehet hin in alle Welt“ und „Gottes Freund der Pfaffen Feind“ die er auf die daraus geprägten Münzen setzen ließ, schienen ihm seinen Raub zu rechtfertigen. Aus der Kirche zu Paderborn entwendete er die massiv goldne 80 Pfund schwere Statue des heil. Liborius. Der Markgraf von Baden, der den Hauptzweck dieser Rüstungen noch am meisten im Auge behielt, rückte gegen den General Tilly, der bey Heilsbronn stand, muthig an; aber der schlaue Feldherr überraschte ihn bey Wimpfen (1622 am 6. May) so glücklich, daß er Geschütz, Kriegscasse, kurz alle Vorräthe, verlor. Dennoch entsank ihm der Muth nicht. Seine zerstreuten Leute waren bald wieder gesammelt, und er vereinigte sich nun mit Mansfeld. Aber während daß diese manche kleine Unternehmung glücklich ausführten, ließ sich Herzog Christian, der jetzt auch die Vischümer am Oberrhein zu plündern wünschte, (19. Jun.) bey Höchst, wo er über den Mayn gehen wollte, von Tilly und Cordova so entscheidend schlagen, daß er froh seyn mußte, mit dem Ueberreste seines Heeres an Mans-

Mansfeld und Baden sich anzuschließen. Die vereinigten Feldherren sollten jetzt alle ihre Kräfte zur Vertheidigung der von Tilly angegriffenen Pfalz aufbiehen; aber ihr Mangel an allerley Bedürfnissen, und vornehmlich an Geld, war so groß, daß sie, um demselben abzuhelpen, wieder nach Elsaß gehen, und die Pfalz preisgeben mußten. Während ihrer Entfernung mußte sich sowohl Heidelberg (im Sept.) als Mannheim (im Oct.) dem Tilly übergeben, und dieser sah nunmehr die ganze Unterpfalz in seiner Gewalt. Die schöne Bibliothek zu Heidelberg, von welcher ein Theil durch die traurigen Folgen der Erstürmung dieser Stadt vernichtet worden war, verehrte der Herzog von Bayern dem Pabste. Sein unglücklicher Vetter, Friedrich, der bey der Armee, die seinen Namen führte, eine armseelige Rolle spielte, hatte jetzt keine andre Aussicht, als durch die Vermittlungen seiner Freunde zur Gnade des Kaisers einen Weg zu finden. Die erste Verbindung, mit welcher diese Aussicht in nothwendiger Verbindung stand, war die Niederlegung der Waffen, und zu dieser rieth dem Friedrich hauptsächlich sein Schwiegervater, Jacob

Jacob I, durch spanisch: östreichsche Ränke getäuscht, und durch die Hoffnung zu einer Vermählung seines Kronprinzen mit einer spanischen Prinzessin verblendet. *) Friedrich gab also den Feldherren, die für seine Rettung so viel versucht hatten, ihren Abschied.

Christian und Mansfeld, für welche der Kriegsherr im Grunde gleichgültig war, wenn sie nur ihre Plünderungen und Brandschatzungen fortsetzen konnten, boten hierauf ihre Dienste dem Kaiser an. Dieser traute ihnen jedoch keine aufrichtige Ergebenheit für sein Interesse zu. Sie mußten daher ihr Glück anderswo versuchen. Durch Lothringen nach den Niederlanden ziehend, weil sie in dem zwischen Spanien und Holland wieder ausgebrochenen Kriege neue Beschäftigung zu finden hofften, kamen sie, abgemattet, hungrig und krank, doch wohl geübt und erfahren, bis nach Fleurus oder Fleury in der Grafschaft Namur. Hier griffen sie (1622 am 29. Aug.) den spanischen General Cordova mit einem so glücklichen Erfolge an, daß die Spanier 4000 Mann, nebst Geschütz und Ge-

Gepäck, verloren. Aber dieser Sieg, den ihnen die Spanier noch obendrein streitig machten, kostete auch ihnen viele brave Leute. Unter den Todten befand sich der Herzog Friedrich von Sachsen: Weimar, ein älterer Bruder des großen Bernhards, und dem Herzoge Christian wurde durch eine Drathkugel der linke Arm so schrecklich zerschossen, daß er ihn mußte ablösen lassen. Des schnellen Marsches wegen, nahm das Kriegsvolk der Vereinigten, durch Krankheiten und Ausreissen so beträchtlich ab, daß sie nur mit einem kleinem Theile desselben bey Breda, und bey dem Prinzen Moriz, anlangten. Dennoch bewirkte ihr Anmarsch, daß Spinola die Belagerung von Bergen op Zoom nicht weiter fortsetzte. Die Holländer die der raubfichtigen und muthwilligen Soldaten aber bald überdrüssig waren, schickten sie, sobald sie derselben entbehren zu können glaubten, wieder fort. Mansfeld zog hierauf nach Ostfriesland, wo er für seine Leute eine reichliche Nahrung zu finden hoffte. Christian, der von der Kurfürstin Elisabeth, die er in Holland hatte kennen lernen, so eingenommen war, daß er, als ein echter Ritter, alles

*) Theil XI, S. 316.

alles für sie zu thun versprach; daß er ihren Handschuh beständig auf seinem Hute führte; „alles für Gott und sie!“ auf seine Fahnen setzen ließ, gieng nach Niedersachsen, wo die Fürsten sich rüsteten, um dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers einen kraftvollen Widerstand entgegen setzen zu können. Bald hatte er (1623), mit Hülfe der Herzöge Johann Ernst und Bernhard von Sachsen; Weimar, die ihm 5000 Mann stellten, wieder ein ansehnliches Heer beisammen, als die niedersächsischen Stände, durch Tilly's Anmarsch in Schrecken gesetzt, sich mit dem Kaiser in tauschende Unterhandlungen einließen. Da nun Herzog Christian hier nichts mehr zu thun fand, so rückte er nach Westphalen, um sich wieder dem Dienste der Holländer zu widmen. Aber bey Loo (im Münsterschen 6 Aug.) erfocht Tilly, mit 20000 Mann, einen eben so leichten, als entscheidenden, Sieg über denselben, weil Christians Kriegseute sogleich allen Muth verlohren hatten. Unter den Gefangnen befanden sich zwei Herzöge von Sachsen, Wilhelm von Weimar und Friedrich von Altemburg. Jenen, den ein Schuß vom Pferde gewor-

geworfen hatte, fand man kraselos unter den Todten. Er kam nach Wien, wo die Geschiedlichkeit im Dreckseln ihm die Gnuß der Kaiserin so sehr erwarb, daß sie ihm nach 16 Monathen seine Freiheit verschaffte. Der traurige Ueberrest von Christians Armee, noch keine volle 4000 Mann, kam endlich in Holland an. Mansfeld mußte in Ostfriesland seinen Soldaten alles gestatten, was Bedürfniß und Muthwillen ihnen ein gab. Dieß bewog die Stände dieses Landes, ihm 300000 Gulden zu geben, damit er weiter ziehen möchte. Diese Summe brauchte er nun, um seine Leute zu bezahlen, und abzukanken. So waren jetzt alle die Armeen, die sich zu Friedrichs Rettung thätig bewiesen hatten, aufgelöst.

Friedrich hatte indessen, in Holland, auf die Erlaubniß, sich dem Kaiser zu Füßen werfen zu dürfen, vergeblich gewartet. Ferdinand, der keine bestimmte Versprechung von sich gegeben hatte, glaubte sich gar nicht verbunden, seinen Plan, Friedrichs Untergang zur Belohnung seines Freundes, des Herzogs von Bayern zu benutzen, aufzugeben.

ben. Auf einem sogenannten Kurfürstentage, der zu Anfang dieses Jahres (1623 Jan.) zu Regensburg gehalten wurde, war es dem Kaiser sehr leicht, die meisten Stimmen für seinen harten Ausspruch über den unglücklichen Friedrich zu gewinnen. Unter sieben Kurfürsten waren ja drey geistliche, welche die Vergrößerung des bayrischen Fürstenthums, auf Kosten einer calvinischen Familie, sehr gern sahen. Der Kurfürst von Sachsen verweigerte zwar seine Einwilligung einige Zeit; aber die Oberlausitz, die man ihm für seine 7 Millionen Gulden Kriegskosten, als ein Unterpfand, einräumte, hob seine Bedenklichkeiten. Auf den fortdauernden Widerspruch des Kurfürsten von Brandenburg wurde gar nicht geachtet. So verlor also Friedrich sein Land und sein Würde, und nachdem dieser Krieg fünf Jahre gedauert hatte, genoß Ferdinand die Freude, fast niemand von seinen Feinden mehr in den Waffen zu sehen.

Um eben diese Zeit endigte sich auch das schreckliche Unwesen der Ripper und Bipper, welches das durch den zuchtlosen Krieg verursachte

ursachte Unglück der Bewohner Deutschlands noch vermehren half. So wie in unsern Zeiten mehr als ein Fürst den innern Werth seines Geldes in der Stille verringerte, um seinem Vorrathe edler Metalle eine größere Ausdehnung zu geben, so geschah dieß auch zu Anfang des dreyßigjährigen Krieges. Verschiedene deutsche Fürsten, unter welchen der Kurfürst von Sachsen die erste Stelle einnahm, bedienten sich dieses tadelnswürdigen Mittels, um ihren großen Aufwand bequemer bestreiten zu können. Johann Georg legte, außer seiner Hauptmünzstadt zu Dresden, noch verschiedene Landmünzstädte an, die sämmtlich verpachtet wurden. Der Pächter der dresdenschen zahlte (1621) dem Kurfürsten für jede Woche 300 Guldin. Der kurfürstliche Generaldirector aller dieser verpachteten Münzen, ein Herr von Brandenstein, vergaß seinen Vortheil auch nicht. Die Münzpächter wurden bald wieder gegen solche vertauscht, die noch mehr boten. Sie mußten also die Zeit ihres Pachtens auf die möglichst beste Weise zu benutzen suchen, und dieß mußte auf den innern Werth der Münzen die sie prägten, einen schlimmen Ein-

Einfluß haben. Die Münzmeister bestanden aus verdorbenen Kaufleuten, Goldschmiedten, und andern dergleichen Leuten. Ihre Gehülfen waren, weil sich gelehrte Münzgesellen vor solchen Münzstädten schenten, schlechte Arbeiter. Alles dieses trug zur außerordentlichen Vermehrung des schlechten Geldes bey. Bald fehlte es aber für die vielen Münzstädte an einem hinlänglichen Vorrathe von Silber. Um den Mangel zu ersetzen, schmolz man die alten guten Münzsorten ein, und die Auswechsler trieben ihr Geschäfte mit einer solchen Thätigkeit, daß das alte Geld bald verschwunden war. Nun mußte man zum Silbergeschirre seine Zuflucht nehmen. Als auch dieses nicht mehr hinreichte, prägte man das schlechte Geld zu noch schlechteren Münzsorten um. Die Menge des Kupfers, die man zu denselben brauchte, verschlang am Ende alles kupferne Küchengeräthe. Der Centner Kupfer wurde aber auch zu 500 Gulden benutzt. Da der innere Werth dieser Münzen so unbedeutend war, so lohnte es die Mühe nicht, Scheidemünzen zu prägen. Leipzig, und andre Städte, die bey dem kleinen Gewerbe der Scheidemünze nicht

nicht entbehren konnten, ließen aber nicht allein von Kupfer, sondern auch von Eisen, Zinn und Blei, Dreypfennigstücke verfertigen, ließen viereckige Stücke von Messing, die Geld vorstellen sollten, mit ihrem Stadtwappen bezeichnen. Die Leute, die das alte Geld einwechselten, um es an die Münzstädte zum Einschmelzen zu verkaufen, untersuchten es sorgfältig auf der Wage, um von demjenigen, was mehr als das rechte Gewicht hatte, etwas abtippen zu können. Von dieser Beschäftigung des Eigennuzes erhielten sie die Benennung der Ripper und Bipper. Aber die neuen Münzsorten, die ihr Eigennuz hervorbrachte, wurden auch allmählig so schlecht, daß ein alter Thaler zu 35 Groschen, allmählig bis auf 15, 16 Thaler stieg.

Die Ripper und Bipper, und die falschen Münzer, gelangten zu großem Reichtume, und führten ein prächtiges und süßpiges Leben, während daß ihre Nebenmenschen in die kummervollste Dürftigkeit gerieten. Der schlechte Gehalt der neuen Münzsorten bewirkte natürlich, daß diejenigen, die

Galletti Weltg. 12r Th. D etwas

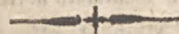
etwas zu verkaufen hatten, den Werth ihrer Waaren verhältnißmäßig steigerten, daß die Theuerung eine ungeheure Höhe erreichte. Zu Leipzig mußte (1622 Sept.) wo der alte Reichsthaler zwischen 10 und 11 Gulden stand, der Scheffel Weizen mit 33, Korn mit 24, Hafer mit 12 Gulden, ein Pfund Schweinefleisch mit 12, Rindfleisch mit 8, Schöpfensfleisch mit 7 Groschen, ein Pfund Butter mit 1 Gulden, bezahlt wurden. Zu Chemnitz, im Erzgebirge, kostete ein Scheffel Korn 42, in Thüringen 32 Gulden. Eine Kuh wurde mit 200, ein Pferd von mittlerer Güte mit 3500 Gulden bezahlt. Diese Theuerung versetzte nun diejenigen, die von bestimmten Einkünften leben mußten, in die drückendste Verlegenheit. Zwar sahen die Fürsten und ihre Räte die Nothwendigkeit ein, die Besoldungen ihrer Diener zu vermehren, und ihnen außerordentliche Quartale zahlen zu lassen. Dieß konnte aber, bei dem großen Aufwande, den der Krieg schon ohnedieß den Cassen der Fürsten zuwalzte, unmöglich im gehörigen Verhältnisse geschehen. Die Menge der Unzufriedenen blieb daher noch immer sehr groß. Zu die-

sen gehörten besonders auch die Geistlichen, die ihren Aerger und Unwillen über die Ripper und Wipper ganz laut von den Kanzeln äußerten; die die Ripper und Wipper von dem Genuße des Abendmahles ausschließen wollten; die das gemeine Volk so in Wuth versetzten, daß es den Rippem und Wippem mit dem Tode drohete. Zu Wittenberg, Halle, Magdeburg, Eisleben, und in andern Städten, übte der Pöbel gegen die Ripper und Wipper wirklich Gewaltthatigkeiten aus. Selbst die in der Lausitz stehende kursächsische Armee drohete, des schlechten Geldes wegen, mit einer Empörung. Zwar suchte der Kurfürst von Sachsen der öffentlichen Sicherheit der Ripper und Wipper durch ein Generalmandat, welches die Prediger von den Kanzeln ablesen mußten, zu Hülfe zu kommen. Vielleicht schonte er sie deswegen, weil sein bekannter Hofprediger, der D. Hoe, wie man ihm Schuld gab, der eigennützigen Beschäftigung der Ripper und Wipper sich selbst nicht schämte, weil selbst ein Professor der Theologie zu Wittenberg, der D. Meißner, so fleißig kippte und wippte, daß er sich ein ansehnliches Vermögen erwarb. Aber

die Stimme des Publicums äusserte sich doch endlich gar zu laut gegen dieses Unwesen. Die jenaische Facultät der Theologie gab ein weitläufiges, mit Gründen der h. Schrift ausgerüstetes Gutachten heraus, worinn sie den deutschen Fürsten die Nachsicht, mit welcher sie den Münzunordnungen den Eingang verstattet hatten, und die geringe Thätigkeit, die sie in der Unterdrückung derselben zeigten, mit dem nachdrucksvollsten Eifer verwies. Das Consistorium zu Wittenberg sprach den Kippern und Wippern nicht nur den Genuß des h. Abendmahles, sondern auch die Ehre eines Begräbnisses in geweihter Erde, ab. Endlich mußten sich also die Fürsten mit Ernst entschließen, auf die Abstellung des schrecklichen Münzunfuges zu denken. Sie fiengen an, den Verrügeren der Kipper und Wipper engere Gränzen zu setzen, und dieselben nachdrücklich zu bestrafen. Der Kurfürst von Sachsen ließ sich von dem Stadtrathe zu Leipzig ein Bedenken ausstellen; er forderte seine Landstände zu Verathschlagungen auf. Alles stimmte endlich darinn überein, daß die schlechte Münze ganz ausser den Umlauf gebracht werden müßte. Dies geschah

(1623

(1623 Sept.) nachdem dieses Unwesen (seit 1620) über drey Jahre gedauert hatte. Der Kurfürst von Sachsen bestimmte in seinem Münzedicte nicht allein den Werth der Münzen, sondern auch die Preise der Lebensmittel; aber dennoch hörte die Theuerung nur allmählig wieder auf.



Zweyter Abschnitt.

Christian IV von Dänemark übernimmt die Vertheidigung der deutschen Freyheit. Waldstein stellt eine neue Armee auf. Schlacht bey der deffauer Brücke. Mansfelds Tod. Schlacht bey Lutter am Barenberge. Waldstein belagert Stralsund. Friede zu Lübeck. Restitutionsedict.

Durch die traurigen Wirkungen des schändlichen Eigennuzes der Fürsten, welche die Ripper und Wipper in Schutz nahmen, und durch das Ungemach des Krieges, war schon ein großer Theil der Bewohner Deutschlands in eine unglückliche Lage versetzt worden, und dennoch war von diesem schrecklichen Kriege nicht

nicht mehr als der sechste Theil verstorben! Ausser Spanien und Ungern, hatte bis jetzt hauptsächlich nur Deutschland an demselben Theil genommen. Nun erschien aber der Zeitraum, in welchem auch andre europäische Mächte, als Frankreich, England, Dänemark und Schweden, in die Händel desselben verwickelt wurden; in welchem große und kleine Heere, fast von allen Völkern unseres Erdtheiles, den deutschen Boden zum bedauerenswürdigen Schauplatz ihres zuchtlosen und habfüchtigen Muthwillens machten.

Und doch schien dieser Krieg damals geendigt. Der Kaiser hatte seine Erbländer wieder unterjocht, hatte den pfälzischen Friedrich und dessen Bundesgenossen fast ganz vernichtet. Mansfeld stand, aller Unterstützung beraubt, am Niederrhein; der Herzog Christian hatte den deutschen Boden verlassen müssen, und keiner von den protestantischen Fürsten befand sich mehr unter den Waffen. Dennoch blieb die kaiserliche Armee unter Tilly an den Gränzen des nördlichen Deutschlands stehen. Hier wollte er (dies war sein Vorwand) den Herzog Christian, dem er Lippstadt,

Stadt, seinen Waffenplatz weggenommen hatte, genau beobachten. Aber sowohl Christian, als Mansfeld, hatte des Geldmangels wegen, fast alle ihre Kriegersleute ab danken müssen. Tilly sah dagegen noch immer ein ansehnliches Heer unter seinen Fahnen vereinigt. Er befand sich in der Nähe der niedersächsischen und westphälischen Stifter, deren sich die braunschweigischen und andre Fürsten bemächtigt hatten. Diese waren jedoch, nach katholischen Grundsätzen betrachtet, ein der Kirche geraubtes Gut, und das Reichs oberhaupt sahen, nach eben diesen Grundsätzen, die Verpflichtung zu haben, das der Kirche entzogene ihr wieder zu verschaffen. Zur Erreichung dieser Absicht konnte aber die Armee der Ligue sehr zweckmäßig gebraucht werden. Von dem Besitze dieser Stifter hing jedoch der Wohlstand mancher Fürsten Niedersachsens sehr entschieden ab. Daher ihr Entschluß, sich bey diesem Besitze, nach allen ihren Kräften, zu behaupten; daher die außerordentlichen Kriegssteuern, die sie sich von ihren Unterthanen geben ließen, um Kriegsvolk anzuwerben, und Magazine anzulegen,

Zu den Ständen des niedersächsischen Kreises rechnete sich auch der König Christian IV von Dänemark, als Besitzer des Herzogthums Holfstein. *) Daher war ihm das Schicksal des nördlichen Deutschlands gar nicht gleichgültig. Wünschte sich doch einer von seinen Söhnen den Besitz der beyden Stifter Bremen und Verden. Auch forderte ihn Jacob I, der mit Spanien und Oestreich jetzt nicht mehr, so wie ehemals im freundschaftlichen Verhältnisse stand, weil sein Kronprinz Karl keine spanische, sondern eine französische Prinzessin, geheyrathet hatte, zur Unterstützung seines unglücklichen Schwiegersohnes Friedrich auf. Doch auch Gustav Adolf von Schweden nahm, blos durch die Ostsee vom deutschen Reiche getrennt, an dessen Schicksale einen so lebhaften Antheil, daß er, von Frankreich aufgemuntert, dem Könige von Großbritannien, und dem deutschen Fürsten, seinen Beystand anbot. Sowohl Christian, als Gustav Adolf, wollten ansehnliche Heere stellen, und sie selbst ins Feld führen. Aber Gustav Adolf, der keinen Fuß breit Land auf dem deutschen Boden besaß, machte

*) Theil XI, C. 161.

es zu einer Hauptbedingung, daß man ihm zu seiner Sicherheit einige Festungen einräumen möchte; Christian IV hatte hingegen schon feste Verter in Deutschland. Das englische Ministerium hielt es daher für rathsamer, sich nur mit ihm einzulassen.

Christian IV, der Schöpfer der dänischen Landmacht, befand sich bald in dem Stande, mit einem beträchtlichen Heere (1625) in Deutschland aufzutreten. An ihn schlossen sich die Herzoge von Braunschweig, und von Mecklenburg, an. England, Frankreich und Holland, die sich, nebst Venedig und Savoyen, schon im vorigen Jahre (1624 Aug.) mit ihm verbunden hatten, um dem Pfalzgrafen wieder zu dem Besitze seiner Länder zu verhelfen, und die Spanier aus dem Westlin zu vertreiben, versprachen nicht nur Geld, sondern auch Kriegsvolk. Auch rückte Herzog Christian von Braunschweig aus Holland mit englischen und französischen Hülfstruppen an. Die Kriegsmacht des Königes von Dänemark, und seiner Bundesgenossen, belief sich auf 60000 Mann. Diesem furchtbaren Heere hätte Tilly mit etwa 30000 Mann

Mann keinen nachdrücklichen Widerstand entgegen setzen können, wenn Christians IV Unternehmungen einen raschern Gang gehabt hätten, wenn sein Hauptheer, durch Absendung mehrerer Truppen; Abtheilungen, nicht zu sehr geschwächt worden wäre. Den weniger raschen Gang der Unternehmungen Christians IV half ein zugestoßener Unfall verursachen. Der König ritt zur Zeit der Abenddämmerung zu Hameln auf dem Walle herum. Sein Pferd stolperte, und fiel mit ihm in den Graben. Dadurch bekam er eine Wunde am Kopfe, die ihn einige Wochen lang unthätig machte. Während der Zeit thaten Christians Minister dem Tilly Vergleichsvorschläge, die dieser aber mit kaltem Stolge verwarf. Christian befand sich, am rechten Ufer der Weser, im Braunschweigschen. Tilly besetzte, am linken Ufer dieses Stroms, alle Pässe bis Minden, und überschwemte das Fürstenthum Kalenberg. Seiner Bereitwilligkeit, eine Schlacht zu liefern, wich Christian sorgfältig aus. Wenn aber am Ende der König von Dänemark, mit allen seinen Bundesgenossen vereinigt, gegen Tilly anrückte, so konnte der Kampf für das Haus

Haus Oestreich bedenklich werden. Dieß leitete den Hof zu Wien auf die Nothwendigkeit, ein eignes Heer aufzustellen.

Auf diese leitete ihn aber auch der Gedanke, daß der Kaiser das Glück seiner bisherigen Unternehmungen fast allein den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken hatte, daß also von diesen seine Macht und sein Ansehn fast allein abzuhängen schien. Um eine eigne Armee aufzustellen, fehlte es jedoch an den Mitteln. Um so willkommner war der Antrag Wallensteins, der ein glückliches Auskunfts mittel darboth.

Albrecht von Waldstein (gewöhnlich Waldstein genannt) ein böhmischer Edelmann, damals 42 Jahre alt, hatte, weil der Unterricht seinem Freyheitsgeföhle nicht anpaßte, als Knabe wenig gelernt. Weder Drohungen und Strafen waren vermögend, seinen unbändigen Sinn zu zähmen. In der Schule zu Goldberg in Schlesien stellte er bald den Anführer der mächtigsten Partheyen seiner Mitsöhler vor. Auf der Universität zu Altdorf, wo er ganz ohne Zwang lebte, hatte

er

er für keine Wissenschaft Sinn, überließ er sich den muthwilligsten Ausschweifungen. Nach geendigter akademischer Laufbahn, trat er an dem Hofe zu Innsbruck als Page in Dienst. Hier stürzte er, ohne sich zu beschädigen, vom dritten Stockwerke herunter. Er hielt sich überhaupt für einen besondern Günstling des Glücks. Um seinem Ehrgeize ein freeres Feld zu öffnen, vertauschte er die protestantische Religion gegen die katholische. Die Reisen, die er in die vornehmsten Länder von Europa vornahm, benutzte er zur Erweiterung seiner Menschenkenntniß, zum Studium der Staats- und Kriegsverfassung. Zu Padua, wo er seinen akademischen Studien eine größere Ausdehnung zu geben wünschte, wurde Argoli, der ihm seinen hohen Kriegsrühm in den Sternen lesen ließ, sein Lehrer in der Sterndeuterkunst, auf die er, sein ganzes übriges Leben hindurch, ein so großes Vertrauen setzte. Dennoch versäumte er nicht, sich tiefe, praktische Klugheit zu erwerben. Als der Mann einer alten Wittve geriet, er zwar, durch eine Arznei, die seine Liebe zu ihr feuriger machen sollte, in Lebensgefahr; aber er erbte auch ihre großen Reichthümer.

thümer. Diese wurden durch eingezogene Güther, durch welche der Kaiser die ihm geleisteten Dienste belohnte, ansehnlich vermehrt. Seine zweyte Gemahlin, die Tochter des Grafen von Harrach, des vertrauesten Ministers Ferdinands II, befestigte ihn in seiner Ergebenheit für das östreichsche Haus, welche durch die reichendsten Anträge der böhmischen Herren nicht wankend gemacht wurde; und eben diese Verbindung erleichterte ihm das Einherschreiten auf der Bahn des Ruhmes und des Ehrgeizes.

Doch schon Waldsteins Aeufferliches war für den hochgebiethenden Mann geschaffen. In seinem langen, von keinem Frohsinne erheiterten Gesichte, schloß sich an die kleinen, schwarzen Augen, an die stets von Argwohn zusammengezogenen Augenbraunen, eine lange, von verschiedenen Linen durchkreuzte Stirne an. Aus seinen Mienen leuchtete, bey aller Kälte, dennoch ein milder Charakter hervor. Dem gemeinen Krieger schien er ein unbegreifliches Wesen. Wenn der hochgebaute Mann durch die Gassen des Lagers gieng, wenn er dem Soldaten sich trau-

lich

lich näherte, sah er es ungern, wenn eben dieser Soldat ihn zu scharf und genau ins Auge faßte. In Ansehung seiner Kleidung fand häufige Abwechslung statt. Für seinen kraftvollen und selbstständigen Geist mußte, selbst in den unbedeutendsten Dingen, selbst in der Weise des Trommelschlägers, alles nach seiner Laune gehen. Unbekümmert um die Religion, behielt er nur sich und seine Entwürfe immer im Auge.

So dachte, so handelte Waldstein, der jetzt dem Hofe zu Wien die Stellung eines Heeres anboth. Mit Vergnügen empfing der Hof seinen Antrag, da ihn sein großes Vermögen in den Stand setzte, aller Geldunterstützung entbehren zu können. Die damahlige Art, Kriegsvolk zu werben, machte es dem Besitzer einer angefüllten Casse gar nicht schwer, in Zeit von einigen Monathen eine ansehnliche Armee ins Feld zu stellen *). Man schloß mit Officieren einen Contract, damit sie, unter gewissen Bedingungen, eine Compagnie, eine Schwadron, ein Regiment anwerben möchten. Diese gaben ein starkes

Hand;

*) Theil VIII, S. 413.

Handgeld; dafür mußte aber der Soldat sich kleiden und bewaffnen, mußte der Ketter sein Pferd mitbringen. Der Sold war gleichfalls sehr beträchtlich. Im Jahre 1612 kostete ein deutsches Regiment Fußvolk von 2000 Mann alle Monathe 50000 Gulden, von welchen beynähe 4 auf einen Ducaten giengen, also jährlich 600000 Gulden, oder 450000 Thaler. Ein kaiserlicher Kürassier bekam für sich und sein Pferd monatlich 24 Gulden. Gegen das Ende des dreyßigjährigen Krieges nahm der Sold immer mehr ab. Eine Compagnie Cavallerie von 114 Mann kostete den Schweden monatlich 1955 Thaler; eine Compagnie Fußvolk von 140 Mann 788 Thaler. Dagegen sieng man aber auch an, ihnen Kleider, Schuhe und Stiefeln zu liefern.

Da das Handgeld und der Sold so große Summen betrug, so konnte selbst eine sehr reich gefüllte Kriegscasse bald erschöpft werden, so sah sich der Herr einer Armee bald außer Stand gesetzt, die monatliche Löhnung richtig zu bezahlen, so mußte man diesen Mangel durch eine günstige Gelegenheit zur

zur Beute und Plünderung zu ersetzen suchen. Eben dieser Umstand aber half die Schrecken und das Elend dieses Krieges so sehr vermehren; eben dieser Umstand veranlaßte manchen Marsch, der mit dem Plane des Feldzuges gar nicht übereinstimmte, der das Ende dieses Krieges länger hinausshob, der es aber auch möglich machte, ihn, freylich zum Unglücke der deutschen Nation, 30 Jahre lang fortzuführen.

Die kaiserlichen Minister konnten zu 20000 Mann die Mittel nicht aufstreiben, und Waldstein wollte ein Heer von 50000 Köpfen ins Feld stellen. Aber an der Spitze einer so furchtbaren Kriegsmacht konnte er den mächtigsten Reichsfürsten Trotz bieten, sah er das ganze deutsche Reich als ein weites Feld für seine Raubsucht, und seinen Ehrgeiz, offen. Vom Kaiser zum Herzoge von Friedland erhoben, bewies er sich in der Sammlung eines Heeres bewundernswürdig thätig, schuf er die zusammengetriebenen Schaaren zu einem wohlgeordneten Ganzen um. Seine Officiere behandelte er eben so klug, als er sie glücklich zu wählen

len wußte. Bey Beförderung derselben nur auf Verdienst sehend, lohnte er eben dieses Verdienst auch mit Großmuth und Freygebigkeit. Des edlen Wettsefers wegen, waren ihm Officiere von hoher Geburt willkommen; aber vorzügliche Eigenschaften überliefen ihm auch bey Männern von geringer Herkunft nicht. Gehorsam, Kriegszucht, Unererschrockenheit forderte er mit Strenge. Die Feigheit bestrafte er meistens mit dem Tode. Zu einer Zeit, wo es zu wenig Verpflegungsanstalten gab, fand unter seinen Fahnen nie Mangel statt. Der Hof zu Wien wies ihm drey Kreise Böhmens zu seiner Werbung an, und in kurzer Zeit hatte er 20000 Mann beysammen, die durch Cosaken und Croaten bis auf 23000 vermehrt wurden. Als er, durch Franken, Schwaben, Kurhessen, Hessen marschirt, an den Gränzen von Niedersachsen anlangte, war sein Heer schon bis auf 30000 Streiter angewachsen.

Waldstein sollte, dem kaiserlichen Befehle zufolge, sein Heer zu der ligistischen Armee unter Tilly stoßen lassen. Auf den Ruhm dieses Feldherrn, schon lange eifersüchtig, wollte

wollte er demselben aber keine Gelegenheit verschaffen, durch seine Verdienste diesen Ruhm noch höher zu treiben. Daher begnügte er sich, den Plan, der den König von Dänemark vom deutschen Boden wieder zurücktreiben sollte, unabhängig von Tilly, zu unterstützen. Nach Halberstadt, Magdeburg und andre Länder marschirend, die vom Ungemach des Krieges noch ziemlich verschont geblieben waren, besetzte er die Elbe bey Dessau, und nun standen die Landstriche an beyden Seiten dieses Stromes seinen Erpressungen offen. Christian IV, der die Gefahr seiner Lage zwischen zwey furchtbaren Heeren innig fühlte, zog nicht nur den Administrator von Magdeburg an sich, sondern erklärte sich auch öffentlich für den Grafen von Mansfeld, mit welchem er bisher nichts zu thun haben wollte. Mansfeld erwies ihm den Dienst, den Waldstein an der Elbe zu beschäftigen. Er wagte es sogar, bey der dessauer Brücke, der kaiserlichen Verschanzung gegen über, gleichfalls eine feste Stellung einzunehmen; allein er wurde (1626 am 25. April) von dem überlegenen Waldstein, der seine Armee hinter

einem großen Gehölze hinmarschieren ließ, so glücklich im Rücken angegriffen, daß er 3000 Mann verlor. Niemals hatte Mansfeld eine größere Niederlage erlitten; dennoch aber blieb sein Muth aufrecht, und in kurzer Zeit sah er wieder 20000 Mann unter seinen Fahnen versammelt. Der Herzog Johann Ernst von Weimar, der als Feldmarschall in Christians IV Dienste getreten war, stieß mit 5000 Mann zu ihm; auch vereinigten sich 3000 Schotten mit seinem Heere. Seine Kriegscasse bekam aus Frankreich Zufluß. Durch einen listigen Marsch entfernte er sich glücklich von der nahen Verfolgung Waldsteins, um sich in die Mark Brandenburg ziehen zu können. Von hier eilte er, nach einer kurzen Erholung, nach Schlesien, weil eine Verbindung mit Bethlen Gabor ihm zum Eindringen in die kaiserlichen Erblande Hoffnung machte.

Dieser siebenbürgische Fürst hatte, im Vertrauen auf den englischen Beystand, und den lebhaften Kampf, den Christian IV der ligistischen Armee in Niedersachsen verursachen würde, den Waffenstillstand mit dem Kaiser

Kaiser von neuem gebrochen, und da Ungern, und die östreichischen Erbstaaten, damals fast aller Vertheidiger beraubt waren, so konnte eine gemeinschaftliche Unternehmung Bethlen Gabor und Mansfelds den Hof zu Wien in eine gefährliche Lage versetzen. Waldstein erhielt daher von demselben den Befehl, von den Ufern der Elbe, und der Bekämpfung Christians IV, nach der Donau zu eilen, um dem Mansfeld den Weg nach Ungern zu versperren, um seine Vereinigung mit dem siebenbürgischen Fürsten zu verhindern. Zwar gelang ihm beydes nicht; aber die Absicht, die Bethlen Gabor und Mansfeld durch ihre Vereinigung zu erreichen hofften, gelang noch weniger. Bethlen erwartete vom Mansfeld, daß er ihm englisches Geld mitbringen würde; anstatt dessen zog er Waldsteins große Armee hinter sich her. Bethlen eilte also, mit dem Kaiser sich wieder zu vergleichen. Dem Mansfeld wußte er, in Ansehung seines Geldmangels, keinen andern Trost, als eine Anweisung auf die Republik Venedig, zu geben. Ehe aber Mansfeld dieselbe geltend zu machen, im Stande war, mußte er, um den dringendsten Bedürfnissen abzuheh-

abzuhelfen, sein Geschütz und sein Gepäck verkaufen, mußte er seine Soldaten auseinander gehen lassen. Von wenigen seiner getreuesten Officiere begleitet, machte er sich durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig auf den Weg. Aber die Mühseligkeiten, und die Anstrengungen seines kummervollen Lebens, hatten ihm eine auszehrende Krankheit zugezogen, die nach wenig Tagen (20. Nov.) nicht weit von Zara, das Ende seines Lebens herbey führte. Als er die Annäherung seines Todes fühlte, erwartete er denselben in seine Uniform gekleidet, den Degen umgürtet, auf zwey von seinen Officieren sich stützend. So starb Mansfeld im 46sten Jahre seines Alters; zwar kein großer Meister in der Kriegskunst, aber immer ein sehr unerschrockener, unternehmender, an alle Mühseligkeiten des Krieges gewöhnter General, der den Gefahren sich kühn entgegen stellte, dem Hereinbrechen derselben sich aber vorsichtig zu entziehen wußte; der zwar geschlagen, aber nie besiegt wurde, und von seinen Niederlagen sich immer furchtbar wieder empor hob; der, beständig nach fremden Gute gehend, seiner schlechten Wirthschaft wegen

wegen immer arm blieb. Der Herzog-Johann Ernst, der nach Schlessien zurückgekehrt war, behielt, ungeachtet thn Waldsteins Arme in große Verlegenheit brachte, dennoch so viel Muth, daß er, selbst von seinem Bruder, dem Herzoge Wilhelm aufgefordert dem Kaiser sich nicht unterwerfen, sondern vielmehr Mansfelds Stelle in Ungern ersetzen wollte. Aber auch er ward (am 4. Dec.) drey und dreyßig Jahre alt, zu St. Martin in der thuroczer Gespannschaft, von einer tödtlichen Krankheit überrascht. Ihm war die Vertheidigung des protestantischen Glaubens, die Erhaltung der deutschen Freyheit und Verfassung, fast die einzige Triebfeder seiner kriegerischen Unternehmungen, und er gehört in jedem Betrachte zu den achtungswürdigsten Helden dieses Krieges. Waldstein, dessen Heer durch schlechte Witterung und Mangel sehr vermindert worden war, besand sich demungeachtet noch stark genug, Schlessien, welches niemand vertheidigte, dem Kaiser wieder zu unterwerfen. Hierauf rückte er wieder gegen die Elbe an, um Christians IV Befestigung vollenden zu helfen.

Der König von Dänemark, der schon im May auch den Herzog Christian von Braunschweig, einen hoffnungsvollen Helden, verslohren hatte, rühtete sich, nebst seinen Bundesgenossen mit neuem Eifer. Waldsteins Entfernung gab ihm Freyheit, die westphälischen Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Tilly, der die Verbindung mit Westphalen fortsetzen, und des Landgrafen von Hessen Vereinigung mit seinen Feinden verhindern wollte, besetzte alle festen Oerter an der Werra und Fulda, nahm die Stadt Münden an der Vereinigung beyder Flüsse mit Sturm, und Göttingen an der Leina, nach einer Belagerung von 6 Wochen, ein. Er wollte sich hiernach auch der Stadt Nordheim bemächtigen, um immer tiefer in Niedersachsen einzudringen. Jetzt rückte aber endlich Christian IV mit seiner ganzen Macht herbey. Er hatte die günstige Zeit, als Tilly sich krank befand, als er auf Verstärkung wartete, ungenutzt vorbeystreichen lassen, und jetzt marschierte er, nachdem er Nordheim in einen fruchtbaren Vertheidigungsstand versetzt hatte, nach dem Eichsfelde, um sich durch dieses Land, und durch Thüringen, einen

einen neuen Weg in die Besitzungen der ligistischen Fürsten zu bahnen, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, um dem Tilly auszuweichen. Schon hatte er Duderstadt, bey dem er sich indessen doch zu lange aufhielt, hinter sich, als ihm Tilly so nahe rückte, daß (am 27 Aug.) eine Schlacht unvermeidlich war. Tilly hatte bey Lutter am Barenberge (an der hildesheimischen Gränze) nicht nur mehr, sondern auch geübtere Soldaten als Christian. Dieser führte seine braven Dänen zwar drey-mahl gegen die ligistischen Truppen an; aber diese waren ihnen, durch Tilly's tapferes Beyspiel aufgemuntert, endlich so überlegen, daß, außer vielen Officieren 4000 Gemeine getödtet, und viele gefangen wurden. Geschütz, Gepäck, Munition, alles wurde dem Sieger zu Theil. Christian, der mit seiner Reiterey sich durch die Flucht rettete, brachte zwar den Ueberrest seines Fußvolks, das meistens aus Eingeborenen bestand, bald wieder zusammen; aber viel zu schwach, um den geringsten Widerstand zu wagen, blieb ihm weiter nichts übrig, als, auf die Vertheidigung sich einschränkend und bis ins Bremische zurückziehend,

hend, alle halbbaren Plätze zu besetzen, und die kleinern Corps ihrem Schicksale zu überlassen. Zwar erhielt er nun aus England 6000 Mann Kriegsvolk, nebst einer Geldunterstützung, so daß er wieder auf 20000 Streiter beisammen hatte. Wie unbedeutend aber war diese Macht gegen die Armee von Tilly, und wie noch unbedeutender gegen das ungeheure Heer von Waldstein, welches nun gleichfalls gegen ihn anrückte!

Tilly rückte, am rechten Ufer der Weser fortziehend, immer tiefer in Niedersachsen ein. Die Herzoge von Braunschweig mußten es jetzt für ein Glück schätzen, zur Unterwürfigkeit gegen den Kaiser zurückkehren zu dürfen. Der Landgraf von Hessenkassel sah sich genöthigt, der Verbindung mit dem Könige von Dänemark zu entsagen. Bis in die Gegend von Hamburg zitterte jetzt alles vor dem eben so furchtbaren als siegreichen Tilly. Jetzt rückte aber auch Waldstein, aus Schlesien zurückkehrend, durch Obersachsen herbei. Vor Berlin erzwang er von dem Kurfürsten von Brandenburg die Anerkennung der gegen den pfälzischen Friedrich ausgesprochenen Nichts-

erklä-

klärung. Von hier rückte er nach Meklenburg. Seine Annäherung versetzte den König Christian in die ängstlichste Verlegenheit. Er ließ ihm seinen Wunsch, Frieden zu schließen, mittheilen; aber die Bedingungen, die Waldstein mit der Erfüllung dieses Wunsches verknüpfte, waren so beschaffen, daß sie Christian unmöglich eingehen konnte. Waldstein zeigte sich hart, weil ihm die Vernichtung des Königes ein leichtes Geschäft schien. Um den Ruhm derselben ungetheilt genießen zu können, mußte Tilly, mit welchem er auf eine kurze Zeit vereinigt war, eines gedrohten holländischen Einfalles wegen, sich nach Westphalen wenden. Waldsteins Heer überschwenkte hierauf Hollstein und Jütland, und besetzte alle Oerter, bis auf Glückstadt und Krempe. Um auch die dänischen Inseln in seine Gewalt zu bringen, fehlte ihm nur eine Flotte. Im Ausbruche des Unmuths über diesen Mangel soll er glühende Kugeln gegen das Meer haben abschießen lassen.

Allerdings mußte es Waldsteinen verdrießlich sein, wenn ihm, der damals auf hundert tausend

send

send Mann unter seinen Fahnen versammelt sah, etwas Hindernisse in den Weg stellte. Die Gefangnen, die er auf dem Zuge gegen Mansfeld machte, die Leute, die von der aufgelöseten Armee desselben übrig waren, traten alle in seinen Dienst. Unter einem so glücklichen Feldherren, in dessen Lager ein beständiges Wohlleben herrschte, wünschte jedermann zu dienen. So bildete sich ein ungeheures Heer, dessen Erhaltung seinem Oberbefehlshaber weder Sorge noch Mühe machte. Alle Länder, durch welche diese fürchterliche Menschenmasse sich durchwühlte, wurden geplündert, oder gebrandschatzt. Waren es Länder der Feinde, so geschah es zu ihrer Bestrafung; in freundschaftlichen Ländern machte es die Nothwendigkeit unvermeidlich. Die gewaltigen Summen, die durch diese Erpressungen gesammelt wurden (sie sollen sich während der sieben Jahre der waldsteinischen Obergeneralsstelle auf 60 Millionen Thaler belaufen haben) dienten zur Bestreitung eines vielfachen Aufwandes. Die vornehmsten Gegenstände desselben waren eine erstaunliche Menge von Officieren, ein königlicher Staat, herrliche Geschenke, nicht leicht unter

unter tausend Gulden, auch an die kaiserlichen Minister, die sich zu Waldsteins Vortheil thätig bewiesen. Wenn Waldstein dahin zu arbeiten schien, das Ansehn des Kaisers auf den höchsten Gipfel zu erheben, so that er es hauptsächlich in der Absicht, sich als den Obergeneral desselben recht groß zu machen, und wenn er ihn deswegen bey allen großen und kleinen Reichsfürsten verhaßt sah, so freute er sich darüber, weil ihn der Kaiser um so weniger entbehren konnte.

Der Kaiser befand sich aber wegen der Rechnung, die ihm Waldstein für die Stellung seiner Armee machte, in großer Verlegenheit. Solche Summen, als die Bezahlung derselben erforderte, konnte er unmöglich aufbringen. Doch er hatte sowohl den Kurfürsten von Sachsen, als den Herzog von Bayern, durch Land zufrieden gestellt. Durch Land durfte er ja nur auch den Herzog von Friedland entschädigen. Waldstein wünschte sich Besitzungen an der Ostsee, weil er durch dieselben zu einem eignen Staate, mit dem sich damals seine Phantasie beschäftigte, den Grund legen wollte. Zu dieser Absicht schien ihm

ihm das Land der Herzoge von Mecklenburg, die, als Christians IV Bundesgenossen, vom Kaiser in die Acht erklärt worden waren, vortrefflich zu passen. Auch brachte er es, durch die Unterstützung der ihm ergebeneu kaiserlichen Minister wirklich dahin, daß ihm Mecklenburg, als ein Unterpfand für seine Forderungen, eingeräumt wurde. Mit Vertrübniß im Herzen huldigten ihm die mecklenburgischen Stände zu Güstrow. Der Kaiser hatte ihn zugleich zu seinem Generalsimus über die See, zum Admirale über die Ost- und Nordsee, ernannt. Auf diesen Titel baute nun Waldstein den Plan zu einer großen Seemacht. Er wollte, als Besitzer der Häfen an der Ostsee, die Holländer aus denselben verdrängen, und mit Spanien eine Handelsverbindung errichten. Diesen Plan konnte er aber ohne eine Seemacht nicht ausführen. Zu derselben sollten ihn nun Unterhandlungen mit den Hansestädten den Weg bahnen; diese wollten sich jedoch auf solche Unterhandlungen nicht einlassen.

Zu den Hansestädten gehörte aber auch die Stadt Stralsund, mit ihrem vortreflichen Hafen

Hafen, der eine leichte Ueberfahrt nach den Ländern der nordischen Könige gewährte. Unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Vorrechte genießend, hatte sie an den bisherigen Kriegshändeln nicht den unbedeutendsten Antheil genommen. Dennoch that ihr Waldstein, nachdem er Wismar erobert hatte, den Vorschlag, eine kaiserliche Besatzung einzunehmen, oder der kaiserlichen Armee wenigstens den Durchmarsch zu gestatten. Beides wurde ihm von dem Stralsunder Stadtrathe, im Vertrauen auf den festen Zustand seiner Stadt, die ohne eine Flotte nicht erobert werden konnte, abge schlagen. Waldstein war nicht gewohnt, der Ausführung seiner Entwürfe Hindernisse entgegen gesetzt zu sehen. Er ließ Stralsund von seinem Generale, Johann Georg von Arnim, (Arnheim) einem Brandenburger, auf der Landseite einschließen. So lange aber die Seeseite für Stralsund offen blieb, durfte sich Waldstein auf die Eroberung dieser Stadt keine Rechnung machen. Er that daher den Städten Danzig und Lübeck den Antrag, ihn mit Schiffen zu unterstützen, aber sein Antrag fand kein Gehör.

Wald-

Waldstein, ein Admiral ohne Flotte, fieng nun an, zu Bismar und Mosock Schiffe bauen zu lassen. Aber eine Flotte läßt sich nicht so geschwinde, als eine Armee, in brauchbaren Zustand versetzen. Besonders ungünstig für Waldsteins Unternehmung war jedoch der Umstand, daß die beyden nordischen Könige, die, der freyen Schifffahrt auf der Ostsee wegen, Stralsund nicht erobern lassen konnten, die Empfindungen der bisherigen Eifersucht unterdrückten, und (1628 May) einen Vertrag schlossen, der die Vertheidigung Stralsunds zur Absicht hatte. Hierauf wurden einige Kriegsschiffe, die der König Siegmund von Polen, dem man zu einer mit 12000 Mann besetzten Flotte der Hansestädte Hoffnung machte, dem Waldstein zu Hülfe schickte, von der dänischen Seemacht in den Grund gebohrt. Dennoch ließ Waldstein die Belagerung mit der unerschütterlichsten Standhaftigkeit fortsetzen. Selbst ein Befehl des Kaisers, diese Unternehmung aufzugeben, vermochte nicht, ihn umzustimmen, und die mörderischen Stürme einzustellen. Die Stralsunder, die zwar mit der See in Verbindung standen, aber vom festen Lande

Lande ganz abgeschnitten waren, und ihre Weiber und Kinder, nebst ihren Kostbarkeiten, nach den benachbarten Hansestädten, oder nach Schweden geschickt hatten, wehrten sich muthig und standhaft. Die Mannschaft, die Christian IV der Stadt zu Hülfe geschickt hatte, war so zusammengeschmolzen, daß sie ansehnlich verstärkt oder abgelöset werden mußte. Da nun Christian nicht mehr Kriegsvolk entbehren konnte, so überließ er die fernere Theilnahme an der Vertheidigung Stralsunds dem Könige Gustav Adolf, der ihm 600 Mann schickte. „Ich will“ sagte Waldstein „die Stadt wegnehmen, und wenn sie mit Ketten am Himmel befestigt wäre!“ aber er nahm sie nicht weg, und häßte zwölf tausend Mann darüber ein. Genug, er mußte nach einigen Monathen (im Jul.) wieder abziehen.

Die kaiserlichen Minister, die Waldsteins ehrfürchtigen Plan zu durchschauen anfingen, und in dem mantuanischen Kriege in Italien für die kaiserliche Kriegsmacht eine neue Beschäftigung fanden, *) hätten gern Frieden gemacht;

*) Theil XI, S. 389.
Galletti Weltg. 12r Ab.

gemacht; aber Waldstein, für dessen Entwürfe der Friede nicht paßte, wollte den Krieg fortgesetzt sehen. Um das Interesse der beyden nordischen Könige zu trennen, beschloß er mit Dänemark, dessen Freundschaft ihm Mecklenburgs wegen vortheilhaft schien, dessen Kriegsvolk auf der Halbinsel Jütland dieses Land von Hollstein absonnirt, und Waldsteins Truppen in eine gefährliche Lage brachte, Frieden zu machen. Dieser war (1629 12. May) die Wirkung von Unterhandlungen, die man zu Lübeck gepflogen hatte. Christian IV erhielt alles wieder, was man ihm weggenommen hatte; auch sollte sein Sohn Friedrich Administrator von Bremen bleiben. Dagegen mußte er sich verbindlich machen, sich aller fernern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, wenn sie Hollstein nicht betrafen, zu enthalten. Er opferte also seinem Vortheile sowohl den pfälzischen Friedrich, seinen Verwandten, als die Herzoge von Mecklenburg, auf. Mit dem Lande dieser unglücklichen Fürsten wurden nun der Kurfürst von Bayern, und der Herzog von Friedland, entschädigt. Dieser wurde jetzt wirklich mit dem Herzogthume Mecklenburg besetzt, und jener

jener bekam für 13 Millionen Kriegskosten, die er berechnete, die Oberpfalz. Das Fürstenthum Kalenberg räumte man dem General Tilly, als ein Unterpfand seiner Forderungen, ein. Wenige protestantische Fürsten verlohren zwar ihr Land; aber alle klagten über den unerseßlichen Schaden, der ihnen durch die ungeheuren Erpressungen der heillosen Krieger zugefügt worden war. Brandenburg berechnete ihn zu 20, Pommern zu 10, Hessen zu 6 Millionen Thaler. Aber noch mehr als die Fürsten seufzten die armen Unterthanen, die oft alles, selbst ihre Hütte, verlohren hatten. Die barbarische Habsucht der waldsteinschen Soldaten hatte den höchsten Gipfel erreicht. Sie überließen sich allen Arten von sinnlichen Ausschweifungen, um, wegen der geringen Hoffnung zur langen Lebensdauer, nur recht geschwind zu genießen. Waldsteins Charakter schien sich, in Ansehung der Erpressungen, immer mehr zur Unabgessigkeit zu stimmen. Zur Vergrößerung des Unglücks thaten seine Officiere im Kleinen, das was er sich im Großen erlaubte. Mußte nun unter diesen Umständen die Sehnsucht der Deutschen nach dem Ende dieses Krieges

nicht recht allgemein, nicht recht dringend seyn? Selbst der Kaiser und seine meisten Minister fanden den Frieden wünschenswerth. Aber unglücklicher Weise wollten ihn die Katholiken nicht ohne Vortheil, und die Protestanten nicht mit Schaden, erkaufen.

Die große Armee, die der Kaiser, während daß alle seine Feinde die Waffen niedergelegt hatten, noch unter Waldsteins Fahnen versammelt sah, entwickelte in den Köpfen seiner jesuitischen Rathgeber immer mehr den Plan, des Kaisers Uebermacht zur völligen Unterdrückung des protestantischen Glaubens zu benutzen. Durch dieselben bewogen, hatte der Kaiser erst den protestantischen Bewohnern seiner Erblande die harte Wahl angekündigt, entweder ihre Religion, oder sein Land, zu verlassen. Selbst die bedenklichsten Empörungen der Oestreicher hatten ihm keine nachgiebigen Gesinnungen einflößen können. Eben dieses harte Verfahren fand auch in der Unterpfalz statt, wo man den reformirten Gottesdienst abstellte, und die reformirten Lehrer der Universität zu Heidelberg vertrieb.

So bereitete man sich allmählig zu einer Gegenreformation von größerm Umfange vor. In einer Versammlung der Kurfürsten zu Mühlhausen wurde der Kaiser von den Katholiken aufgefordert, sowohl alle mittelbaren als unmittelbaren Stifter und Klöster, deren Besitz die Protestanten seit dem augsburgischen Religionsfrieden sich angemäßt hätten, der Kirche wieder zurück geben zu lassen. Zu diesen Stiftern gehörten die beyden Erzbischümer Magdeburg und Bremen, imgleichen die Bischümer Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Naumburg, Meißen, Merseburg, Raumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Camin. Zu diesen Stiftern gehörte eine große Anzahl von Klöstern. Alle diese sollten nun den Händen ihrer protestantischen Besitzer wieder entzissen werden. Da nun die Jesuiten den Grundsatz aufstellten, daß in Ansehung verschiedener Religionsmeynungen, alles von der Entscheidung des Reichsoberhauptes abhängen, so hielt sich der Kaiser, mit Genehmigung der vier katholischen Kurfürsten, berechtigt, durch eine feyerliche Verordnung, die man das Restitutionsedict nannte, den Protestanten (1629

am 6. May) die Zurückgabe aller eingezogenen Stifter und Klöster zu befehlen. Aber der Vollziehung dieser Verordnung standen mächtige Hindernisse entgegen. Zwar sollte sie von besondern kaiserlichen Commissarien, unterstützt von dem Kriegsvolke des Kaisers und der Ligue, besorgt werden. Weder Kaufscontracte, noch Anhängigkeit bey den Reichsgerichten, sollte die Verweigerung der Zurückgabe rechtfertigen können. Aber durch die Vollziehung dieses Religionsedicts wurden alle protestantische Fürsten zugleich gekränkt. Für manche derselben waren die eingezogenen Stifter bisher fast die einzige Quelle ihrer Einkünfte, ihrer Macht, gewesen; manches fürstliche Haus hatte sich schon ein Jahrhundert hindurch, unter vier Kaisern, in dem Besitze derselben befunden. Wenn ihnen der Religionsfriede denselben auch nicht ausdrücklich bestätigte, so enthielt er doch auch keine für ihn ungünstige Erklärung. Die Rückkehr der Stifter und Klöster in katholische Hände, war gleichsam nur die Vorbereitung zur völligen Ausrottung der protestantischen Religion. Mußten also die Verehrer derselben, unter welchen sich auch

der

der mächtige Kurfürst von Sachsen befand, der Vollziehung des Religionsedicts nicht den kraftvollsten Widerstand entgegenstellen? Verhutsamkeit war also schlechterdings nöthig. Man versuchte es, noch vor der Bekanntmachung des Edicts, zuerst bey Stiftern, die erledigt waren, oder doch erledigt schienen. Das Bisthum Halberstadt, dessen Administrator, der Herzog Christian von Braunschweig, nicht mehr lebte, und die Abtey Hersfeld, wurde einem Sohne des Kaisers, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, eingeräumt. Ebendenselben erkannte der Papst das Erzbisthum Magdeburg zu, dessen bisheriger Administrator, der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, abgesetzt worden war. Auf den Herzog August von Sachsen, den ihm das Domcapitel eiligst zum Nachfolger gegeben hatte, wurde gar keine Rücksicht genommen. Jetzt nöthigte man auch die Stadt Augsburg sich wieder der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs zu unterwerfen, und in sechs Kirchen den lutherschen Gottesdienst einzustellen. Der Herzog von Wirtemberg mußte die eingezogenen Klöster auch wieder zurück geben, und den übrigen wurde dieses

Schick;

Schicksal schon angekündigt. Daß sie sich demselben schwerlich würden entziehen können, das ließ sie das harte Verfahren der Executionsmannschaft mit Recht befürchten. Aber eben dieses Verfahren gab zur Aeußerung der lautesten Klagen und Beschwerden die Veranlassung. Der Kurfürst von Sachsen schrieb deswegen in einem sehr ernsthaften Tone an den Kaiser. Zum Glück für die protestantische Religion, und die deutsche Freyheit, war die katholische Parthen unter sich selbst nicht einig. Der Uebermuth Waldsteins, der sich nie inniger freute, als wenn er den Reichsfürsten Hohn sprechen konnte, fiel eben diesen zuletzt unerträglich. Aber keiner derselben fand diesen Uebermuth unerträglicher, als der Kurfürst von Bayern, der, um ihm und dem Kaiser engere Gränzen ihrer Allgewalt zu setzen, schon mit Frankreich wegen einer Verbindung unterhandelte, schon mit mehreren Reichsfürsten die Aufstellung eines besondern Heeres von 27000 Mann Fußvolk und 40 Schwadronen beschloß. Diese Gesinnungen des Kurfürsten von Bayern waren aber für die damaligen Absichten des Kaisers, der auf einem Collegiatstage zu Regensburg seinem

Sohne

Sohne die Würde eines römischen Königes zu verschaffen wünschte, gar nicht günstig. Der Kurfürst von Bayern versagte seine Einwilligung standhaft, und der Kurfürst von Mainz drang bey dieser Gelegenheit auf Waldsteins Abdankung. An ihn schloß sich das ganze Kurfürsten-Collegium an. Ferdinand sah sich daher endlich genöthigt, dem allgemeinen Wünsche Gnüge zu leisten.

Nichelien's schlauer Gesandter, der Vater Joseph, der sich, der mantuanischen Erbsolgeangelegenheit wegen, damals in Regensburg befand, hatte auf die Entschleßung des Kaisers großen Einfluß. Nichelien berechnete den großen Verlust, den Waldsteins Abdankung, gerade zur Zeit eines neuen Krieges, dem Kaiser verursachen würde, sehr scharfsinnig. Waldstein bekam seinen Abschied, und Ferdinand hatte dennoch nicht die Freude, seinen Wunsch wegen der römischen Königswürde seines Sohnes erfüllt zu sehen. Einem Generale, der von einer großen Armee geführt und verehrt wurde, den die meisten Officiere derselben als den Schöpfer ihres Glückes betrachteten, seine Verabschiedung

anzu

anzukündigen, war ein sehr bedenklicher Auftrag. Der Hofkanzler, Graf von Wartenberg, und der Kriegsrath von Quesenberg, zwey vertraute Freunde Waldsteins, erhielten vom Kaiser den Auftrag, den Entschluß desselben dem Waldstein, der sich zu Weimaringen befand, bekannt zu machen. Mit verstellter Gleichmüthigkeit empfing Waldstein, mit dem Vorgefallnen schon genau bekannt, die Nachricht von dem Aufhören seiner Oberbefehlshaberstelle. Ohne tief eindringenden Scharfsinn, ohne den prophetischen Geist des Astrologen Ceni, konnte es Waldstein voraus sehen, daß bey dem Kaiser das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit wahrscheinlich bald wieder entstehen würde. Ein großer Theil von der abgedankten waldsteinischen Armee eilte unter die Fahnen Gustav Adolfs, der gerade damahls zu einem Kriegszuge nach Deutschland die lebhaftesten Anstalten machte.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Gustav Adolf kommt nach Deutschland. Convent zu Leipzig. Tilly zerstört Magdeburg. Gustav Adolf siegt bey Leipzig. Er dringt, nach der Eroberung der Rheinländer, in Bayern ein. Waldstein stellt eine neue Armee auf. Er vertreibt die Sachsen aus Böhmen und rückt nach Nürnberg. Dieses wird von Gustav Adolf vertheidigt. Schlacht bey Lützen.

Dieser für Deutschland, für Europa unvergeßliche Held, ein groß und schön gebildeter Mann, den ein schwedisches Pferd kaum zu tragen vermochte, aus dessen Blicke ebenso viel Scharfsinn als Milde hervorleuchtete, hatte seine angebohrnen Fähigkeiten benutzt, nicht

nicht nur im Lateinischen, sondern auch im Französischen, Deutschen und Italienischen, eine besondere Fertigkeit zu erlangen; hatte in den mathematischen Wissenschaften, und vornehmlich in der Taktik, eine vorzügliche Kenntniß sich erworben. An gesunde, und nicht an leckerhafte Speisen gewöhnt, hatte er sich von seiner ersten Jugend an zur Erduldung aller Mühseligkeiten abgehärtet. So bildete sich der Feldherr, der auf dem damaligen Schauplatze des Krieges eine so erhabene Rolle spielte; der erste Feldherr seines Jahrhunderts und ein Muster für die folgenden; der Urheber einer ganz neuen Kriegskunst. Aber der große Feldherr wußte seinen Unternehmungen ein Gepräge der Gottesfurcht zu geben, das zur Vermehrung des Vertrauens auf seine Unternehmungen sehr viel beytrug.

Zur Beschäftigung und Ausbildung seiner militärischen Gaben bekam Gustav Adolf durch den Krieg mit seinem Nachbar, dem Könige Siegmund von Polen, bald Gelegenheit. *) Dieser so oft unüberlegsam han-

delnde

delnde Fürst fuhr fort, seine Ansprüche auf die schwedische Monarchie zu wiederholen, und die polnische Nation ließ sich durch den Gesandten des kaiserlichen Hofes, welcher den munteren Gustav Adolf gern beschäftigt sehen wollte, verleiten, an dem Kriege gegen denselben Antheil zu nehmen. Aber das kaiserliche Kriegsvolk, auf welches man gerechnet hatte, blieb aus, und Gustav Adolf eroberte (1619) einen Theil von Piesland. Des glücklichen Anfanges dieses Krieges ungeachtet, verstand er sich dennoch zu einem zweyjährigen Waffenstillstande. Da aber Siegmund seinen Ansprüchen auf Schweden noch immer nicht entsagen wollte, so mußte der Krieg (1621) fortgesetzt werden. Gustav Adolf vollendete nun nicht nur die Eroberung von Piesland, sondern brachte auch Kurland in seine Gewalt. Ein zweyter Waffenstillstand hemmte seine glücklichen Unternehmungen abermahls. Doch Siegmunds Steifhinn nöthigte ihn (1625) zum dritten Mal die Waffen zu ergreifen. Er drang nun auch in Preussen ein. Waldstein, der sich damals mit seinen Entwürfen wegen der Ostsee beschäftigte, schickte dem Könige von

*) Theil XI, S. 103. 126.

von Polen 6000 Mann Hülfsstruppen. Bald wäre Gustav Adolf (1629 im Jun.) in die Gefangenschaft gerathen. Er sah sich im Walde bey dem Städtchen Stuhm (im marienburgischen Bezirke von Preussen) plötzlich von Polen und Kaiserlichen so umringt, daß ihn ein gemeiner Soldat, der ihn nicht kannte, schon am Wehrgehänge mit fortzog. An der Seite des Königes focht niemand mehr, als ein Reiter, der mit dessen Pistole denjenigen, der Hand an ihn gelegt hatte, niederschoss, und ihn so lange vertheidigte, bis mehrere von Gustav Adolfs Leuten herbey kamen. Seinen Vieberhut, den er bey dieser Gelegenheit verlor, schickte man als ein Triumphzeichen, an Waldstein nach Deutschland. Aber noch in eben dem Jahre mußte sich Siegmund glücklich schätzen, unter Vermittlung der Könige von Frankreich und England, imgleichen des Kurfürsten von Brandenburg, einen sechsjährigen Waffenstillstand einzugehen, der dem Könige Gustav Adolf Liefeland bis an die Düna, nebst einem beträchtlichen Theile von Preussen, zusicherte.

Nest sah sich Gustav Adolf in der Lage, seinem lebhaften Wunsche, den Reiter der

pro:

protestantischen Religion und der Freyheit der Deutschen abzugeben, den er seit mehreren Jahren hatte unterdrücken müssen, Gnüge zu leisten. Diese günstige Lage verdankte er hauptsächlich dem Gesandten des schlaunen Richelieus, Charnage, der zur Beförderung des Waffenstillstandes zwischen ihm und Polen das meiste beytrug. Dieser both ihm auch französische Geldunterstützung an, die aber Gustav Adolf, um sich von Frankreich nicht abhängig zu machen, damals noch nicht annehmen wollte. Uebrigens stimmte er mit Richelieus Plan, der die Entkräftung der allzugroßen Macht des östreichischen Hauses zum Hauptgegenstande hatte, völlig überein. Dieses Haus hatte ihm durch Waldstein die rechtsfertigesten Ursachen zu feindseligen Handlungen gegeben. Waldstein hatte seinem Feinde, dem Könige von Polen, Hülfsvolk geschickt; er hatte seine Gesandten auf eine sehr beleidigende Art, und selbst mit Drohungen, von der Theilnahme an den Vergleichshandlungen zu Lübeck ausgeschlossen; der Kaiser fuhr nicht nur fort, Siegmunds Ansprüche auf Schweden für gerecht zu erklären, sondern er verweigerte dem Gustav Adolf sogar

sogar

sogar den Königstitel. Schon als Beherrscher von Schweden, hatte also Gustav Adolf die dringendsten Ursachen zu einem Kriege mit dem Kaiser, und wegen des Ausganges dieses Krieges zeigten sich ihm die günstigsten Aussichten.

Die Macht des Kaisers und der Ligue, welcher sich Gustav Adolf entgegen zu stellen wagte, war, seit der Abdankung Waldsteins, jetzt lange nicht mehr so furchtbar, als ehemals. Alle kleinen Heere des Kaisers, die durch Deutschland zerstreut waren, zählten zusammen nicht mehr als etwa 40000 Kriegersleute. Ungefähr eben so stark war die Macht der Ligue. Gustav Adolf sah folglich einem Kampfe mit 70 bis 80000 Mann entgegen. Dieser großen Menge von Streichern konnte er freylich nur etwa 15000 von seinen Schweden gegen über stellen; aber 15000 muthvolle, abgehärtete, an den Sieg gewöhnte, von eben so einsichtsvollen als erfahrenden Officieren angeführte Leute. Er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich an diesen auserlesenen Haufen große Schaaren von der abgedankten, über das
kaiser;

kaiserliche Verfahren mißvergnügten Officieren und Soldaten Waldsteins anschließen würden, Er schmeichelte sich gewiß mit keiner eiteln Hoffnung, wenn er, im Falle eines glücklichen Anfanges seiner Unternehmung, auf die Unterstützung der protestantischen Fürsten rechnete, die hlos die Furcht vor der Macht des Kaisers von einer deutlichen Erklärung noch zurückhielt. Zwar hatte vornehmlich die ligistische Armee vortreffliche, durch Uebung und Erfahrung gebildete Officiere. Auch stand jetzt an der Spitze der kaiserlichen Armee Tilly, den Ferdinand, unter den Titel eines Generallieutenants, zu seinem Obergenerale gemacht hatte, weil er dem Kurfürsten von Bayern diese Stelle, um die er sich bewarb, nicht anvertrauen, noch weniger aber denselben durch die Anstellung seines Sohnes, des Königes Ferdinand, kränken wollte. Tilly, der Abkömmling einer edlen Familie Lüttichs, der, nachdem er seine militärischen Fähigkeiten im niederländischen Kriege, der vornehmsten Kriegsschule der damaligen Zeit, ausgebildet, und unter der Regierung Rudolfs II in Ungern gegen die Türken bewiesen hatte, unbeschränkter
Galletti Weltg. 127 Th. G Ober;

Obergeneral des Herzogs von Bayern, im gleichen der Ligue, wurde; ein kleiner, hagerer Mann, mit einer breiten, gerunzelten Stirne, eingefallnen Wangen, einer langen Nase, einem unten zugespizten Gesichte mit einem starken Knebelbarte, in ein spanisches Wammes von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Ärmeln gekleidet, auf dem Kopfe einen kleinen, hochaufgestülpten Hut, mit einer rothen bis auf den Rücken sich niederbeugenden Straußfeder geziert, tragend. Dieser so unansehnlich gebildete, und in einem so seltsamen Aufzuge erscheinende General, war aber einer der größten Feldherren seiner Zeit, der, eben so streng, so ernsthaft, und so unbarmherzig als Waldstein, doch ungleich weniger Stolz und Habsucht äusserte, und für Gustav Adolfs Feldherrens gaben große Achtung hegte. Im größten Maasse verdiente diese aber auch der durch die Schriften der Griechen und Römer gebildete Schöpfer einer neuen Taktik, der seinen Schwadronen schon dadurch, daß er sie kleiner machte, eine größere Beweglichkeit gab; der in eben dieser Absicht seine Bataillone weiter aus einander stellte, und seine

Solda:

Soldaten in wenigern Gliedern sich an einander schließen ließ; der den Mangel an Reiterey durch zwischen die Reiter gestellte Fußgänger ersetzte; dessen leichte Kanonen in eben der Zeit, daß ein abgerichteter Musketier sechsmahl zum Schusse fertig war, achtmahl abgefeuert wurden; dessen Soldaten an die strengste Zucht und den pünktlichsten Gehorsam gewöhnt waren. Ein solcher Feldherr konnte auch mit einer kleinen Armee viel ausrichten.

Gustav Adolf konnte schon von seiner Nation, die für seine großen Eigenschaften die tiefste Verehrung hegte, ein vortreffliches Fußvolt von 40000 Mann aufstellen; aber er durfte, der gefährlichen Nachbarn wegen, sein Land nicht aller seiner braven Vertheidiger berauben. Sein vortrefflicher Kanzler Ostenstjern, zugleich General, blieb mit 10000 Mann in Preussen stehen, um auf die Polen immer ein aufmerksames Auge zu haben. In Schweden selbst mußte Gustav Adolf, ausser der braven Landmiliz, auch ein Corps von regelmäßigen Truppen zurücklassen. Dagegen hatte er in Deutschland,

und in den Niederlanden, einiges Kriegsvolk anwerben lassen. Lübeck und Hamburg machten sich, gegen schwedisches Kupfer, zu Geldvorschüssen verbindlich.

Gustav Adolf sollte nun seine Unterthanen, seine Familie, verlassen. Seine Gemahlin, eine gute Frau, war der Regierungskunst zu wenig mächtig, als daß er ihr die Staatsverwaltung hätte anvertrauen können. Er übergab sie daher dem Reichsrathe. Seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Casimir, machte er zum Oberaufseher der Finanzen. Nun ließ er (im May) die Reichsstände schwören, daß sie seine Tochter Christine, die damals vier Jahre alt war, für seine Nachfolgerin erkennen wollten, und nun nahm er von diesen Reichsständen, und von seiner Familie, einen rührenden Abschied.

Durch widrige Winde wurde das Auslaufen von Gustav Adolfs Flotte bis in den Junius verspätet. Als es gerade am Jubelfeste der augsburgischen Confession (am 24. Jun.) auf der pommerschen Insel Usedom landete,

landete, bestand sein Heer aus 97 Compagnien und 16 Schwadronen, die zusammen nicht mehr als 13800 Mann ausmachten. Auf der Insel Rügen und in Stralsund befanden sich aber auch 6 bis 7000 Mann von seinen Truppen. Wie welchem frommen Vertrauen auf den beginnenden Feldzug mußte Gustav Adolfs Kriegsvolk nicht erfüllt werden, als es seinen König, sogleich nach vollbrachter Landung, auf die Kniee fallen, und dem höchsten Wesen seinen feurigen Dank bringen sah! Von der Insel Usedom breiteten sich die Schweden auch bald auf die Insel Wollin aus. Da Pommern von Kaiserlichen besetzt war, so hielt es Gustav Adolf für rathsam, seine Landung durch eine Verschanzung zu sichern. Sowohl Officiere, als Gemeine, begnügten sich, in Zelten und Hütten, mit Brod und Wasser. Gustav Adolf selbst brachte die Nacht auf dem Schiffe zu. Er fieng die Feindseligkeiten gegen den Kaiser ohne Kriegserklärung an, weil jene durch die ihm vom Kaiser zugefügten Beleidigungen schon hinlänglich gerechtfertigt waren; aber den übrigen Höfen von Europa machte er

er die Ursachen seines Feldzuges in einem besondern Manifeste bekannt.

In Pommern war Torquato Conti, ein kluger General, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen. Diese bestanden jedoch aus zusammengerafften, zuchtlosen Leuten, die durch ihre schlechte Wirthschaft alle Vorräthe von Lebensbedürfnissen sich entzogen hatten; die den braven, wohldisciplinirten Kriegern Gustav Adolfs, die sich nach einem Monate schon bis auf 20000 vermehrt hatten, einen nur schwachen Widerstand entgegensetzen konnten. Gustav Adolf mußte, ehe er weiter vordrang, seinen Rücken gesichert wissen. In dieser Absicht schien ihm der Besitz der Stadt Stettin, der Haupt- und Residenzstadt des Herzogs von Pommern, besonders wichtig. In Zeit von zwey Stunden (20. Jul.) legte, vom Winde begünstigt, seine aus mehr als hundert Schiffen bestehende Transportflotte den Weg von 6 Meilen, der sich durch die Swine und den Haff zieht, zurück. Seine Armee marschirte eine halbe Stunde weit von der Stadt in Schlachtfeldordnung auf. Der über diese Erscheinung erstaunte Commandant

fand

fand sich mit einigen Abgeordneten des Herzogs ein. Doch der Herzog, ein kränklicher, dem Alter sich nähernder Fürst, mußte selbst kommen. Gustav Adolf gab sich Mühe, ihm und seinen Räthen die Nothwendigkeit, in Stettin eine schwedische Besatzung einzunehmen, recht fühlbar zu machen; aber nur Drohungen konnten den Herzog endlich bewegen, seine ängstliche Ergebenheit für den Kaiser dem Drange der Umstände aufzuopfern. Während der ernsthaften Unterhandlung sah Gustav Adolf die Fenster des nahen Schlosses mit Damen angefüllt. „Jene schönen Vertheidigerinnen, Better“ sagte er im lächelnden Tone zu dem Herzoge „werden es gegen eine einzige Compagnie meiner daler karlschen Fußknechte nicht drey Minuten aushalten!“ Als der Herzog zurückfuhr, ließ ihn Gustav Adolf durch 200 auserlesene, schottische Musketierer begleiten, die, einem geheimen Befehle zufolge, das äußerste Thor besetzten. So bekam Gustav Adolf Stettin in seine Gewalt; so legte er für Schweden zu dem Besitze Vorpommerns den Grund! Auch Stargard mußte ihm bald die Thore öffnen. Conti, dem bey seinem schwachen

Heere

Heere weiter nichts übrig blieb, als auf seine Vertheidigung sich einzuschränken, verschanzte sich, nicht weit von Stettin, bey Garz, wo er die Oder beschießen konnte.

Bald wäre es dem listigen Italiener gelungen, den schwedischen Helden, gleich im Anfange seiner glänzenden Laufbahn, zu vernichten. Einer von seinen Officieren, Quinto Allighieri, wußte sich Gustav Adolfs Vertrauen so sehr zu erwerben, daß er ihm zum Rittmeister machte. Im Einverständnisse mit seinem Landsmanne Baptista, der sich schon im Dienste des Königs befand, machte er den Plan, sich auf einer Recognoscirung der Person desselben zu bemächtigen. Auf dem Wege entfernte er sich unbemerkt. Plötzlich kam er an der Spitze von 500 Kürassieren zurück. Von diesen sah sich Gustav Adolf, der nicht mehr als 70 Mann bey sich hatte, in einem engen Wege eingeschlossen; aber Gustav Adolf und seine Krieger, die sein Beyspiel zu lauter Helden machte, fochten mit solcher Tapferkeit und Standhaftigkeit gegen eine siebenmahl größere Anzahl von Feinden, daß dem Allighieri sein Plan, sich

der

der Person des Königes lebendig zu bemächtigen, durchaus nicht gelingen wollte, und in dem Entschlusse, ihn durch eine Kugel zu tödten, machte ihn das erschütternde Gefühl der schändlichen That, machte ihn Gustav Adolfs Ehrfurcht einflößender Anblick immer wieder wankend. Und doch war das Pferd des Königes schon durch zwey Schüsse niedergestreckt; Gustav Adolf focht schon zu Fuß; er befand sich einige Augenblicke schon in der Gewalt seiner Feinde, ohne daß sie es wußten; schon war er nur noch von einer kleinen Anzahl seiner Mitstreiter umringt, als endlich einige Schaaren von seiner Reitercy ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe eilten. Nicht lange hernach befand sich sein Leben abermahls in Gefahr. Ein deutscher Mönch, von Amberg in der Oberpfalz, wollte ihn Heinrichs IV Tod sterben lassen; aber die Entdeckung des Anschlages kam der Ausführung desselben zuvor.

Weder Gewalt, noch List, konnten den großen König in seinen Unternehmungen aufhalten. Aber eben diese Unternehmungen wurden auch vom Glücke begünstigt. Die

Pom.

Pommern, denen die Schweden sehr willkommen waren, unterstützten sie auf alle Weise; sie zahlten ihnen Geld; sie stellten sich unter ihre Fahnen; sie tödteten manchen von den kaiserlichen Soldaten, die sie so schrecklich gemißhandelt hatten. Conti hoffte sich in seinen Verschanzungen so lange zu halten, bis der Obergeneral Tilly herbeikommen könnte. Er hoffte während des Winters auszuruhen. Allein Gustav Adolfs Schweden, die ihr König in Schaafpelze hüllte, setzten den Feldzug auch während des Winters fort, und gönnten den Kaiserlichen keine Ruhe. Durch Mangel, durch Ausreissen, durch Krankheiten, die ihnen die ungewöhnte Kälte zuzog, wurde ihre Zahl immer unbeträchtlicher. Conti dankte ab. Bald blieb von allen Städten in Pommern den Kaiserlichen weiter keine, als Greifswalde, Demmin und Colberg, übrig; und fliehend, mit großem Verlust an Artillerie und Gepäck, mußten sie sich nach der Mark Brandenburg zurückziehen. Gustav Adolf versicherte sich indessen der Pässe bey Ribnitz, als des Einganges in das Herzogthum Mecklenburg. Die Stände und Unterthanen desselben wurden von ihm aufgefordert,

ihren angebohrnen Herzogen sich wieder zu unterwerfen, und alle Anhänger Waldsteins zu entfernen. Aber die Kaiserlichen bekamen durch Betrug die Stadt Rostock in ihre Gewalt. Nur Waffenüberlegenheit konnte sie entfernen. Die Herzoge, die so manchen vergeblichen Versuch, ihr väterliches Land wieder zu bekommen, gemacht hatten; die, um die Gnade des Kaisers um so eher wieder zu erlangen, einige Zeit hindurch alle ihre Verbindungen aufgaben; diese giengen nun öffentlich zur Parthey des Königes von Schweden über, warben Kriegsvolk an, und vertrauten den Oberbefehl über dasselbe dem Herzoge Franz Karl von Sachsenlauenburg an. Dieser wurde jedoch von dem kaiserlichen General, dem Grafen von Pappenheim, überwältigt, und nur Gustav Adolfs nachdrücklicher Beystand verschaffte den Herzogen endlich den Besitz ihres Landes wieder.

Gustav Adolf durfte sich nicht zu weit von Pommern entfernen, weil er noch nicht alle festen Verter dieses Landes in seiner Gewalt sah, weil er die Kaiserlichen in der Mark Brandenburg seiner Aufmerksamkeit nicht

nicht entziehen durfte. Zu Värwalbe, in der Neumark, wo er sein Hauptquartier hatte, schloß er (1631 Jan.) mit Michelieus Unterhändler Charnage, der eine große Geldsumme mitbrachte, einen Subsidenttractat. Gustav Adolf machte sich verbindlich, für 400000 französische Thaler, die ihm in zwey Terminen bezahlt werden sollten, 5 Jahre hindurch 30000 zu Fuß und 6000 zu Pferde zu stellen. Mit seiner Kriegscasse wuchs auch zugleich seine Armee. Der Zustand der Kaiserlichen wurde indessen immer trauriger. Aller Lebensmittel, und alles Geldes beraubt, rotteten sie sich nebst ihren Officieren in Schaaren von hunderten zusammen, um, durch Verkleidung unkenntlich, ihre Plünderungen und Verwüstungen, um ihre abscheulichen Ausschweifungen desto unaufhaltsamer fortsetzen zu können. Ihr Feldmarschall Schaumburg befand sich so wenig im Stande, ihrem zuchtlosen Muthwillen Gränzen zu setzen, daß er abdanken wollte. Der Kurfürst von Brandenburg mußte endlich, um seine Unterthanen aus diesem bejammernswürdigen Zustande herauszureißen, den Befehl ins Land ergehen lassen, daß man die Plün-

derungen und Mißhandlungen mit Gewalt zurücktreiben sollte. Aber die Furcht vor dem Kaiser war Ursache, daß er sich nicht entschließen konnte, sich des Beystandes des Königes von Schweden zu bedienen, um die Kaiserlichen aus seinem Lande ganz zu entfernen. Er versagte dem Könige den Durchmarsch durch Küstrin. Da Gustav Adolf hier gegen die Kaiserlichen, die sich im Besitze von Frankfurth an der Oder befanden, nun nicht weiter mit Sicherheit vordringen konnte, so wendete er sich nach Pommern zurück, um die Eroberung dieses Landes zu vollenden.

Hierdurch gewann Tilly Zeit, die durch Deutschland zerstreuten kaiserlichen Truppen in ein Heer zusammen zuziehen. Alles Kriegsvolk, was er zusammenbrachte, belief sich aber nicht höher, als auf 20000 Mann. Mit diesen rückte er, in der Mitte des Winters, bis nach Frankfurth, wo er sich mit dem Ueberreste der schaumburgschen Armee vereinigte. Dem Feldmarschall Schaumburg übertrug er die Aufsicht über die Vertheidigung der mit 8000 Mann besetzten Stadt Frank-

Frankfurth, und nun eilte er nach Pommern, um den König von Schweden von der völligen Eroberung dieses Herzogthums abzuhalten. Aber er kam zu spät. Demmin war durch schlechte Vertheidigung, und Colberg durch Hungersnoth, in Gustav Adolfs Gewalt gerathen. Dieser hatte nun bey Schwedt in der Uckermark eine so feste Stellung, und alle Eingänge nach Vorpommern wurden von den Schweden so sorgfältig bewacht, daß Tilly von der Unmöglichkeit, hier durchzudringen, überzeugt, sich nach der Elbe zurückzog, um mit der Belagerung von Magdeburg sein Glück zu versuchen.

Seine Entfernung bestimmte den König von Schweden, die Stellung bey Schwedt zu verlassen, und bis Frankfurth vorzurücken. Die Stadt hatte zwar eine zahlreiche Besatzung, aber schlechte Festungswerke. Den muthigen Schweden gelang es daher schon am dritten Tage (im April) sich derselben durch Sturm zu bemächtigen. Tilly hatte eine schwedische Besatzung in Neubrandenburg, ihrer hartnäckigen Gegenwehre wegen, nicht derhauen lassen. Um sich für dieses unbarm-

herzige

herzige Verfahren zu rächen, wollten die Schweden den Kaiserlichen in Frankfurth durchaus keine Capitulation zugestehen, antworteten sie jedem kaiserlichen Soldaten, der um Quartier (d. i. um Schonung des Lebens) bath: „neubrandenburgisches Quartier!“ Was hier nicht seinen Tod, oder seine Gefangenschaft, fand, ertrank in dem Strome, oder flüchtete in traurigen Umständen nach Schlesien. Nun wurde auch Landsberg von den Schweden erobert. Gustav Adolf wünschte jetzt durch die Mark Brandenburg nach Sachsen vorzurücken, um der Stadt Magdeburg zu Hülfe kommen zu können. Er marschirte daher mit seiner ganzen Reiterrey, und 10 Regimentern Fußvolk, nach der Spree. Ehe er aber seinen Marsch weiter fortsetzte, mußte er auch einige feste Oerter im Brandenburgischen im Besitze haben. Er that daher dem Kurfürsten Georg Wilhelm den Antrag, ihm seine beyden Hauptfestungen Küstrin und Spandau einzuräumen, und ihm auf einen Monath Sold und Lebensmittel zu geben. Aber zu keiner von beenden Bedingungen wollte sich Georg Wilhelm verstehen. Durch die beyden Festungen befürchtete er den König

nig

nig von Schweden zum Herrn seines Landes zu machen; durch die Verbindung mit demselben befürchtete er den Zorn des Kaisers mächtig zu reizen. In diesem Lichte zeigte ihm Gustav Adolfs Antrag sein vertrautester Minister, der Graf von Schwarzenberg, der sich durch kaiserliche Einflüsse leiten ließ. Um dieselben zu schwächen, näherte sich der König mit seiner Armee der Stadt Berlin. Die Kanonen wurden aufgeführt, und gegen die Stadt gerichtet. Der Kurfürst erschien in einem kleinen Holze bey Köpenik, um mit dem Könige eine persönliche Zusammenkunft zu halten. Dem furchtsamen Kurfürsten wurde es sehr schwer, zu einem Entschlusse zu kommen. Man trennte sich wieder. Während daß Georg Wilhelm mit seinen geheimen Räten Gustav Adolfs Antrag überlegte, unterhielt sich dieser mit den Damen, unter welchen sich auch die Gemahlin des pfälzischen Friedrichs befand, so gut, daß sie ihn bathen, sie nach Berlin zu begleiten. Er that es (3. May) an der Spitze von 5 Schwadronen und 1000 Muskettieren. Um den Damen noch eine Ehre zu erweisen, beschloß er aus seiner kleinen Artillerie eine General-

eralsalve zu geben. In der Uebereilung vergaßen es die Artilleristen, daß die Kanonen scharf geladen waren. Zum großen Schrecken der Berliner flogen nun Kugeln auf ihre Dächer, die einige Giebel beschädigten. Auch am folgenden Tage konnte der Kurfürst lange zu keiner Entschließung kommen, bis die ernstlichen Erklärungen des Königes sie ihm endlich abnöthigten. Spandau erhielt eine schwedische Besatzung.

Gustav Adolf wurde nun durch nichts mehr gehindert, seinen Marsch nach Sachsen anzutreten. Wenn er aber seinen Weg nicht durch das ausgezehrte Lüneburg nehmen wollte, so mußte er entweder bey Dessau oder Wittenberg über die Brücken gehen, und hierzu war ihm die Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen unentbehrlich. Dieser hatte aber mehr als einen Grund, der ihn von einer Verbindung mit dem Könige von Schweden zurückhielt. So sehr sein Hofprediger Hoes seine Ergebenheit für den Kaiser zu vergrößern suchte, so wenig entgieng es doch seinem Gefühle, daß Ferdinand II den Untergang der protestantischen Religion zur Absicht

Galatti Weltg. 127 Th. 5 zu

zu haben schien. Vornehmlich aber kränkte es ihn, daß der kaiserliche Prinz Leopold Wilhelm seinem Sohne August das schöne Herzogthum Magdeburg entreißen wollte. Den Unwillen, den er darüber empfand, feuerte sein Feldmarschall von Arnheim noch stärker an. Dieser Feldherr, Waldsteins ehemahliger vertrauter General, fand diese Gelegenheit, ihn an dem Kaiser zu rächen, sehr erwünscht. Da es ihm nun gelungen war, sich Johann Georgs Vertrauen zu erwerben, so gab er ihm den Rath, dem Kaiser mit einer Verbindung mit Schweden zu drohen. Diese Verbindung mußte dem Kaiser um so furchtbarer erscheinen, jemehr die Gewißheit, daß die übrigen protestantischen Fürsten an Sachsen sich anschließen würden, voraus zu sehen war. Johann Georg sollte aber diese Drohungen nur benutzen, um seinem Sohne das Erbstift Magdeburg zu retten; er sollte also die Verbindung mit dem Könige von Schweden nicht wirklich abschließen, sondern sich vielmehr zum Oberhaupte einer dritten Parthey, der protestantischen, aufwerfen, um den für Deutschlands Verfassung gefährlichen Entwürfen

würfen sowohl des Königes von Schweden, als des Kaisers, mit Nachdruck entgegen arbeiten zu können. Dieser Plan war schlaugenug ausgedacht; aber es fehlte ihm an der glücklichen Ausführung.

Um die den neuen Bund befördernden Verabredungen zu beschleunigen, wurde (1631 Febr.) zu Leipzig eine Zusammenkunft der protestantischen Fürsten verabredet. Fünfzehn Fürsten und Grafen erschienen persönlich; die übrigen schickten Gesandten. Die Predigt, mit welcher der D. Hoe diese Versammlung eröffnete, beschäftigte sich mit der Erklärung folgender Worte des 53ten Psalmes: „Gott! schweige doch nicht also, und sey doch nicht so still! Gott, halte doch nicht so inne; denn siehe deine Feinde toben, und die Dich hassen, richten den Kopf auf!“ Die katholischen Theologen hielten diesen Predigttext so sehr für eine Aufforderung, die Waffen zu ergreifen, daß sie nicht aufhörten, in gedruckten Schriften den D. Hoe einen Vermbläser, einen Aufrührer, zu nennen. Ob nun diese Predigt zur Erhöhung des Muthes der protestantischen Parthey etwas beytrug,

läßt

läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten; in dessen faßen die zu Leipzig versammelten Fürsten und Gesandten (im April) doch den Schluß, einem Vergleiche mit den katholischen Reichsständen zwar die Hände zu bieten, aber ihre auf die Vollziehung des Institutionsedict sich stützenden Bedrückungen sich durchaus nicht mehr gefallen zu lassen, und daher ernstliche Anstalten zu treffen, um einem gewaltsamen Verfahren einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen zu können. Die letzte Absicht glaubte man am ehesten durch ein Heer von 40000 Mann erreichen zu können. Vor dieser Versammlung erschien auch Gustav Adolfs Gesandter, Chemnitz, um im Namen seines Königes um Geld und Lebensmittel zu bitten, und zu einer nähern Verbindung einzuladen. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sein mit Frankreich geschlossener Subsidientractat einen neuen Antrieb für sie abgeben würde; er wollte einstweilen, mit einer heimlichen Unterstützung sich begnügen. Verschiedene Reichsfürsten schienen auch nicht ungeneigt, seinen Anträgen Gehör zu geben; aber Johann Georg war gegen den König von Schweden

Schweden zu sehr mit Eifersucht und Mißtrauen erfüllt, als daß er von seinem Plane, selbst das Haupt einer Parthey vorzustellen, schon hätte abgehen sollen.

Wenn auch nicht D. Hoe's Predigttext die Aufmerksamkeit der katholischen Reichsstände auf den protestantischen Convent zu Leipzig hingezogen hätte, so würden ihnen die Beschlüsse desselben unmöglich haben gleichgültig bleiben können. Schon während desselben entspann sich daher ein Schriftwechsel. Der Kaiser schmeichelte den versammelten Fürsten mit der täuschenden Hoffnung, allen ihren Beschwerden abzuhelpen. Als ihm nur der Kurfürst von Sachsen eine Abschrift von dem Schlusse des Convents übersandte, ließ er sich auf keine bestimmte Erklärung über denselben ein. Dagegen schickte er seinen geheimen Rath Hegenmüller nach Dresden, um dem Kurfürsten, der leipziger Verabredungen wegen, Vorstellungen thun zu lassen. Diese wären (hieß es unter andern) der Reichsverfassung zuwider, weil durch sie die Reichsstände abgehalten würden, ihre Contingente zur Reichsarmee zu stellen. Der Kaiser

Kaiser wäre also auch nicht verpflichtet, sein Verfahren nach den Reichsgesetzen einzurichten. Der Kurfürst sollte seine Verbungen einstellen, und einen Waffenstillstand mit dem Könige von Schweden vermitteln. Diese Erklärungen kündigten die Absicht des Kaisers, die Restitution der eingezogenen Stifter und Klöster durch gewaltsame Mittel zu erzwingen, deutlich genug an. Er forderte alle Mitglieder des leipziger Bundes durch drohungsvolle Schreiben auf, der fernern Theilnahme an demselben sich zu entziehen. Doch um ihnen die Nothwendigkeit, sich in seinen Willen zu fügen, recht fühlbar zu machen, schien das höchsttraurige Schicksal der Stadt Magdeburg bestimmt zu seyn.

Der brandenburgische Administrator des Erzstiftes, Christian Wilhelm, wollte sich von dem österreichischen Prinzen Leopold Wilhelm aus dem Besitze desselben durchaus nicht verdrängen lassen. Er war deswegen schon nach Schweden gereiset, und Gustav Adolf hatte sich auch nicht ungeneigt bewiesen, sich für sein Schicksal lebhaft zu interessieren. Aber die Hoffnung, mit welcher sich

Chri:

Christian Wilhelm schmeichelte, war größer als seine Vorsicht. Gustav Adolf war kaum in Pommern gelandet, als er sich verkleidet nach Magdeburg schlich; als er den Magistrat dieser ansehnlichen, mit wohlhabenden Bürgern angefüllten Stadt, die einer reichstädtischen Freiheit genoß, so begeisterte, daß er den ihnen Entschluß faßte, den Zumuthungen des Kaisers standhafte Weigerung entgegen zu setzen; daß er mit dem Könige von Schweden eine Verbindung schloß, die ihm nicht allein den Durchmarsch, sondern auch das Recht, in dem Gebiete der Stadt zu werben, zusicherte. Der Administrator würde sehr vorsichtig gehandelt haben, wenn er diese Verbindung so lange geheim gehalten hätte, bis Gustav Adolf näher gerückt wäre. Aber der Rißel, den Feldherren zu spielen, reißte ihn so gewaltig, daß er nicht geschwinde genug Kriegsvolk anwerben konnte, um gegen die Kaiserlichen Feindseligkeiten auszuweichen. Seine Unternehmungen glückten ihm aber nur so lange, als kein größeres kaiserliches Heer in der Nähe war. Von diesem zurückgetrieben, mußte er in der Stadt Magdeburg selbst nun seine Zuflucht suchen.

Gustav

Gustav Adolf, dem seine Unvorsichtigkeit Verforgnisse erregte: hielt es für rathsam, ihm einen einsichtsvollen und erfahrenen Gehülfen zu geben. Dietrich von Falkenberg, den er ihm schickte, wurde vom Stadtrathe zum Oberbefehlshaber ernannt. Die Mannschaft des Administrators, die durch manchen Abentheuer vermehrt wurde, bekriegte die Kaiserslichen einige Monathe hindurch mit glücklichen Erfolge, bis sie Pappenheims überlegeneres Kriegsvolk endlich in ihre Stadt einschloß. Tilly wollte durch die Eroberung von Magdeburg den Leipziger Convent in Schrecken setzen, und zugleich sein Ansehn wieder empor bringen. Da nun Pappenheims Versuch, den Commandanten Falkenberg durch Geld zur Verrätherey zu bewegen, nicht gelungen war, so mußte (am 3oten März) zu einer ordentlichen Belagerung geschritten werden.

Auf eine Belagerung war die Stadt gar nicht vorbereitet. Für ihre weitläufigen und unregelmäßigen Werke hatte sie an 2000 Mann Fußvold und 250 Reitern nicht Vertheidiger genug. Die Bürger hatten entwe-

der

der zu wenig Muth, oder zu wenig Thätigkeit, an diese Vertheidiger sich anzuschließen. Es fehlte an hinlänglichen Vorräthen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Doch vieles ersetzte der vortrefliche Commandant Falkenberg. Um die Zahl seiner Leute nicht zu sehr ausdehnen zu dürfen, überließ er, als die Müssenwerke erobert waren, die Vorstädte ihrem Schicksale. Aber bald zeigte sich ihm die Gefahr, die Stadt nicht retten zu können, sehr lebhaft. Mit der größten Sehnsucht sahen Soldaten und Bürger nach der Gegend hin, aus welcher der ihnen angekündigte König von Schweden anrücken sollte; aber er kam immer nicht. Doch Tilly besand sich gleichfalls in einer ängstlichen Lage. Wenn auch seine Karthausen (vier Batterien, und auf jeder Batterie sechszehn) dem Walle immer näher gerückt waren, so zeigte dieser doch noch keine so große Oeffnung, daß man sich von einem Generalssturme einen glücklichen Erfolg versprechen durfte. Indessen war Gustav Adolf nur noch wenige Tagemärsche entfernt. Seine leichten Truppen streiften schon bis Zerbst. Tilly sah, wenn er die Stadt nicht bald eroberte, die Nothwendig-

wendig:

wendigkeit voraus, die Belagerung aufzuheben, und auf eine sein Ansehn kränkende Art abzuziehen. Dieser Nothwendigkeit wollte er answeichen. Magdeburgs Eroberung sollte eine Wirkung der Ueberraschung seyn. In dem Augenblicke, da die Sehnsucht der Magdeburger nach der schwedischen Hülfe, und die Wahrscheinlichkeit ihres Anzuges, den höchsten Punkt erstiegen hat, hören sie die feindlichen Kanonen weniger fürchterlich donnern, sehen sie einige von ihnen aus den Batterien abführen. Mit dem angenehmen Gedanken von dem Abzuge Tilly's erfüllt, eilen sie (am 8ten May) gegen Anbruch des Tages ihren Wohnungen zu, um ihrem abgematteten Körper die so nöthige Ruhe zu gönnen. Aber schon nach einem kurzen Schlafe, weckt sie das fürchterliche Getöse des Musketenfeuers und der Sturmglocken auf. Noch schlaftrunken stürzen sie sich in die Gassen, und nach dem Walle und den Thoren hin, die sie zum Theil bereits von den Feinden besetzt sehen. Während daß die Magdeburger, der unbeträchtlichen Beschädigung ihres Walles wegen, noch gar keinen Sturm ahndeten, rückten Tilly's und Pappenheims

Krieger, zum Theil von Pappenheim selbst angeführt, in vier Colonnen an, ersteigen die Wälle, die nur von wenigen selbst müden und schläfrigen Leuten bewacht werden, mit einem leichten Kampfe, und öffnen den nachrückenden die Thore. Falkenberg, einer der ersten von denen, die dem eindringenden Feinde entgegen eilen, wird von einem tödtlichen Schusse zur Erde gestreckt. Unter den wenigen Soldaten wird die Verwirrung bald so allgemein, daß ein Kampf von vier bis fünf Stunden endlich jeden, auch den verzweiflungsvollsten Widerstand vereitelt. An die fürchterlichen Auftritte kriegerischer Wuth schlossen sich schreckliche, die Menschheit empörende Scenen vielschichtiger Grausamkeit an. Die unbarmherzigen Sieger, und vornehmlich die Wallonen und Croaten, hieben, blos vom Gefühle der unbezähmtesten Nachsucht hingerissen, nicht nur jeden Bewaffneten, sondern selbst wehrlose Weiber und Kinder, selbst schwangere Weiber, selbst im Betten begriffene, nieder. Ihre Mordsucht äusserte sich auf die mannigfaltigste Weise. Manches unschuldige, schöne Mädchen starb unter den Händen der

Wütche, nachdem sie es erst als ein Werkzeug ihrer Wollust gebraucht hatten. Doch mehr als eine dieser Schönen bewies die heldenmüthige Entschlossenheit, einem solchen schrecklichen Schicksale durch den Tod zuvorzukommen. Ein junges Frauenzimmer von guter Herkunft wird von ihrem Räuber, einem Officiere, der von dem Wonnegefühle, die reizende Beute in seiner Gewalt zu haben, ganz berauscht mit ihr forteilt, über die Elbbrücke geschleppt. Das Mädchen bittet ihn um die Erlaubniß, ihr Schnupstuch herausziehen zu dürfen, um sich die Thränen abzuwischen. Aber kaum hat sie ihre Hände frey, als sie sich in den Strom stürzt. Ein anderes reizendes Mädchen warf sich, um der Gefahr ihrer Tugend zu entgehen, in einen Brunnen, und auf 20 junge Schönen, die sich in einem Hause an der Elbe beysammen befanden, sprangen, einander umarmend, aus der Thür herabstürzend, gerade ins Wasser. Auf drey Stunden hatte das Schauspiel tigerartiger Grausamkeit und Sinnlichkeit fortgedauert, als in der unglücklichen Stadt (höchstwahrscheinlich war auch dieß eine Veranstaltung der Kaiserlichen) an mehreren

mehrern Orten zugleich ein Feuer emporloderte, welches, durch einen entsetzlichen Sturmwind angefacht, sich so wüthend ausbreitete, daß, nach zwölf Stunden, von der ganzen großen und schönen Stadt nicht mehr als 2 Kirchen und 139 kleine Häuser stehen blieben; daß sie einen schrecklichen und jammervollen Schutthaufen vorstellte, daß noch mancher von ihren dem Mordgewehre entgangenen Bewohnern verbrennte oder erstickte. Nur der Leichen, die man in die Elbe warf, zählte man 6440. Aber weit größer war die Zahl derer, die in den Gewölben, in den Kellern, in den Häusern steckten. Die übrigen, unter welchen nur wenige, sich durch die Flucht retteten, wurden als Gefangene angesehen. Unter diesen befand sich der verwundete Administrator. Gegen 1000 Personen, meistens Weiber und Kinder, die drey Tage und zwey Nächte hindurch ihr Schicksal in der Domkirche erwarteten, erhielten auf Tilly's Befehl Brod. Selbst diesem kam Magdeburgs Verwüstung so bejammernswürdig vor, daß er sie mit der Zerstörung von Troja und Jerusalem verglich. Tilly mag sich nun über das traurige Schicksal Magdeburgs

burgs mehr oder weniger gestreut haben, so blieb doch so viel ausgemacht, daß er zur Verhinderung desselben entweder nicht Menschlichkeit oder nicht Ansehn genug besaß, und daß er sich dadurch den allgemeinen Haß der Protestanten zuzog. Gustav Adolf drohete, daß er an dem alten Corporal (so nannte er den Tilly) Rache nehmen würde. Indessen war Magdeburg ein Opfer seiner Vorsicht, so wie der Eifersucht des Kurfürsten von Sachsen, geworden. Gustav Adolfs Vorsicht erklärte aber die protestantische Parthey für so übertrieben, und Magdeburgs Unglück schrieb man derselben so ganz bestimmt zu, daß er sie durch ein besondres Manifest zu rechtfertigen suchen mußte.

Magdeburgs Zerstörung erregte sehr verschiedene Empfindungen. Die eifrigen Katholiken freuten sich, daß an den keiserlichen Einwohnern dieser Stadt ein warnendes Beispiel nachdrücklicher Bestrafung ausgeübt worden wäre; die Protestanten waren wegen ihres künftigen Schicksals mit Furcht und Entsetzen erfüllt. Die Furcht vor dem Kaiser wirkte in dem schwachen Kurfürsten von Brandenburg

denburg so mächtig, daß er, weil Gustav Adolf Magdeburg nun nicht mehr entsetzen konnte, auf die Räumung von Spandau drang. Doch Gustav Adolf, zu dessen Sicherheit der Besitz von Spandau unumgänglich nöthig war, erklärte sich zwar bereit, seine Besatzung aus Spandau wieder herauszuziehen, kündigte aber zugleich dem Kurfürsten die Neutralität auf. Um dieser Aufündigung einen größern Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin in Schlachtordnung, und die Kanonen wurden aufgeführt. Nur machte sich Georg Wilhelm verbindlich, ihm nicht nur Spandau zu lassen, sondern auch monatlich 30000 Thaler zu bezahlen, und Küstrin zu jederzeit zu öffnen. Von der Angst, mit welcher Georg Wilhelm kämpfte, war aber damals manches Mitglied der protestantischen Parthey erfüllt. Der Untergang der protestantischen Religion, und der deutschen Freiheit, schien beynähe jetzt unvermeidlich. Der Kaiser trug jetzt kein Bedenken mehr, die Beschlüsse des leipziger Convents für ungültig zu erklären, den Bund selbst aufzuheben, und den Widerspenstigen mit Magdeburgs Schicksal

Schicksale zu drohen. Tilly, der Vollzieher der kaiserlichen Verordnungen, ließ auch die Bestürzung der protestantischen Parthey nicht unbenutzt, um die Mitglieder des Leipziger Convents einzeln zu schwächen. Eine Abtheilung seines Heeres nöthigte den Administrator von Bremen, seine Soldaten, die er angeworben hatte, an ihn auszuliefern, und der Verbindung mit dem Convente zu entsagen. In Schwaben rückte der Graf Egon von Fürstenberg mit einer kaiserlichen Armee ein, die im mantuanischen Erbfolgekriege in Italien gedient hatte. Der Herzog von Wirtemberg mußte sich nicht nur dem Restitutionsedict, und andern Verordnungen des Kaisers, unterwerfen, sondern auch zu einem monatlichen Geldbeytrage von 30000 Thälern verbindlich machen. Zu einer ähnlichen Unterwerfung, und zu ähnlichen Geldbeyträgen, wurden auch Ulm, Nürnberg, und andere Reichsstädte in Franken und Schwaben, gezwungen.

Der furchtbaren, so wenig schonenden Uebermacht des Kaisers mußten freylich die kleineren Reichsstände weichen. Aber ein

Kurz

Kurfürst von Sachsen, ein Landgraf von Hessen, hatte theils Kräfte, theils Muth genug, diesem Schicksale sich mit Gewalt zu entziehen. So wenig Johann Georg zu einer Verbindung mit dem Könige von Schweden, der sich bereits an den Gränzen seines Landes befand, sich geneigt fühlte, so leicht konnte es doch der kaiserliche Hof einsehen, daß eben derselbe, wenn man ihn zu sehr reizte, an Gustav Adolf sich ganz gewiß anschließen würde. Allein Gustav Adolf, den man zu Wien nur den Schneekönig nannte, schien den Rathgebern des Kaisers nicht furchtbar genug, um den Kurfürsten von Sachsen schonen zu müssen. Auch machte man damals sehr ansehnliche Kriegsrüstungen. Man warb in allen kaiserlichen Erbstaaten. Nur allein aus Lothringen bekam man 17000 Mann, und die Jesuiten verpflichteten sich, auf ihre Kosten, 5 Regimenter ins Feld zu stellen. So sehr schmeichelte ihnen die reizende Aussicht, die protestantische Religion durch diesen Krieg völlig unterdrückt zu sehen!

An der Ausführung dieses Planes arbeitete nun Tilly, der jetzt die Unterdrückung des Kurfürsten von Sachsen, und des Landgrafen von Hessen, der beiden mächtigsten unter den protestantischen Fürsten, zum vornehmsten Gegenstande seiner Unternehmungen wählte. Von Magdeburg aus rückte er (im Juny) durch Thüringen gegen den Landgrafen von Hessen an. Zwischen Artern im Mansfeldischen und Frankenhäusen im Schwarzburgschen schlug er sein Lager auf. Während der Zeit waren die Bewohner des Gebiethes der Grafen von Schwarzburg, dem schrecklichsten Muthwillen seiner zuchtlosen Soldaten ausgesetzt. Manches Dorf wurde damals ausgeplündert und verwüstet. Tilly näherte sich hierauf der Stadt Erfurth. Er that ihr den Antrag, eine Besatzung einzunehmen; ein ansehnlicher Vorrath von Lebensmitteln, und eine beträchtliche Geldsumme bewogen ihn jedoch, von seiner Forderung abzustehen. Vielleicht war die Besorgniß, daß der Kurfürst von Sachsen, der Schutzherr von Erfurth, der Stadt zu Hülfe kommen möchte, an seinem Abzuge vorzüglich Ursache. Aus der Gegend von Erfurth wende

dete sich Tilly nach Mühlhausen. Von hier aus verlangte er von dem Landgrafen, durch einem Abgeordneten, er sollte sein geworbenenes Kriegsvolk wieder ab danken, und der Neutralität entsagen; er sollte die Residenzstadt Cassel und die Festung Ziegenhain einer kaiserlichen Besatzung einräumen, die kaiserliche Armee mit Vorräthen von Lebensmitteln unterstützen, und fünf Regimenter von derselben ins Land nehmen. Aber der entschlossene Landgraf bedachte sich gar nicht, dem kaiserlichen Feldherrn alle seine unbescheidenen Forderungen abzuschlagen. Zwar ließ Tilly kleine Abtheilungen seiner Armee an die hessischen Gränzen rücken, und hier und da sowohl ganze Compagnien, als einzelne Soldaten von den neu angeworbenen Truppen des Landgrafen, wegnehmen. Aber der Landgraf zog sein Kriegsvolk in die Mitte seines Landes zusammen, und als Tilly gegen dasselbe anzurücken Anstalten machte, riefen ihn die Bewegungen des Königes von Schweden, und des Kurfürsten von Sachsen, in eine andre Gegend hin.

Der Kurfürst von Sachsen fühlte die Nothwendigkeit, sich in eine ansehnliche Kriegsverfassung zu setzen, so innig, daß er, mit Bewilligung seiner Landesstände, die ihm mit 30 Tonnen Goldes unterstützten, ein Heer von 5300 Reitern und 13000 Mann Fußvolk aufstellte. Oberbefehlshaber derselben war Arnheim. Eben diesen schickte er heimlich an den König von Schweden, um denselben eine Verbindung anzutragen. Auch dieser hatte damals seine Kriegsmacht sehr beträchtlich verstärkt. Seine Gemahlin brachte ihm 5000 Schweden nach Pommeren, und aus England langten, unter dem Marquis von Hamilton, 6000 Engländer und Schotten an. Seine Armee war nun groß genug, um, im Vertrauen auf eine Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen, in das innere Deutschland vorrücken zu können. Auch hatte er, da nun auch Greifswalde den Kaiserlichen entrisen worden war, im Rücken hinlängliche Sicherheit.

Gustav Adolf zog hierauf seine Truppen in der Gegend von Brandenburg zusammen. Die Schweden setzten nun in größern und kleinern

kleinern Schaaren über die Elbe, und Pappenheim, den Tilly mit einer Abtheilung seines Heeres zu Burg bey Magdeburg zurück gelassen hatte, gerieth in eine solche Verlegenheit, daß er sich nach Magdeburg zurückziehen mußte. Jetzt (1. Jul.) ließ Gustav Adolf seine Armee auf einer Schiffsbrücke auf die linke Seite der Elbe übersetzen, und bey Werben, am Einflusse der Havel, ein verschanztes Lager beziehen. Dringend bath nun Pappenheim den Obergeneral Tilly, ihm Hülfe zu leisten. Dieser übertrug hierzu auf die Unternehmung gegen den Landgrafen von Hessen dem General von Krag, dem er einige tausend Mann zurückließ, und brach mit der übrigen Armee von Mühlhausen, durch die Grafschaft Mansfeld, nach Aschersleben auf. Schon damals segneten viele Thüringer den großen Gustav Adolf! Tilly war bey Wolmirstedt im Magdeburgschen kaum angelangt als (17. Jul.) ein glücklicher Ueberfall Gustav Adolfs einige von seinen Cavallerie Regimentern vernichtete. Gustav Adolf wollte es jedoch nicht wagen, den an Truppenzahl ihm überlegenen Tilly zu empfangen; er zog sich daher nach Stendal zurück.

zurück. Von hier begab er sich auf eine kurze Zeit nach Mecklenburg, um mit den Herzogen die Freude, sich wieder in dem Besitze ihres Landes zu sehen, zu theilen. Sie dankten diese Freude der schwedischen Besatzung in Stralsund, welche die kaiserlichen aus Güstrow, Wismar, und Schwerin vertrieben, und ihnen manchen erplünderten Schatz wieder abnahmen. Zwey Schiffe, welche die Beute der kaiserlichen Officiere von Rostock nach Danzig bringen sollten wurden bey Wolgast von dem schwedischen Admirale Karlson überwältigt. So brachten also die Kaiserlichen von dem, was sie den armen Mecklenburgern abgepreßt hatten, nur wenig davon!

Während der wenigen Tage, die Gustav Adolf in Mecklenburg verweilte, zog Tilly seine ganze Kriegsmacht, 24000 Mann, bey Wolmirstedt zusammen. Mehrere Tage hinter einander both er dem Könige von Schweden ein Treffen an, das dieser aber, weil er auf die Unterstützung der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg noch nicht mit Sicherheit rechnen konnte, stand-

haft ausschlug. Einen Angriff seines verzehnten Lagers, den Tilly (am 27ten) beschloßen hatte, verhinderte ein dicker Nebel, und genauere Ueberlegung der mit demselben verbundenen Gefahr. Endlich nöthigte (11. Aug.) der Mangel an Wasser, und an gutem Brodte, den Tilly, seine Stellung bey Tangermünde aufzugeben, und in das Erzstift Magdeburg sich zurückzuziehen.

Gustav Adolf, der seine Stellung bey Werben, mit glücklicher Standhaftigkeit besetzt hatte, genoß daselbst das Vergnügen, daß einer der angesehensten und achtungswertheften Reichsfürsten, der Landgraf Wilhelm von Hessen, der erste war, der es wagte, mit ihm eine Verbindung zu schließen. Nach dem dieser muthvolle Fürst mit seiner kleinen Armee von 10000 Mann, sowohl dem Heere des Grafen von Fürstenberg, welches bisher Franken in der Furcht erhielt, als auch zehn neugeworbenen Regimentern der Ligue, unter dem Obersten Fugger, Troß gebothen hatte, so begab er sich nicht nur zu dem Könige von Schweden, sondern auch

zu dem Kurfürsten von Sachsen, um mit ihnen, wegen eines gemeinschaftlichen Vertheidigungsplanes gegen den einbrechenden Tilly, persönlich Abrede zu nehmen. Zehntausend brave Hessen, von ihrem wackern Landgrafen angeführt, waren ein beträchtlicher Zuwachs der Vertheidiger der deutschen Freiheit. Schon standen also 50 bis 60000 Mann gegen Tilly und die Ligue gerüstet. So wenig als Johann Georg sonst die Neigung gehabt hatte, seine Waffen mit den schwedischen zu vereinigen, so sehr fühlte er sich jetzt von der Nothwendigkeit dieser Vereinigung überzeugt. Denn jetzt war es Tilly's ernstlicher Voratz, den Kurfürsten seine Uebermacht fühlen zu lassen. In dieser Absicht zog er den Grafen von Fürstenberg mit seinen 15000 Mann an sich, die sein Heer bis auf 40000 Mann verstärkten. Ehe er seinen Marsch in das kursächsische Land antrat, schickte er zwey Abgeordnete an den Kurfürsten, die ihm den Antrag thaten, dem leipziger Convent zu entsagen, und sein Kriegsvolk entweder dem Kaiser zu überlassen, oder abzdanken. Einen so stolzen Antrag that Tilly einem der mächtigsten Reichsfürsten, während

während daß er sich von Seiten des Königes von Schweden schon in keiner geringen Verlegenheit befand, während daß dieser schon nahe genug stand, um mit dem Kurfürsten sich vereinigen zu können! Johann Georg äusserte in seiner Antwort gegen die Abgeordneten Tilly's: es schiene, als wenn man nunmehr das so lange aufgesparte sächsische Confect aufsetzen wolle; es befänden sich unter demselben aber auch Nüsse, die viel leicht schwer aufzuknacken seyn würden. — Ehe die Gesandten zurückkamen, trat Tilly (19. Aug.) schon seinen Zug von Wolmirstedt über Eisleben nach Sachsen an. Johann Georg zog seine Truppen bey Torgau in ein wohlverschanztes Lager zusammen. Tilly, dem er keinen Widerstand entgegenstellen konnte, näherte sich unter schrecklichen Verwüstungen der Stadt Leipzig, die, als ein reicher, schlecht verwahrter Handelsort (6. Sept.) ihm bald die Thore öffnen mußte.

Johann Georgs von D. Hoe so lang genährte Ergebenheit für den Kaiser, erlag, so wie seine Politik, selbst das Oberhaupt einer

einer Parthen vorzustellen, dem Kampfe mit der Noth, in welche ihn der weniger überlegsame als übermüthige Tilly versetzte. Dringend bath er jetzt den König von Schweden mit seinem Heere sich an das seinige anzuschließen. Gustav Adolf rächte sich, wegen seiner langen Zurückhaltung, durch die kleine Freude, ihn noch auf eine kurze Zeit in der Angst zu lassen. Johann Georg mußte sich erst verbindlich machen, ihm Wittenberg einzuräumen, seinen Kurprinzen als Geisels zu überliefern, und der schwedischen Armee einen dreymonathlichen Sold auszuzahlen. Johann Georg versprach alles, und Gustav Adolf erließ ihm alle Bedingungen, bis auf den Sold eines Monats.

Gustav Adolf setzte hierauf bey Wittensberg über die Elbe. Als er sich bey Dübener mit dem Kurfürsten vereinigte, zählte er 13000 zu Fuß und fast 9000 zu Pferde. So ansehnlich die vereinigte Kriegsmacht war, so sehr wünschte Gustav Adolf eine Schlacht zu vermeiden. Eine Krone und zween Ruchüte, meynete er, ständen auf dem Spiele. Allein Johann Georg, der sein

schönes

schönes Land nicht länger zum Schauplatze eines schrecklichen Krieges wollte dienen lassen, erklärte entschlossen, daß er schon allein gegen Tilly anzurücken bereit wäre. So reifte der Entschluß zu der entscheidenden Schlacht bey Leipzig (am 7. Sept.)

Tilly, ein fast 70jähriger General, den Muth und Entschlossenheit nicht wie ehemals beseelten, hielt es für rathsam, den Angriff der Feinde in seinem gut besetzten, und von Batterien gedeckten Lager abzuwarten. aber der feurige Pappenheim wußte ihn, von andern Generalen unterstützt, zur Veränderung seiner Stellung zu bewegen. Die Sachsen (sagte er) wären neuengeworbene, die Schweden abgemattete Leute. Für ein ungünstiges Zeichen wurde es wenigstens in der Folge erklärt, daß Tilly seinen Kriegsrath im Hause des Todtengräbers in der Vorstadt gehalten hatte.

Die beyden Armeen, die jetzt gegen einander anrückten, waren ungefähr von gleicher Stärke; beyde bestanden etwa aus 4 bis 35000 Mann. Die kaiserlichen und ligistischen

schen Truppen waren zwar geübte und erfahrene, aber weniger gut disciplinirte Leute. Ihre vom Kopf bis auf die Füße geharnischten Reiter konnten auf ihren schweren, unbehüllichen Pferden nichts weniger als leichte Bewegungen machen. Ihr Fußvolk war in große viereckige Haufen gestellt. Gustav Adolfs Reiter hatten keine Harnische, und nur schlecht gebaute Pferde; desto größer aber war ihre Geschwindigkeit und Beweglichkeit. Sein Fußvolk stellte Gustav Adolf hier zum ersten Mal nur sechs Mann hoch. Auch ließ er von demselben das bisher nur bey Neuven gewöhnliche Pelotonfeuer machen, welches die Kaiserlichen in Erstaunen setzte. Die mit Staub bedeckten Schweden stachen übrigens gegen die schön gekleideten und mit hohen Federbüschen gezierten Sachsen gewaltig ab.

Tilly marschirte mit seiner Armee am Fuße der Anhöhen bey Breitenfelde auf. Die Schweden und Sachsen rückten in zwey Colonnen an. Diesen sollte Pappenheim, an der Spitze von 2000 Kürassiren, den Uebergang über einen Bach verwehren; aber

sie rückten dennoch vor. Die Schweden stellten sich rechts; die Sachsen links auf. Zwischen beyden war eine ziemlich große Entfernung. Tilly, der an diesem Tage von seiner gewöhnlichen Entschlossenheit sich ganz verlassen fühlte, willigte, gleichsam nur von Pappenheim hingerissen, in die Schlacht, und rückte endlich von seinen Anhöhen gegen die Sachsen an. Die neugeworbenen, meistens von unerfahrenen Officieren angeführten Leute geriethen über den ungestümen Angriff der alten versuchten Kaiserlichen in eine Verwirrung und Unordnung, die sich mit der völligen Auflösung ihrer Schaaren und Stücker endigte. Nur wenige Regimenter hielten auf dem Schlachtfelde so lange Stand, daß sie die Ehre der Sachsen retteten. Johann Georg war keiner von denen, die zuletzt flohen. Schon kürzten sich die Kroaten über die Leute her; schon flogen Couriere mit der Siegesnachricht nach Wien und München. Aber Gustav Adolfs Klugheit, und seiner Schweden Tapferkeit, gab dem Ausgange dieser Schlacht eine ganz andre Wendung.

Gegen den rechten Flügel der Schweden, den Gustav Adolf selbst, und unter ihm Banner, commandirte, rückte Pappenheim siebenmahl mit seiner schweren Reiteren an, und zum siebenten Mahle wurde er so entscheidend zurückgeschlagen, daß er sich ganz zurückziehen mußte. Jetzt stürzte sich Tilly, der Ueberwinder der Sachsen, über den linken Flügel der Schweden, unter Gustav Horn, her. Dieser vortreffliche Feldherr, den der König mit drey Regimentern verstärkt hatte, leistete, von dem zwischen seinen Schwadronen vertheilten Fußvolke unterstützt, den kaiserlichen schweren Reitern einen eben so glücklichen als anhaltenden Widerstand. Diese fiengen bereits an, die Hände sinken zu lassen, als Gustav Adolf, den Pappenheim nun nicht mehr beschäftigte, die Anhöhen erstieg, auf welchen das Geschütz der Kaiserlichen aufgestellt war, und diese nun aus ihren eignen Kanonen beschloß. Die Kaiserlichen, die jetzt von der Seite von dem Artilleriefuer, und von vorne von den fürchterlich andringenden Schweden geängstigt wurden, mußten ihre Rettung in einem schnellen Rückzuge suchen, und dieser Rückzug, den

den sie nicht anders, als durch die Mitte der Feinde antreten konnten, brachte ihre ganze Armee in Unordnung und Verwirrung. Nur vier von ihren Regimentern, alte, versuchte Soldaten, drangen, in geschlossenen Gliedern, das Gefecht immer fortsetzend, bis zu einem kleinen Gehölze, wo sie bis zur einbrechenden Nacht den Schweden standhaft Trotz boten. Aber von den braven Leuten blieben auch nicht mehr, als 600, übrig, die sich an den Ueberrest der fliehenden tilsnischen Armee anschlossen. Manchen Soldaten tödteten die durch Sturmglocken in Bewegung gebrachten Bauern der benachbarten Dörfer, welchen diese Gelegenheit, wegen der vielen von den Kaiserlichen ihnen zugesügten Drangsalen sich zu rächen, nicht unbenutzt ließen. Auf dem Schlachtfelde lagen 7000 von den Kaiserlichen niedergestreckt; die Sachsen hatten 200, und die Schweden nicht viel über 700 eingebüßt. Die Zahl der kaiserlichen Gefangnen belief sich auf 5000. Von ihrer Armee war nicht mehr als die Hälfte übrig. Tilly selbst befand sich in der größten Gefahr. Er hatte schon mehrere Wunden bekommen, als ein schwedischer

Ritt:

Rittmeister, dem er sich nicht ergeben wollte, ihm den Tod drohete, als die Erfüllung dieser Drohung nur durch einen Pistolenschuß, der den Rittmeister niederschlechte, verhindert wurde. Doch für den stolzen Tilly, der durch diese unglückliche Schlacht die Frucht aller seiner vorigen Siege auf ein Mahl vereitelt sah, wäre der Tod vielleicht willkommen gewesen! Er hätte ihm eine Menge unangenehmer Empfindungen erspart. Jetzt blieb ihm weiter nichts übrig, als sich nach Niedersachsen zu ziehen, wo er sich mit verschiedenen Abtheilungen seiner Armee wieder vereinigen konnte.

Obersachsen war also von dem Schreckensjoch der Kaiserlichen befreit. Auf 1500 derselben die sich in Merseburg wieder versammelt hatten, wurden von den Schweden gleichfalls entweder getödtet, oder gefangen. Die letztern ersetzten die durch die Schlacht verursachten Lücken der schwedischen Armee. Doch alles kam nun auf die Venußung des herrlichen Sieges an. Konnte diese aber einen andern Gegenstand, als eine solche Schwächung des Kaisers haben, daß er den

Pro;

Protestanten einen für ihre Religion und Freiheit vortheilhaften Frieden bewilligen mußte? Diese Absicht zu erreichen, war ein Einfall in die kaiserlichen Erblande nöthig. Ueber diesen wurden nun von Gustav Adolf und Johann Georg zu Halle Verathschlagungen gepflogen. Johann Georg und Orenstjern, Gustav Adolfs Reichskanzler waren der Meynung, der König müsse sogleich durch Böhmen und Mähren einzudringen suchen. Diese Länder waren damahls größtentheils vom Kriegsvolke entblößt. Aber zur Ausführung dieses Vorschlags fühlte sich Gustav Adolf aus mehreren Gründen nicht geneigt. Dem Grafen Tilly, der mit Hülfe der Generale Altringer und Fugger, zugleich der ligistischen Fürsten, bald wieder ein ansehnliches Heer zusammenbringen konnte, schien die sächsische Armee, besonders wenn sie der verdächtige Arnheim anführte, nicht genug Widerstand thun zu können. Auch wollte Gustav Adolf dem Kurfürsten von Sachsen keine Gelegenheit geben, eine Verbindung zwischen den protestantischen Fürsten nur zu seinem Vortheile zu schließen. Im nordlichen und westlichen Deutschland war

Gustav Adolf, dem Johann Georg im ersten Ausbruche seiner Freude schon die römische Krönungskrone versprochen hatte, auch leichter im Stande, seinen Plan wegen einer deutschen Monarchie auszuführen. Gustav Adolf überließ daher den Weg durch Böhmen dem Kurfürsten von Sachsen, und wählte für sich den weitläuftigern Zug durch Thüringen und Franken.

In Thüringen, zu Erfurth, schloß er mit den Herzogen von Sachsen, und vornehmlich mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar, der ihm ein ansehnliches Corps zu stellen versprach, einen Subsidentraktat. Von Erfurth zog Gustav Adolf über den Thüringer Wald nach Franken. Ohne Kampf besetzte er das Land des Bischofs von Würzburg, eines erbitterten Feindes der Protestanten, und eifrigsten Mitgliedes der Ligue. Die schöne Bibliothek des würzburgischen Jesuitencollegiums wurde nach Schweden geschickt, um die literarischen Schätze der Universität zu Upsala zu vermehren. So wanderten also in Deutschland gesammelte Bücher bald nach Süden, bald nach Norden! Aber für

für Gustav Adolfs Soldaten waren die großen Vorräthe von Wein und Lebensmitteln, die sich ihnen hier darbotten, überaus willkommen. Die Protestanten freuten sich über die Kirchen, die ihnen Gustav Adolf öffnete, und alle Einwohner der Länder, die er besetzte, priesen die Milde, mit welcher sie von seinen so sehr an Zucht gewöhnten Kriegern behandelt wurden. Einzelne Beispiele eines rauhern Verfahrens schrieben Villigdenkende nicht dem schwedischen Könige, sondern dem damaligen Kriegsgeiste, zu.

Der Bischof von Würzburg bath den General Tilly, zur Rettung seines Landes herbeizueilen. Dieser, der in Niedersachsen wieder ein Heer von 40000 Mann sammelte hatte, wartete in seinem Lager bey Fulda auf die Erlaubniß des Kurfürsten Maximilian von Bayern, gegen Gustav Adolf anrücken zu dürfen; aber Maximilian und die Ligue wollten ihr Schicksal nicht auf die Entscheidung einer zweyten Schlacht ankommen lassen, und Tilly hatte das schmerzliche Gefühl, seinen lebhaften Wunsch, die erlittene Demüthigung durch einen glänzenden

R 2 Sieg

Sieg wieder in Vergessenheit zu bringen, unterdrücken zu müssen. Vielleicht war dieser Wunsch aber auch lebhafter, als die Ueberzeugung von der Erfüllung desselben; wenigstens sehnten sich seine muthlosen Soldaten gar nicht sehr nach der Gelegenheit, den Kampf mit den tapfern Schweden zu erneuern. Als Tilly, durch zwölftausend Lothringer verstärkt, zum Entsatz der Stadt Würzburg herbeieilte, hatte sie Gustav Adolf schon in seiner Gewalt. Dieser bemächtigte sich der Stadt Hanau, ehe sie Tilly mit einer größern Anzahl von Vertheidigern versehen konnte.

Während daß Tilly über den Mayn gieng, und sich nach der Bergstraße zog, um die dem unglücklichen Friedrich entriffene Pfalz gegen die Schweden zu beschützen, wagte es der Herzog Karl von Lothringen, durch die Hoffnung zum Kurhute, womit ihm der Kaiser schmeichelte, verleitet, an der Spitze eines Heeres von 17000 Mann gegen den König von Schweden anzurücken. Das schön gepunktete Heer konnte aber vor den abgehärteten, braven Schweden nicht lange Stand halten,

halten, und der eitle Herzog eilte nun seinem indessen von den Franzosen besetzten Lande zu.

Der Bischof von Bamberg, der, ohne Bundesgenossen, dem Könige von Schweden nicht Trost bieten konnte, knüpfte mit demselben Unterhandlungen an, welche die Einnahme seines Landes zur Absicht hatten, und Gustav Adolf ließ sich von dem Prälaten täuschen. Er verkaufte demselben die freundschaftliche Behandlung seines Stiftes viel zu wohlfeil, und kaum hatte er sich mit seiner Armee entfernt, als der Bischof dem Tilly die Thore aller der Städte und Festungen öffnete, die er vorher dem Könige einzuräumen versprach. Dagegen begab sich Nürnberg, und die fränkische Reichsritterschaft, in Gustav Adolfs Schutz. Die Eroberung des übrigen Frankens überließ er seinem Generale Gustav Horn, der mit 5000 Mann im Maynlande zurückblieb.

Gustav Adolfs Kriegsmacht hatte sich um diese Zeit ansehnlich vermehrt. Im nördlichen Deutschland fand der General Banner mit

mit einer Abtheilung seiner Armee; zwischen der Weser und Saale kommandirte der Herzog Wilhelm von Weimar 10000 Thüringer. Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen hatte auf 10000 Mann besammen, und die niedersächsischen Fürsten hatten sich gleichfalls nach allen Kräften gerüstet. Gustav Adolf und seine Bundesgenossen mochten damals gegen 80000 Mann im Felde haben. Um so eher durfte es Gustav Adolf wagen, mit 20000 Mann gegen den Rhein anzurücken, um die Unterpfalz von den Spaniern zu befreien, um die geistlichen Kurfürsten, die vornehmsten Mitglieder der Ligue, zu züchtigen, um sich in den reichen Ländern derselben neue Hülfquellen zu verschaffen. Er folgte auf seinem Zuge dem Laufe des Rheins. Nirgends setzten ihm die kaiserlichen Besatzungen einen nachdrücklichen Widerstand entgegen. Nun befand er sich in der Nähe von Frankfurth. Der Besitz dieser reichen Handelsstadt war ihm, zur Ausführung seiner Unternehmungen äußerst wichtig; aber der weise Magistrat dieser Reichsstadt fühlte die Gefahr, die er sich durch eine bestimmte Erklärung für den König von Schweden, in

Rück-

Rücksicht des Kaisers zuziehen würde, so innig, daß er durch die bündigsten Vorstellungen den König von Schweden von seiner Mauern zu entfernen suchte. Doch Gustav Adolf ließ seine ganze Armee vor Sachsenhausen in Schlachtordnung aufmarschieren, und der Magistrat zu Frankfurth war froh, die Oeffnung der Stadthore durch die von Gustav Adolf angedrohte Gewalt entschuldigen zu können.

Vey Frankfurth vereinigte sich mit dem Könige von Schweden der Landgraf Wilhelm, nachdem er sein Land von den kaiserlichen glücklich befreit, und die benachbarten Prälaten gewaltig geängstigt hatte. Zu Frankfurth erschienen manche Fürsten und ihre Gesandten, die dem großen Könige ihre Hochachtung bezeigen, oder seinen Unwillen besänftigen wollten. Unter den letztern befand sich auch der Landgraf Georg von Hessendarmstadt, ein eifriger Anhänger des Kaisers, der es hauptsächlich seiner Verwandtschaft mit dem Kurfürsten von Sachsen zu danken hatte, wenn sich Gustav Adolf mit der Einnahme einer Festung, und dem Verspre-

chen

chen der Neutralität, begnügte. Auch Friedrich V war aus Holland herbegeeilt, weil er aus den Händen des siegreichen Königes sein Land wieder zu bekommen hoffte. Aber er sah seine süße Erwartung auch diesmal getäuscht. Gustav Adolf erwies ihm alle Ehre, auf die ein König Anspruch machen kann; aber sein Mißvergnügen über die Gleichgültigkeit, mit welcher der König Karl I von Großbritannien die Sache seines Schwagers behandelte, verbitterte ihm gleichfalls alle fernere Theilnahme an derselben. Gustav Adolf hatte überhaupt damals wichtigere Gegenstände für seine Aufmerksamkeit. Einer der wichtigsten war die Besetzung des schönen Erzstiftes Maynz. Der damalige Besitzer desselben, der Kurfürst Anselm Kasimir, schmeichelte sich mit dem Wahne, seine Residenzstadt gegen die Angriffe des Königes von Schweden hinlänglich verwahren zu können. Schnelle Ausbesserung der Festungswerke, und Vermehrung der Besatzung durch 2000 Spanier, schienen ihm den Besitz der Stadt hinlänglich zu sichern. Durch Pfähle, die er in die Mündung des Mayns einrammeln, durch große Steinmassen und ganze Schiffe,

die

die er in dieselbe versenken ließ, glaubte er den schwedischen Fahrzeugen den Zugang zu versperren. Allein die Schweden rückten der Stadt demungeachtet immer näher. Die Hauptarmee stand schon, ihr gegen über, bey Kassel; Herzog Bernhard von Weimar hatte sogar schon am jenseitigen Ufer sich festgesetzt, als die Gefahr, in welche Nürnberg durch Tilly's Anzug versetzt wurde, den König von Schweden auf eine kurze Zeit von dieser Unternehmung abrief. Gustav Adolf wollte die wichtige Stadt dem unbarmherzigen Tilly nicht preis geben. Schon war er bey Frankfurth angelangt. Aber Gustavs Anmarsch, und die entschlossene Gegenwehre der Nürnberger, hatten den kaiserlichen Obergeneral schon wieder entfernt.

Gustav Adolf setzte hierauf seine Unternehmung gegen die Stadt Maynz mit Standhaftigkeit fort. Bey Kassel über den Rhein zu setzen, wollte ihm nicht gelingen. Um nun der Stadt auf der linken Rheinseite sich zu nähern, rückte er über die Vergstraße bis nach Stocach. Das linke Rheinufer wurde von spanischem Kriegsvolke bewacht.

Gustav

Gustav Adolf, der um die Stellung desselben zu erforschen, auf einem kleinen Nachen sich übersehen ließ, entging der Gefahr, von spanischen Reitern gefangen zu werden, nur durch eine schnelle Entfernung. Auf zwey Fahrzeugen setzte er hierauf einen seiner entschlossensten Officiere, den Grafen von Brahe, mit 300 Mann über. Kaum hatte sich dieser etwas verschanzt, als er sich von einem weit überlegenern Haufen spanischer Reiter umringt sah. Aber Brahe bestand den ungleichen Kampf so glücklich, daß Gustav Adolf Zeit gewann, mehr Truppen überzusetzen, daß die Spanier, viele Leute einbüßend, sich durch die Flucht retten mußten. Nun wurde (am 8. Dec.) die Stadt Oppenheim von den Schweden erstiegen, und 500 Spanier, die eine verzweiflungsvolle Gegenwehr entgegensetzten, den abgeschiedenen Seeleuten der von den Kaiserlichen erwürgten Magdeburger zum Opfer gebracht. Die Spanier und Lothringer wichen, mit Schrecken erfüllt, den schwedischen Waffen überall aus.

Der vorzüglichste Theil des spanischen Kriegsvolkes half Maynz vertheidigen. Während

rend daß Gustav Adolf dieser Stadt von der Landseite immer näher rückte, bedrohte sie sein Bundesgenosse, der Landgraf Wilhelm, von Kassel her. Am vierten Tage standen die Schweden schon so nahe, daß sie sich zu einem stürmenden Angriffe rüsteten. Diesen wollten die vornehmsten und reichsten Einwohner der Stadt nicht abwarten. Das Schicksal, das erst kürzlich Oppenheim betroffen hatte, ließ sie, mit großer Wahrscheinlichkeit, von Seiten der mit Sturm eindringenden Schweden eine Behandlung erwarten, die das Gegenstück von Magdeburgs Zerstörung abgeben könnte. Die spanische Besatzung übergab daher die Stadt (am 13. Dec.) Die Plünderung mußte die Bürgerschaft mit 80000 Gulden abkaufen. Unter diesen waren aber die großen Summen, welche die Geistlichkeit und die Judenschaft noch besonders bezahlten, nicht begriffen. Die kurfürstliche Bibliothek mußte gleichfalls eine Wandrung antreten. Der Kanzler Orenstern, dem sie sein König schenkte, bestimmte sie dem Gymnasium zu Westerås; aber das Schiff, das sie hinbringen

gen sollte, ward eine Beute der stürmischen Ostsee.

Auf die Uebergabe von Maynz folgte die Eroberung des ganzen umliegenden Landstriches. Ueberall mußten die Spanier weichen. Selbst Mannheim kam in die Gewalt des Königes von Schweden, weil Herzog Bernhard die Nachlässigkeit seines Oberbefehlshabers glücklich benutzte. Die abgehärteten Schweden, die den Feldzug auch während eines großen Theiles des Winters fortsetzten, schienen unwiderstehlich. Endlich gönnte ihnen Gustav Adolf die für ihre erschöpften Kräfte nöthige Ruhe. Er selbst wählte die Stadt Maynz zu seinem Aufenthalte, und der Besitz derselben schien für ihn so wichtig, daß er ihren Festungswerken nicht allein die größte Vollendung gab, sondern auch bey dem Einflusse des Mayns die Citadelle Gustavsburg anlegte, die im gemeinen Leben Pfaffenraub und Pfaffenzwang genannt wurde.

Aber eben die Pfaffen, deren harte Behandlung diesen Rahmen erzeugte, und vornehmlich

nehmlich die Jesuiten, ließen nicht nach, die Gefahr, mit welcher Gustav Adolfs glückliche Unternehmungen die ganze katholische Christenheit bedroheten, recht fürchterlich vorzustellen. Der große König konnte, als er Bamberg erobert hatte, ohne große Hindernisse, durch die Oberpfalz in Bayern eindringen, und einen seiner Hauptfeinde, den Kurfürsten Maximilian, in eine große Verlegenheit versetzen. Er konnte von Bayern aus in Oestreich vorrücken. Aber anstatt diesem Plane, der vielleicht das Ende des Krieges beschleunigt hätte, zu folgen, beschäftigte er sich vielmehr mit der Eroberung der Rheinländer. Die Hoffnung, die sich Friedrich V machte, zum Besitze seiner den Spaniern entriffenen Unterpfalz zu gelangen, blieb unerfüllt, und Gustav Adolf wies die Vorstellungen, die ihm der englische Gesandte deswegen machte, mit bitteren Klagen über die Unthätigkeit seines Hofes zurück. Während daß man seinen Anzug gegen Bayern und Oestreich erwartete, machte er zu einer Unternehmung gegen Elsaß und Lothringen ernstliche Anstalten.

Diese

Diese Anstalten erregten nun aber, selbst in Frankreich, dem bundesverwandten Staate, selbst bey dem Minister Richelieu, ein lebhaftes Mißtrauen. Es gewann das Ansehn, als wenn Gustav Adolf den Huguenotten, mit deren Unterdrückung Richelieu damahls beschäftigt war, zu Hülfe kommen, als wenn er also gegen die katholische Religion überhaupt Krieg führen wollte. Um ihn nun zu einer deutlichen Erklärung seiner Gesinnungen zu nöthigen, versprach der schlaue Richelieu allen den ligitischen Fürsten, die der Verbindung mit dem Kaiser entsagen würden, von Seiten der Schweden eine völlige Neutralität. Zu diesen Fürsten rechnete er vornehmlich auch den Kurfürsten von Bayern, der, wegen der ihm nicht zuverlässig scheinenden Gesinnungen des Kaisers, mit Frankreich heimlich in Unterhandlungen begriffen war. Wegen dieser Unterhandlungen glaubte er auch, auf Frankreichs Vermittlung zwischen ihm und dem Könige von Schweden rechnen zu dürfen. Richelieu wünschte ihm daher die Neutralität gewähren zu können. Er schickte in dieser Absicht einen besondern Gesandten an den König. Allein Gustav

Adolf,

Adolf, der die Ursachen, die dem Kurfürsten von Bayern die Neutralität jetzt wünschenswerth machten, sehr gut einsah, der es eben so gut fühlte, daß auf die Aufrichtigkeit der ligitischen Fürsten nicht mit Sicherheit zu rechnen war, der sich die Hülfsmittel zur Fortsetzung des Krieges, die ihm die Schonung der ligitischen Länder zur Mächtigmachung haben würde, nicht entziehen wollte, der zeigte sich zur Bewilligung des neutralen Verhältnisses für die Mitglieder der Ligue ganz ungeneigt. Dieses erhellt aus den Bedingungen, welche er mit dieser Bewilligung verknüpfte. Die Ligue sollte ihr Kriegsvolk nicht nur von der kaiserlichen Armee, sondern auch aus allen eroberten Orten, aus allen protestantischen Ländern, zurückziehen, und zugleich beträchtlich vermindern; sie sollte den kaiserlichen Truppen ihre Länder verschließen, und ihnen weder mit Mannschaft, noch mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen, aushelfen. Gustav Adolf wurde bald überzeugt, daß er weise gehandelt hätte, dem Friedensversprechen des Kurfürsten von Bayern nicht zu trauen; denn während daß der französische Gesandte ihn von dem glücklichen Ausgange der Unterhand-

hand-

Handlungen immer mehr zu überzeugen suchte, bekam Gustav Adolf, durch einen aufgefangenen Brief des Kurfürsten an den General Pappenheim, die sichere Nachricht, daß es diesem bloß darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, um seine Kriegsrüstungen desto ungestörter fortsetzen zu können. Auch in Aufsehung eines andern Mitgliedes der Ligue, des Kurfürsten von Trier, sah sich Gustav Adolf getäuscht. Er wollte demselben die Neutralität unter der Bedingung zugestehen, wenn er ihm seine Festung Hermannstein einräumte, und den Durchmarsch durch Coblenz erlaubte. Allein der Kurfürst von Trier hatte gegen den Schutz des keiserlichen Königes eine so starke Abneigung, daß er in die Festung Coblenz lieber eine französische Besatzung einnahm. Doch den Durchzug durch sein Land konnte er dem Könige von Schweden nicht verwehren, und da nun auch Kreuznach in Gustav Adolfs Gewalt gekommen war, so sah derselbe die Eroberung des Rheinlandes gleichsam vollendet.

Dagegen befanden sich seine in Franken errungenen Besitzungen in Gefahr. Der Ge-

neral

neral Horn, den er mit 8000 Mann daselbst zurückgelassen hatte, bemächtigte sich zwar des Hochstiftes Bamberg, dessen Bischof seine dem Könige gegebene Versprechungen nicht gehalten hatte; allein eben dieser Bischof bewog den Kurfürsten von Bayern, dem General Tilly zur nachdrücklichen Unterstützung desselben aufzufordern. Dieser rückte hierauf mit 20000 Mann aus der Oberpfalz, in welcher er bisher ganz unthätig gestanden hatte, gegen Bamberg an. Horn glaubte dasselbe gegen seine Angriffe behaupten zu können; aber unter seinen Leuten riß unversehens eine solche Muthlosigkeit und Verwirrung ein, daß alle seine Weisheitsgegenwart weiter nichts, als eine schnelle Flucht, erdenken konnte. Bamberg kam nun wieder in kaiserliche Gewalt. Doch Gustav Adolfs Annäherung gab der Lage der Sache bald eine andre Gestalt. Sein Heer war, nach der Vereinigung mit den Generalen Horn und Banner, und dem Herzoge Wilhelm von Weimar, bis auf 40000 Mann angewachsen. Vor dieser ansehnlichen Macht wich Tilly sorgfältig zurück. Jetzt stand dem Könige von Schweden eben so gut der Weg

Galletti Weltg. 12r Th. 2 nach

nach Böhmen, als nach Bayern, offen. In Ansehung der Wahl dieser Wege, kam alles darauf an, wo sich Tilly hinzog; denn dessen Armee durfte sich Gustav Adolf nicht im Rücken stehen lassen. Maximilian wünschte den Schweden den Eingang in sein Land zu verwehren. Tilly mußte daher seine Stellung an dem Lech nehmen.

Gustav Adolf kam, als er (im März 1632) dem Tilly nachrückte, nach Nürnberg. Mit dieser Stadt, einer der ersten unter den damaligen Handelsstädten Deutschlands, hatte der schwedische König schon damals, als er sich noch in Pommern befand, eine Verbindung geschlossen. Um so lebhafter war die Freude, welche Nürnbergs Einwohner über dessen Anwesenheit empfanden. Der Magistrat überreichte ihm zwey große silberne Becher, welche ein Bild der Erdkugel vorstellten. Von Nürnberg rückte Gustav Adolf nach Donauwerth. Die zahlreiche Besatzung dieser Stadt stand unter dem Befehle des Herzogs Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg, dessen Entschlossenheit durch die ernstlichen Belagerungsanstalten der
Schwe-

Schweden bald besiegt wurde. Donauwerth bahnte dem Könige den Weg auf dem linken Donau-Ufer, und von Bayern trennte ihn jetzt nur noch der Lech. Den Uebergang über denselben wollten ihm Maximilian und Tilly unmöglich zu machen suchen. Alle Brücken über den Fluß wurden abgeworfen, alle Orter längs desselben mit starken Besatzungen versehen. Die Hauptmacht der Kaiserlichen und Bayern stand, bey dem Städtchen Raiten, in einem gut verschanzten, und durch drey Flüsse gedeckten, Lager.

Nicht leicht war der Uebergang über einen Fluß so gefährlich, als dieser. Gustav Adolfs alte und erfahrene Officiere bothen alle ihre Beredsamkeit auf, um demselben die Unmöglichkeit dieses Ueberganges recht einleuchtend zu machen. Keiner derselben aber sprach mit größerer Freymüthigkeit, als Horn. „Sollen wir uns“ sagte der entschlossene König zu demselben, „durch einen kleinen Fluß aufhalten lassen, nachdem uns das Meer, nachdem uns Ströme nicht haben aufhalten können?“, — Der sonst kleine Lech war durch das geschmolzene Schneewas-

fer außerordentlich angewachsen. Sein Wasser floß sehr schnell dahin. Allein dem scharfsichtigen Gustav Adolf entging nicht der Umstand, daß das Ufer, von welchem er übersezen wollte, das jenseitige an Höhe überstieg. Um so sicherer trafen die Kugeln der Kanonen, die er daselbst aufpflanzte. Dieses Ufer zog sich an einem Orte, in der Gestalt einer Halbinsel, heraus. Auf dieser ließ Gustav Adolf (am 5ten April) drey Batterien mit 72 Kanonen aufführen. Diese Kanonen, von welchen er 60 mit eigener Hand abbrennte, schleuderten einen Regen von Kugeln, die sich durchtrauzten, nach dem gegen über befindlichen, von den Bayern besetzten Holze. Während dieses eben so mörderischen, als fürchterlichen Kanonen-Donners, breitete sich, dem Feinde durch einen großen und dicken Dampf von Pech und andern Brennmaterialien verborgen, eine Schiffbrücke über den Fluß aus. Ueber diese wagten sich zuerst drehundert kühne Finnländer, deren jedem Gustav Adolf eine Belohnung von zehn Thaler versprach. Diese verschanzten sich auf dem jenseitigen Ufer mit solcher Geschwindigkeit, und wehrten

ten sich in dieser Verschanzung so tapfer, daß sie alle Angriffe der Bayern vereitelten, daß sie den nachfolgenden Kriegsgefährten einen sichern Standpunkt bereiteten. Schon hatte das schwedische Kanonenfeuer, theils durch Kugeln, theils durch Baumäste, die es herunter riß, manchen Bayer getödtet; schon hatte Tilly selbst, der, eine Fahne in die Hand nehmend, seinen bestärzten Leuten Muth einflößen wollte, eine tödtliche Wunde empfangen; schon war Altringer am Kopfe gefährlich verwundet worden, als die über die Brücke ziehende Infanterie, und die durch eine Furth reitende Cavallerie der Schweden den Ausgang des Kampfes entschieden. Der Kurfürst von Bayern, der viele Tapferkeit bewiesen hatte, ließ seine Armee den Rückzug antreten. Tilly beschloß einige Wochen hernach (am 20ten April) unter den heftigsten Schmerzen sein Leben. Mit ihm trat einer der größten Feldherren vom Schauplatze des Krieges ab.

Tilly starb zu Ingolstadt, nachdem es von Gustav Adolf nicht lange vorher eingenommen worden war. Dieser, dem nun das ganze schöne, von den Drangsalen des Kries

ges bisher noch verschont gebliebene Bayern offen stand, besetzte, ehe er in demselben vorrückte, die Reichsstadt Augsburg. Er führte daselbst den lutherischen Gottesdienst wieder ein; die Bürger mußten ihm aber auch den Eid der Treue schwören. Auch Burgau behandelte er wie sein Eigenthum. Ueberhaupt sah man jetzt immer deutlicher, daß Gustav Adolf fast weniger auf die Veshauptung der protestantischen Religion, und der deutschen Freiheit, als auf die Erwerbung deutscher Länder Rücksicht nahm. Dem Herzoge von Weimar machte er zu den kurlandischen Besitzungen in Thüringen, und auf dem Eichsfelde, Hoffnung; den Grafen von Werthheim schenkte er verschiedene würzburgsche Aemter. Immer behielt er sich dabey die Landeshoheit vor. Diese Aeußerungen des Eigennuzes kamen, selbst nach dem Urtheile seiner Generale, zu frühzeitig. Sie brachten ihm den Nachtheil, daß sie die Aufmerksamkeit auf seinen Plan nur desto stärker hingenogen.

Zur Ausführung dieses Planes gehörte auch der Besitz von Ingolstadt und Regensburg.

burg. Jene Stadt trostete aber seinen Angriffen, durch feste Werke und eine tapfere Besatzung, so glücklich, daß er, nachdem er vor ihren Mauern Zeit und Kriegsvolk verschwendet hatte, wieder abziehen mußte. Vor eben diesen Mauern befand er sich schon dem Ende seines Lebens sehr nahe. Auf einem Ritze, um die Beschaffenheit der Festungswerke zu untersuchen, ward sein Pferd von einer Kanonenkugel niedergestreckt. Kurz darauf riß eine andre Kugel seinen Liebling, den jungen Markgrafen von Baden, von seiner Seite hinweg. Die Besetzung der Reichsstadt Regensburg war das letzte, was der sterbende Tilly dem Kurfürsten Maximilian gerathen hatte. Dieser befolgte auch seinen Rath so gut, daß er diese Stadt, deren er sich mit List bemächtigt hatte, mit einer zahlreichen Besatzung versah. Dadurch wurde Gustav Adolfs Hoffnung, auch an der Donau ein reiches Magazin von Bedürfnissen in seine Gewalt zu bekommen, vereitelt. Um die Aufmerksamkeit des Kurfürsten von der Donau wegzuziehen, drang er in das innere Bayern ein. Nichts hinderte seinen Marsch nach der Hauptstadt München.

Münch.

München hatte weder eigentliche Festungswerke, noch eine Besatzung. Der Kurfürst und die Vornehmsten waren mit ihren Schätzen geflüchtet. Man konnte also weiter nichts thun, als dem Könige von Schweden (am 7. May) die Schlüssel der Stadthore zu schicken. Es fehlte jetzt nicht an solchen, die den König aufmunterten, Magdeburgs Zerstörung an der schönen Residenzstadt des Herrn ihres Urhebers zu rächen. Dazu konnte sich aber der eben so edle, als weise Gustav Adolf nicht entschließen. Auch war der Fall verschieden. Tilly hatte Magdeburg durch Sturm in seine Gewalt bekommen, aber München öffnete dem Könige ohne Weigerung seine Thore. Wenn es diesem aber ein empfindliches Vergnügen gewährte, in die Hauptstadt einer seiner mächtigsten Feinde einzuziehen, wie viel Freude mußte Friedrich V empfinden, als er an Gustav Adolfs Seite, in die Residenz des Urhebers seiner unglücklichen Lage einritt?

Gustav Adolf äusserte sein Erstaunen über das große und prächtige kurfürstliche Schloß. „Wer ist der Baumeister desselben?

ben?“ fragte er denjenigen, der ihm die Zimmer zeigte, „der Kurfürst selbst“ antwortete dieser. „Ey diesen Baumeister“ fuhr der König fort, „möchte ich wohl in meiner Gewalt haben, um ihn nach Stockholm schicken zu können.“ „Davor“ antwortete jener „wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen!“ In dem Zeughause fand man bloß Laveten. Die Kanonen, die zu denselben gehörten, hatte man vergraben. Dieß wurde jedoch dem Könige verrathen. Nun wurde dessen Artillerie durch 140 große und schöne Kanonen vermehrt. Nicht weniger willkommen war ihm ein Schatz von 30000 Ducaten, den der Lauf einer von diesen Kanonen verbarg. Doch Gustav Adolfs Vergnügen, das er damals fühlte, verbitterte der Gedanke, daß er die Armee des Kurfürsten von Bayern noch nicht überwältigt hatte, daß diese Armee seinem Angriffe sorgfältig auswich. Zu der Besorgniß, die ihm dieselbe erregte, gesellte sich die unangenehme Bemerkung, daß er jeden Bayer als einen Feind betrachten mußte; daß die Bayern die schwedischen Soldaten, in denen sie lauter verdammenswürdige Keger sahen, bey

bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darboth, überfielen, und unheimlich behandeltten, daß die Rache, welche jene durch Plünderung und Abbreunung der Dörfer ausübten, die Erbitterung immer höher spannte. Bey dieser Lage der Umstände war aber, wenn er nun in die östreichischen Erblande eindringen wollte, sein Rücken gar nicht gesichert. Und doch hatte er so viel gethan, hatte er vom Rhein bis an die Isar und Donau so viel erobert, hatte er so viele Protestanten von den unerträglichen Bedrückungen des Kaisers befreit, hatte er dessen Bundesgenossen, die lutherischen Fürsten, so empfindlich geschwächt, hatte er seine Armee und seine Hülfsmittel, eher vermehrt, als vermindert! Furchtbar stand er jetzt in der Mitte von Bayern. Zwischen München und Wien befand sich kein fester Ort, der seinen Marsch aufzuhalten im Stande war. Die oberösterreichischen Bauern erwarteten ihn schon mit Sehnsucht, um, von ihm unterstützt, dem kaiserlichen Joche sich zu entziehen.

Während daß sich Gustav Adolf den kaiserlichen Erbstaaten von der Donau her näherte,

näherte, drang sein Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen, in Böhmen vor. Der Feldmarschall desselben, Arnheim, rückte erst gegen die Lausitz an, um den kaiserlichen General Tzeffenbach, der das unverwahrte Land schrecklich verwüstete, und selbst Dresden bedrohte, wieder zurück zu treiben. Seine Bemühungen wurden jedoch durch einen Befehl des Kaisers an seinen General, das sächsische Land mit Krieg zu verschonen, unnöthig gemacht. Tzeffenbach zog sich nach Schlesien zurück. Der Kaiser, der dem Könige von Schweden einen mächtigen Bundesgenossen zu entziehen wünschte, hatte durch Spaniens Vermittlung mit dem Kurfürsten Unterhandlungen angesponnen. Johann Georg hätte jedoch seinen Vortheil gar zu wenig verstehen, hätte die dem Könige von Schweden schuldige Dankbarkeit gar zu geschwinde vergessen müssen, wenn er den Vergleichsanträgen des Kaisers sogleich hätte Gehör geben wollen.

Das Königreich Böhmen hatte sehr wenig Vertheidiger. Um so größer war die Zahl derjenigen, die sich durch die un-

duld;

duldsame Regierung des Kaisers äusserst gedrückt fühlten. Wie viele von den vornehmsten Personen des Adels hatten nicht ihre Güther verloren, wie vielen war von den Jesuiten und andern Geistlichen, von militärischer Gewalt unterstützt, die katholische Religion aufgedrungen worden; wie viele sahen einer Armee, die sie von dem traurigen Zustande befreien sollte, mit Sehnsucht entgegen! Und diese Armee erschien jetzt. Arnheim setzte sich, nachdem er vier Wochen in der Lausitz verweilt hatte, (im Oct. 1631) endlich in Bewegung, um in Böhmen einzuziehen. Nirgends fand er Widerstand. Die schwachen kaiserlichen Garnisonen zogen sich überall zurück, und eher, als es Arnheim selbst vermuthete, befand er sich in der Nähe der Hauptstadt Prag. In dieser gab es viele protestantische Bürger, und desto weniger kaiserliche Soldaten. Dennoch würde man bis zur Ankunft des Feldmarschalls Tieffenbach, der aus Schlessen herbeyrücken sollte, die Stadt haben vertheidigen können. Der Oberste, Graf Maradas, würde die Aufsicht über diese Vertheidigung gern übernommen haben. Ohne einen ausdrücklichen Befehl

Befehl durfte er sich aber derselben nicht unterziehen. Waldstein, der in Prag lebte, konnte als derjenige, dem der Kaiser sein böhmisches Kriegsvolk im Falle der Noth untergeordnet hatte, ihm die dazu nöthige Vollmacht erteilen. Aber Waldstein fand diese Gelegenheit, dem Kaiser die Wichtigkeit seiner Person recht fühlbar zu machen, zu erwünscht, als daß er sich gegen den Maradas, der sich seinen Rath ausbath, nicht durch seine Verabschiedung hätte entschuldigen sollen. Auch war Waldstein der erste, der Prag verließ. Wie sehr schlug aber seine Entfernung den Muth vollends nieder! Der katholische Adel, die katholische Geistlichkeit, die Staatsbeamten, ja selbst die Officiere und Soldaten, beeiferten sich um die Wette, sich und ihre Habseligkeiten zu retten.

Als Arnheim auf den Wällen der Stadt Prag, der er sich jetzt näherte (11 Nov.) nicht die geringsten Anstalten, zur Vertheidigung bemerkte, so kam ihm, zumahl da ihm Tieffenbachs Anmarsch aus Schlessen nicht unbekannt war, die Sache sehr bedenklich

lich vor. Nur die Nachricht des Haushofmeisters des Herzogs von Friedland, daß die Stadt wirklich von allen Vertheidigern verlassen sey, hob seine Bedenklichkeit. Die Bürgerschaft von Prag verlangte, um ihm die Thore zu öffnen, weiter nichts, als Versicherung ihrer Freyheit und ihres Eigenthums. Johann Georg kam selbst nach Prag, weil die Bürger desselben nur ihm, als ihrem Schutzherrn, schwören wollten. Sein gemäßigtes Verfahren, und die gute Mannszucht, die er seine Soldaten beobachteten ließ, setzten die katholischen Bewohner Prags, die sich vor der Ausübung der Wiedervergeltung fürchteten, in Erstaunen. Doch in noch größeres Erstaunen versetzte Arnheims Ergebenheit für Waldstein. Sie gieng so weit, daß er vor die Thüren seines Palastes Wachen stellte, damit das, was sich in demselben befand, ganz unangetastet bleiben möchte. Auch in Ansehung der Religion bewies Johann Georg eine außerordentliche Mäßigung. Von allen Kirchen, welche die Katholischen den Protestanten entrißen hatten, durften denselben nicht mehr als vier zurück geben. Dennoch machten die katholis-

schen

schen Geistlichen, und besonders die Jesuiten, heimlich den Plan, die Stadt Prag durch Verrätherey wieder in die Gewalt des Kaisers zu bringen; dieser wurde jedoch entdeckt, und die Jesuiten mußten sich abermahls entfernen. Die gute Mannszucht, welche die Sachsen anfangs bewiesen, verlohr sich jedoch allmählig. Ihre Plünderungssucht trieb sie wohl gar an, Häuser niederzureißen, weil sie unter denselben Schätze zu finden hofften. Auch ward an beyden Ufern der Elbe mancher Flecken, und manches Dorf von ihnen abgebrannt. Der Kurfürst selbst, der seine Ehrfurcht für den Kaiser, als das Reichs- oberhaupt, so weit trieb, daß er sich scheute, den Pallast desselben zu beziehen, der ließ doch schöne Kanonen, und allerley Kostbarkeiten, als Gemälde, geschnittene Steine, und andere Kunstwerke, auf funfzig Wagen, nach Dresden schaffen. Da sich Prag an die Sachsen ergeben hatte, so bedachten sich die wenigsten Städte Böhmens, diesem Beyspiele zu folgen. Die Verfassung dieses Reiches bekam jetzt wieder eine ganz andre Gestalt. Mancher von den protestantischen Adlichen, die, seit der Schlacht auf dem

weißen

weißen Berge, von ihrem Vaterlande, von ihrem Eigenthume, getrennt waren, eilten jetzt zurück. Unter ihnen befanden sich auch der Graf von Thurn, und Raupova, die Urheber der böhmischen Empörung. Nun wurden die auf dem Brückenthurme aufgesteckten Köpfe der hingerichteten Herren in eine Kirche feyerlich beigesetzt, und ein utraquistischer Prediger, der ihnen die Leichenrede hielt, erklärte die Herren für Märtyrer des evangelischen Glaubens. Nun wurden aber auch viele von den Süthern, die ihnen für ihren Religionseifer zur Belohnung geworden waren, von den zurückgekehrten ehemaligen Besitzern wieder verdrängt. Nun kehrte mancher erzwungne Katholik zu seinem ehemaligen Glauben wieder zurück.

Doch dieser Zustand der Dinge konnte nicht lange fortdauern. Der Kurfürst von Sachsen hatte zu wenig Macht, und noch weniger Ernst, bey dem Besitze des Königreichs Böhmen sich zu behaupten. Zwar schlug der Feldmarschall Arnheim die kaiserlichen Generale Eödy und Tieffenbach, die durch einige Regimenter von Tilly's Armee verstärkt

worden

worden waren, aus ihren Verschanzungen bey Limburg an der Elbe heraus; aber die Croaten erkühnten sich demungeachtet, bis vor die Thore von Prag ihre Streifzüge fortzusetzen. Indessen fühlte sich der kaiserliche Hof um diese Zeit in einer sehr bedenklichen Lage. Aus seiner ehemahls so fürchterlichen großen Kriegsmacht waren kleine, zerstreute Truppen; Abtheilungen geworden. Die Kriegscasse befand sich in einem erschöpften Zustande; die Beyträge von den Protestanten hatten aufgehört. Die Uigisten waren in einer ohnmächtigen Lage; der neue siebenbürgsche Fürst Nagocz, und die Pforte, drohete mit Krieg. Die Türken streiften schon bis in die Nähe von Wien. Den Bauern in Oestreich ob der Ens durfte man gar nicht trauen. Was gab es nun gegen den König von Schweden, den sogenannten Schneekönig, der sich schon den Gränzen Oestreichs näherte, was gab es gegen den Kurfürsten von Sachsen, dessen Armee den größten Theil von Böhmen besetzt hatte, für Hülfsmittel? Ferdinands brünstige Gebethe, und die feyerlichen Umgänge, durch die man sich den göttlichen Bey-

Galletti Weltg. 12r Th. M stand

stand zu verschaffen hoffte, schienen, ohne von menschlichen Vorkehrungen nachdrücklich unterstützt, doch nicht wirksam genug seyn zu können. Aber die kaiserlichen Minister waren wegen des weisesten Rathes lange verlegen.

Dem Kaiser fehlte, seit Waldsteins Ab dankung, und Tilly's Tod, ein Obergeneral, der Zutrauen und Ansehn genug besaß, um die ihm untergeordneten Feldherren zur ge nauen Beobachtung ihrer Pflicht anzuhalten, um dem großen Könige der Schweden sich mit einiger Zuversicht entgegen zu stellen. Dieß hatte auf die Unternehmungen der kai serlichen Armee einen nachtheiligen Einfluß. Diesem Mangel abzuhelpen, brachte man den Sohn des Kaisers, den König Ferdinand von Ungern und Böhmen, einen mit schönen Fähigkeiten ausgerüsteten, von einem hohen Muthе befeelten Prinzen, in Vorschlag. Die Gegenwart des verehrten Kaisersohnes konnte die Wiederherstellung der Zucht und Ordnung bey der Armee bewirken. Einige erfahrene General-Adjutanten konnten in den Fällen, wo es auf eine reife Ueberlegung ankam

ankam, seine Entschlüsse zu leiten suchen. Allein der Obergeneral blieb doch immer ein junger Feldherr, dem man, dem Könige von Schweden gegen über, das Schicksal der ganzen Monarchie nicht wohl in die Hände geben konnte. Aber man mußte auch eine neue, ansehnliche Armee schaffen. Hierzu fehlte es an Hülfsmitteln. Armee und Ober general konnte man nun von niemand glück licher, als von dem verabschiedeten Waldstein, erhalten.

Dieser führte, dem Ansehn nach, ein glückliches, wenigstens glänzendes Privats leben. Besitzer von mehr als einem prächtis gen Landhause, bewohnte er den größten Theil des Jahres hindurch zu Prag einen Pallast, dessen Umfang hundert andre Häu ser verschlungen hatte, zu welchem sechs große Thore führten, in welchem die herrlich ausgeschmückten Zimmer mit dem kostbarsten Hausrathe versehen waren. In diesem Pal laste führte er das Leben eines großen Für sten. Seine Tafel war gewöhnlich mit hun dert Schüsseln besetzt. Die Aufwartung ver richteten 60 Edelknaben aus den vornehmsten

Häusern, an deren Bildung die geschicktesten Lehrer arbeiteten. In seinem Vorzimmer paradierten 50 Trabanten, lauter Leute von ausgezeichnete Größe. Zu seinem Vergnügen diente eine zahlreiche Kapelle. In seinem Marstalle befanden sich 300 außerlesene Pferde, denen ihr Futter und ihr Getränke aus Trinktrögen und Krippen von Marmor, aus Mäusen von Kupfer, dargereicht wurde. Um alles Geräusche, das die Ruhe des stolzen Besitzers dieses Pallastes unterbrechen könnte, zu entfernen, war beständig eine Patrouille von 12 Mann in Bewegung. So groß lebte Waldstein, und doch nichts weniger, als glücklich. Sein feuriger Ehrgeiz paßte sich nicht für das häusliche Glück des Privatlebens. Unaufhörlich schwebte das reizende Bild seiner glänzenden Obergeneralsstelle seiner Einbildung vor; unverkündbar hatte sich seinem Herzen die durch seine Verabschiedung ihm zugefügte Kränkung eingeprägt; mit der lebhaftesten Sehnsucht erwartete er den glücklichen Zeitpunkt, der ihm zur bitteren Rache gegen den Kaiser Gelegenheit verschaffen würde. Sein Gespräch beschäftigte sich daher fast einzig mit dem Laufe der damah-

ligen

ligen Welthandel, und jede Nachricht, die ihm das Unglück der Kaiserlichen schilderte, erfüllte ihn mit dem innigsten Vergnügen. Der Kampf der Sehnsucht und des Mergers, die sein Gemüth durchwühlten, hatten in seinem Körper sehr sichtbare Veränderungen hervorgebracht. Das schwarze, kurzgeschnitte Haar fieng an, zu bleichen; seine hager gewordene Gestalt stützte sich, durch gichtische Schmerzen entkräftet, auf ein spanisches Rohr. Am meisten sah man ihn in der Gesellschaft des Astrologen Seni, der wahr; scheinlich im wohlbezahlten Einverständnisse mit dem Hofe zu Wien lebte. Dennoch empfand Waldstein nichts weniger, als freundschaftliche Gefinnungen für den Kaiser.

Gustav Adolfs Unternehmungen begannen kaum, Aufsehen zu erregen, als Waldstein durch seinen Freund, den vertriebenen Grafen Thurn, Unterhandlungen mit ihm aufspann. Es war von nichts geringerem, als von der Vernichtung des Kaisers, und des Hauses Oestreich, die Rede. Zur Ausführung dieses Planes verlangte Waldstein von dem Könige 15000 Mann. Wie viele hätten diese, von

einem

einem Waldstein angeführt, und von dessen Getreuen und Anhängern verstärkt, nicht ausrichten können? Aber Gustav Adolfs Kriegsmacht war damals nicht groß genug, um eine so beträchtliche Truppen-Abtheilung entbehren zu können. Vielleicht fühlte er auch zu sehr die Größe des Nebenbuhlers, den er sich an die Seite setzte. Waldstein gab indessen seinen ausgebreiteten Entwurf nicht auf. Als er jedoch Gustav Adolfs Absicht, sich ein großes Reich in Deutschland zu erobern, gewahr wurde, wünschte er sich die Stelle eines kaiserlichen Oberbefehlshabers, um dieser Absicht kräftig entgegenzuarbeiten. Aber er wollte, um sie mit der ausgezeichnetsten Ehre, mit den vortheilhaftesten Bedingungen, übernehmen zu können, recht dringend, recht laut gebethen seyn. Der Kaiser schrieb eigenhändig an denselben. Er schickte seinen ersten Minister, Waldsteins Freund, den Fürsten von Eggenberg, an ihn. Die Aeußerung, daß der junge König Ferdinand unter seiner Aufsicht die Kriegskunst lernen sollte, war ihm so unwillkommen, daß er die Unterhandlungen sogleich abbrechen wollte. Endlich erklärte er sich bereitwillig,

doch

doch ohne Titel und ohne Oberbefehl, in Zeit von drey Monathen eine Armee zusammenzubringen. Mit gewöhnlicher Thätigkeit arbeitete er an der Stellung dieser Armee. Die Generale und Obersten, seine Freunde, warben auf ihre Kosten; die Aermern unterstützte er mit Geld. Verschiedene von seinen Vertrauten warben 3 bis 4 Regimenter. Spanien, und die Waldsteinen ergebenen kaiserlichen Minister, halfen ihm mit Geldsummen aus. Waldstein wendete 200000 Thaler von seinem eignen Vermögen auf. Der im Cirkel seiner Officiere sich so herablassende, so einnehmende Waldstein stößte denselben den lebhaftesten Wettstreit ein. Das große Handgeld, das man gab, lockte die Recruten in ganzen Schaaren herbey. Manche freuten sich, unter Waldsteinen zum zweyten Male Ruhm und Beute einzuernden. Manche wurden aber auch ausgehoben. Genug, nach 3 Monathen waren 30000 Mann beyammen. Nun ließ sich Waldstein von neuem recht dringend bitten, die Anführung derselben zu übernehmen. Er empfing sie unter dem Titel eines Generallissimus der kaiserlichen und spanischen Armeen

in

in Deutschland, mit einer ganz uneingeschränkten und unabhängigen Gewalt, eben so wohl Frieden zu schließen, als Krieg zu führen. Der Kaiser mußte sich aber zur Unterzeichnung noch mancher andern harten Bedingung entschließen. Zu diesen gehörte, daß der junge König Ferdinand, und selbst der Kaiser, von Waldsteins Armee entfernt bleiben, daß ihm die kaiserliche Kammer in Ansehung der Veräußerung der eingezogenen Güter der Empörer keine Gränzen vorschreiben; daß man zur Sicherheit seines Gehalts ihm gewisse Einkünfte der Monarchie bestimmen, daß man ihm das Herzogthum Mecklenburg zusichern sollte. Waldstein bedung sich sogar die Lehnsherrlichkeit über die zu erobernden Länder aus. Jetzt (1632 April) wuchs sein Heer bald auf 40000 Mann; zwar meistens ungediente, aber wohl ausgerüstete, und von großem Vertrauen auf Waldsteins Talente besetzte Leute. Spanien bezahlte, anstatt der Truppen, die es in den Niederlanden nicht entbehren konnte, monatlich 50000 Thaler. Es hatte nur, durch das Gefühl der Noth bewogen, zur Wiederanstellung Waldsteins seine Einwilligung

gegeben. Aber der Kurfürst von Bayern konnte seine Unzufriedenheit darüber gar nicht unterdrücken. Dieses vergaß und vergab ihm Waldstein niemahls.

Je theurer der Kaiser den neuen Obergeneral erkaufte, um so mehr schien er von ihm zu erwarten berechtigt. Doch Waldstein, der den Wünschen des Kaisers nur deswegen endlich Gehör gegeben hatte, weil er sich durch die Erfüllung derselben zur Ausführung seines großen Planes den Weg bahnte, der überreichte sich gar nicht, den Erwartungen, die man sich von ihm machte, zu entsprechen. Die Sachsen wieder aus Böhmen zu entfernen, war für ihn eine sehr leichte Unternehmung. Dennoch ließ er ihnen Zeit, den Theil von Böhmen, den sie besetzt hatten, nach ihrem Gefallen auszulündern. Er that, als wenn er den Kurfürsten durch Unterhandlungen zur Aufhebung der Verbindung mit Gustav Adolf zu bewegen suchen wollte. Der Kaiser, der von dessen Ergebenheit für seine Person schon ohnedieß unterrichtet war, gab diesen Unterhandlungen seinen Beyfall. Doch Johann Georg

Georg konnte sich von Gustav Adolf, seinem Vetter, unmöglich sogleich lossagen; noch weniger aber konnte er Waldsteinen und dem Kaiser trauen. Für den letztern war es allerdings schon ein günstiger Umstand, daß sich Arnheim, sein heimlicher Freund, von Gustav Adolf, der ihm Muthlosigkeit vorgeworfen hatte, beleidigt fühlte, daß eben dieser Johann Georgs ganzes Vertrauen besaß. Indessen mußte, weil sich Johann Georg noch zu keinem Vergleiche verstehen konnte, wenigstens zum Scheine, der Feldzug gegen die Sachsen unternommen werden. Ehe diese es vermutheten, erschien Waldstein mit seiner Armee vor Prag; die Kapuciner verschaften (am 4ten May) einem von seinem Regimente den Eingang, und die Besatzung der Sachsen, die sich in das Schloß zurückgezogen hatte, mußte das Gewehr strecken. Arnheim hatte, mit Waldsteins Plan wahrcheinlich bekannt, nur wenig Thätigkeit bewiesen, sich bey dem Besitze von Prag mit Nachdruck zu behaupten. Er und Waldstein hatten eine heimliche Unterredung gehalten. Waldstein sollte dem Arnheim 50000 Thaler versprochen haben. Daher gab sich Wald-

stein

stein auch nur das falsche Ansehn, als wenn er der sächsischen Armee den Rückzug abschneiden wollte, und Arnheim rettete sie noch glücklich. Schon damals in das Land des Kurfürsten von Sachsen einzufallen, hinderte ihn die Aufmerksamkeit, die er den Unternehmungen Gustav Adolfs schuldig war.

Ferdinands II ganze Hoffnung beruhete jetzt auf Waldsteins Armee. Daher schickte er ihm auch einen Befehl nach dem andern, dem Könige von Schweden entgegen zu rücken, und der Kurfürst von Bayern, dessen ganzes Land Gustav Adolf in seiner Gewalt hatte, bath, so wenig ihm der neue Obergeneral Waldstein willkommen war, denselben möglichst dringend, sich an ihn anzuschließen. Aber eben diese Verlegenheit, worin sich Maximilian befand, gewährte Waldsteinen das süßeste Vergnügen. Wenn er ihn nun recht lange schwachen lassen konnte! Wer sollte auch, wenn die Vereinigung erfolgt war, den Oberbefehlshaber abgeben? Doch Maximilians Bedürfniß, Beystand zu erhalten, war zu dringend, als er ihm seinen Fürstenstolz nicht hätte zum Opfer bringen sollen.

sollen. Er mußte sich entschließen, zu ihm nach Eger zu kommen; er mußte ihm, besonders am Tage einer Schlacht, den Oberbefehl über beyde Armeen abtreten, und überhaupt auf die Gewalt, in Ansehung der Stellung und des Marsches der vereinigten Armee Anordnungen zu machen, ganz Verzicht leisten. Eine Umarmung in Angesichte des Heeres, welche demselben zum Beweise der Ausöhnung diente, stimmte mit den innern Empfindungen sehr wenig überein. Waldstein konnte die Freude, die er über Maximilians Demüthigung empfand, doch nicht genug verbergen. Bey Eger schloß sich nun die bayrische Armee an die waldsteinische an, und die vereinigte Kriegsmacht war gegen 60000 Mann stark.

Dieser großen Armee durfte sich Gustav Adolf nicht entgegen stellen, und doch hatte er die Vereinigung nicht thätiger zu verhindern gesucht. Vielleicht rechnete er auf die sichere Aussicht, daß Maximilian und Waldstein ihre Verstellung nicht lange würden fortsetzen können. Waldstein wollte aber seine damalige Ueberlegenheit nicht zu Gustav Adolfs

Nach;

Nachtheil benützen, weil ihm dessen Freundschaft und Unterstützung zur Ausführung seines Planes unentbehrlich war. Er ließ ihn daher Zeit, sich nach Franken zurückzuziehen. Es war ungewiß, wo Waldsteins großes Heer sich hinwälzen würde. Da jedoch Arnheim sich nach Schlesien gewendet, und das Kurfürstenthum Sachsen seiner Verteidiger beraubt hatte, so hielt es Gustav Adolf für sehr wahrscheinlich, daß Waldstein seinen Zug nach der Saale richten würde. Er schickte daher dem Kurfürsten einige von seinen Regimentern zu Hülfe. Seine Armee war überhaupt so sehr getheilt, daß ihm selbst nicht viel über 20000 Mann übrig blieben, und gegen diese rückte nun Waldstein durch die Oberpfalz an.

Waldsteins Hauptziel war die große und reiche Handelsstadt Nürnberg. Aber eben diese Stadt wollte Gustav Adolf, als sein Hauptmagazin in Deutschland, nicht in Waldsteins Gewalt kommen lassen. Lieber wollte er unter ihren Trümmern sterben. Also mußten in der größten Geschwindigkeit die ernstlichsten Anstalten getroffen werden,

die

die Stadt in einen guten Vertheidigungs-
Zustand zu versehen. Um die eigentlichen
Festungswerke der Stadt dehnte sich die schwedische Armee aus. Ihr Lager, so wie die
Stadt, schloß eine weitläufige Verschanzungskette ein, die durch die fleißigen Hände von
7000 Bürgern und Bauern in Zeit von 14
Tagen emporstieg, und durch 300 Kanonen
zum furchtbaren Vollwerke wurde. Während
der Zeit füllte der Magistrat der Stadt seine
Kornböden und Magazine sorgfältig an,
vermehrte er seine regelmäßige Mannschaft
durch ein neues Regiment, dessen Compagnien
die Nahmen der Buchstaben erhielten, ließ
er seine jungen Bürger sich fleißig in den
Waffen üben, um, im Falle der Noth, die
Schweden bey der Vertheidigung der Stadt
zu unterstützen. Um die Zahl derer, die an
derselben Antheil nahmen, hinreichend zu
vermehrten, und dem Waldstein allenfalls sich
entgegen stellen zu können, schickte Gustav
Adolf den Generalen der abgesonderten
Truppen, Abtheilungen den Befehl zu, sich
sogleich auf den Marsch zu begeben, um sich
an ihn anzuschließen. Ehe diese nun herbey
kamen, konnte Waldstein mit seinem großen
Heere

Heere den König in große Verlegenheit setzen;
aber diesen Krieg bald zu endigen, war gar
nicht seine Absicht.

Als Waldstein bey Neumark sein Heer
musterte, zählte es 314 Schwadronen, und
210 Compagnien, die zusammen 66000
Mann ausmachten. „In Zeit von vier
Tagen“ rief er bey diesem großen Anblicke
aus, „wird sich entscheiden, wer von uns
beyden, der König von Schweden, oder ich,
Herr der Welt seyn wird!“ Aber dieser
Ausruf war gar nicht ernstlich gemeint.
Nach vier Tagen stand Waldstein noch da,
wo er vorher gestanden hatte, war noch nicht
das geringste entschieden. Sein eigentlicher
Plan verrieth sich auch aus der Antwort, die
er denen erteilte, die ihn zum Angriffe er-
munterten. „Schlachten“ (sagte er) „sind
schon genug geliefert worden; es ist nun
Zeit, einer andern Methode zu folgen!“
Waldstein wollte also den feurigen Gustav
Adolf, durch die Entziehung aller Gelegen-
heiten, seinen Muth und seine Entschlossen-
heit zu zeigen, und durch den allmählig im-
mer drückender werdenden Mangel an Lebens-
mitteln

mitteln, gleichsam mürbe machen. Er nahm daher, dem schwedischen Lager, und der Stadt gegen über, auf dem alten Berge an der Rednitz, eine feste, durch viele Kanonen verwahrte Stellung, wo er nicht nur aus Franken, sondern auch aus Schwaben und Thüringen, ungestörte Zufuhre bekommen konnte. Aber seine Hoffnung, den König von Schweden durch Mangel in Verlegenheit zu setzen, wurde sehr getäuscht. Gustav Adolfs Armee schonte die Magazine der Stadt so lange, als sie in den umliegenden Oertern nur noch etwas aufstreifen konnte. Dieß hörte aber bald auf, weil die Landleute ihre Vorräthe weggeschafft hatten. Jetzt versorgten sich die Schweden aus den Magazinen der Stadt, während daß Waldsteins Truppen den Unterhalt für sich und ihre Pferde aus der Ferne holen mußten; während daß große Vorräthe, die Waldstein aus der Ferne herbey schaffen ließ, eben diesen Schweden zur Beute wurden. Doch beyde, sowohl die Schweden als die Kaiserlichen, drückten die von der Sommerhitze, und von den verpesteten Ausdünstungen der in einem engen Raum zusammengepreßten Menschen und Thiere verursachten Krankhei-

ten,

ten, von welchem dem Tode weit mehr, als von dem Schwerdte, Opfer dargebracht wurden. Indessen gewannen jedoch Gustav Adolfs Generale Zeit, sich seinem Lager zu nähern. Der Herzog Wilhelm von Weimar zog in Thüringen und Niedersachsen ein kleines Heer zusammen, welches durch 4 sächsische Regimenter verstärkt wurde. Zu diesem stießen der Landgraf Wilhelm von Hessen, und der Pfalzgraf von Birkenfeld, mit dem Kriegsvolke, das bisher am Rheine gestanden hatte; mit diesen vereinigte sich noch der Herzog Bernhard von Weimar, und der General Banner. Das daraus erwachsene Heer von beynahe 50000 Mann führte der Reichskanzler Orenstern dem königlichen Lager zu.

Jetzt hatte Gustav Adolf eine Armee von 70000 Mann zu seinem Gebothe, und an diese konnten sich, im Falle der Noth, noch viele tausend nürnbergische Bürger anschließen. Jetzt durfte sich Gustav Adolf nicht mehr vor Waldsteins Angriffe fürchten; jetzt glaubte er sich vielmehr stark genug, seinen Gegner, ungeachtet dieser durch bayrisches Kriegsvolk

Gallstij Weltg. 125 Th' M gleich:

gleichfalls verstärkt worden war, durch gewaltsame Mittel aus seiner festen Stellung zu entfernen. Zu diesem Entschlusse bestimmte ihn die traurige Lage, in der sich sowohl seine Armee, als die Stadt, befand. Die ungeheure Menschenmasse, die hier nun sieben Wochen zusammengedrängt war, hatte alle Vorräthe fast aufgezehrt, und der Mangel an Lebens- und Kriegsbedürfnissen wurde von einem Tage zum andern immer fühlbarer. Besonders fühlbar wurde der Mangel an Fütterung für 50000 Pferde, die man in beyden Lagern rechnete. Alle Mühlen in der Gegend von Nürnberg waren nicht hinreichend, um das Mehl für 50000 Pfund Brod zu mahlen, die den Hunger der schwedischen Soldaten mehr reizten, als befriedigten. Die Zahl der Verzehrenden wurde durch die große Menge Weiber und Kinder, welche ihren Männern und Vätern ins Feld nachgefolgt waren, außerordentlich vermehrt. Im waldsteinschen Lager soll man gegen 15000 Weiber gezählt haben. An diese schlossen sich nun viele Mädchen an, welche die Wünsche der Ehelosen befriedigen, aber auch die gute Kriegszucht untergraben halfen.

Den

Den Schweden war ein solches ausschweifendes Leben durch ihren frommen König verjagt. Um so größer war die Zahl der von ihnen geschlossenen Ehen, und der in denselben erzeugten Kinder. Diese wurden in ordentlichen Feldschulen unterrichtet, die manchen schönen Recruten zur Ergänzung der Armee lieferten.

So schön aber die Ordnung war, die in Gustav Adolfs Lager herrschte, so unerträglich wurde für den feurigen Geist desselben der eingeschlossene Zustand, in welchem er sich nun 8 Wochen hindurch befunden hatte. Er rückte daher in voller Schlachtordnung gegen Waldsteins Lager heran. Drey am Ufer der Rednitz aufgeführte Batterien beschossen es eben so nachdrücklich, als anhaltend. Aber Waldstein begnügte sich, in seiner Stellung unbeweglich verharrend, mit Kanonen und Musketenschüssen zu antworten; auch ließ er, um den Zugang zu seinem Lager noch mehr zu erschweren, den nach Führt, wo Gustav Adolf stand, sich ausbreitenden Wald zu einem großen Ver-

hack umhauen, und hinter demselben Verschanzungen mit vielen Kanonen auführen.

Vergebens äusserten die sonst so braven Schweden ihre Abneigung, das so furchtbar verwahrte Lager Waldsteins zu erstürmen; vergebens erklärten Gustav Adolfs einsichts- vollste Generale diese Erstürmung für höchst gefährlich. Der entschlossene König, der schon so manche kühne Unternehmung bestanden hatte, glaubte es auch diesmal (am 13. Aug.) durchsetzen zu können. Zuerst stieg ein Bataillon von 500 deutschen Musketieren den fürchterlichen Berg hinan; aber, um hundert brave Männer vermindert, mußte sich der kühne Haufe wieder zurückziehen. Nun sollten Finnländer die Deutschen beschämen. Aber auch diese sahen sich gezwungen, der Macht des feindlichen Feuers zu weichen. Allmählig rückte jedes von Gustav Adolfs Regimentern heran, und jedes kehrte aus dem ungleichen Kampfe mit großem Verlust zurück. Während der Zeit gerieth der linke Flügel der Schweden mit der kaiserlichen Reiterei in einen eben so blutigen, als heftigen Kampf. Sowohl unter Wald-

stein als Bernhard von Weimar wurde ein Pferd erschossen, und dem Könige selbst riß eine Kanonenkugel die Sohle von dem Stiefel hinweg. Endlich geboth die einbrechende Nacht das Ende dieses blutigen Kampfes, und Gustav Adolf mußte, von der Unmöglichkeit seiner Unternehmung überzeugt, seinen vorgebrungenen Leuten den Rückzug befehlen. Zwar hatte der muthvolle Bernhard eine Anhöhe, von welcher man das ganze waldsteinische Lager beschießen konnte, glücklich erkriegen aber mit dem schmerzlichsten Gefühl mußte er die so theuer erkämpfte Anhöhe wieder verlassen, weil der durch einen Platzregen schlüpfrig gemachte Abhang derselben dem Hinaufschaffen der Kanonen unüberwindliche Hindernisse entgegen stellte. Gustav Adolfs Muth war durch den unglücklichen Ausgang des zehnstündigen Kampfes, der ihm 2000 Mann kostete, so niedergeschlagen, daß er seine Armee über die Rednitz zurückführte.

Noch wartete sowohl Gustav Adolf, als Waldstein, auf den längstgewünschten Augenblick, der seinen Gegner nöthigen würde seine

seine bisherige Stellung zuerst zu verlassen. Dieser Augenblick blieb noch vierzehn Tage zurück, bis Gustav Adolfs Standhaftigkeit sich endlich nicht mehr empor halten konnte. Der Vorrath von Lebensmitteln, der in seinem Lager und in Nürnberg übrig war, wurde immer kleiner, und der Hunger immer fühlbarer. Gustav Adolfs Soldaten, und besonders die deutschen, welche die Bedürfnisse des Magens weniger standhaft als die Schweden zu ertragen gelernt hatten, erlaubten sich, um dieselben zu befriedigen, die zuchtlosesten und gewaltsamsten Mittel. Schrecklich wurde die umliegende Gegend von ihnen behandelt. Gustav Adolfs Vorstellungen und Drohungen fanden jetzt keinen Eingang mehr. Daß er ihnen den Abscheu und Aerger, den ihr Benehmen in ihm erregte, mit den lebhaftesten Farben schilderte, daß er ihnen die 40 Tonnen Goldes, die er für die Freyheit der Deutschen aufgewendet hatte, vorwarf, das alles fand bey ihnen keinen Eingang. Indessen wuchs die Noth und das Elend von einem Tage zum andern. In Nürnberg waren, während der elf Wochen der Einschließung, schon auf zehn-
tausend

tausend Menschen begraben worden; und Gustav Adolfs Armee hatte sich durch Krieg und Krankheiten um 20000 vermindert. Dieser jämmerliche Zustand war nicht länger erträglich, und der König mußte sich daher, so sehr es auch seinem Gefühle widerstritt, zur Veränderung seiner Stellung entschließen. Nachdem er Nürnberg mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte, marschirte er (8 Sept.) in Schlachtordnung, vor Waldsteins Lager vorbei, nach Neustadt an der Aisch, und Windsheim. Waldstein beunruhigte seinen Abzug eben so wenig, als er, nach seiner Entfernung etwas gegen Nürnberg unternahm. Aber auch seine Armee war um 12000, nach andern gar um noch Einmahl so viel, Mann vermindert worden. Auch er blieb nur noch 5 Tage bey Nürnberg stehen, und entfernte sich von demselben fürs erste auch nicht weiter, als 2 Meilen. Seinen Abzug bezeichneten die Rauchsäulen von 100 abgebrannten Dörfern. Elf Wochen hindurch hatten also zwey große Heere, zusammen gegen 140000 Mann, einander gegenüber gestanden, ohne daß in
Anses

Ansehung dieses schrecklichen Krieges etwas entschieden worden war.

Gustav Adolf ließ einen Theil seiner Armee in Franken zurück, um sich bey dem Besitze seiner daselbst gemachten Eroberungen zu behaupten; mit dem größern rückte er wieder nach Bayern, um die durch seinen Marsch nach Nürnberg abgebrochnen Unternehmungen fortzusetzen. Anstatt ihm nachzugehen, und diesen Unternehmungen kräftige Hindernisse entgegen zu stellen, marschierte Waldstein, aller Aufforderungen des Kurfürsten von Bayern ungeachtet, nach Bamberg, um von da dem Lande des Kurfürsten von Sachsen sich zu nähern. Da dessen Armee sich damahls in Schlesien befand, wo sie, in Verbindung mit 16000 Brandenburgern und Schweden, große Fortschritte machte, und selbst Breslau eroberte, so war einem Zuge gegen Sachsen der glücklichste Erfolg zu versprechen; auch war vorauszusehen, daß die Sachsen und ihre Bundesgenossen sich würden genöthigt sehen, Schlesien wieder zu verlassen; daß Gustav Adolf, ehe er in die kaiserlichen Erblande eindringen könnte, vom

Kurfür-

Kurfürsten Johann Georg würde zurückgerufen werden. Indessen konnte Bayern von den Schweden doch hinlänglich gezüchtigt werden. Um diesen schlaunen Plan auszuführen, rückte nun Waldstein über Bayreuth und Koburg nach dem thüringer Walde, während daß Holf das Vogtland schrecklich behandelte, und Gallas eben so schrecklich ihm nachrückte. Von Niedersachsen her kam der Graf von Pappenheim herbey. Er hatte das Eichsfeld und Hessen überwältigt, und bereits Hannover mit einem Einfalle bedrohet, als ihn sein Obergeneral nach Sachsen rief. Während daß dieser aus dem Koburgschen nach dem sächsischen Erzgebirge, und nach Meissen vorbrang, und sich bey Altensburg mit Holf und Gallas vereinigte, rückte ihm Pappenheim durch Thüringen näher. Schrecklich war die Verwüstung, welcher diese Länder damahls unterlagen! Waldstein, der Oberbefehlshaber dieser barbarischen Krieger, erschien nun (im Oct.) vor Leipzig, welches ihm die Thore nicht lange verschließen durfte. Von hier wollte Waldstein seinen Zug bis Dresden fortsetzen, um den Kurfürsten von Sachsen ganz in seine Gewalt

walt zu bekommen. Schon näherte er sich der Mulda, und die sächsische Armee, die ihm bis Torgau entgegengerückt war, ließ ihn keinen nachdrücklichen Widerstand befürchten. Von dem Marsche gegen dieselbe rief ihn aber die Annäherung des Königes von Schweden ab.

Gustav Adolf war schon dem Zeitpunkte nahe, den Kurfürsten von Bayern zur Neutralität zu zwingen. Die Empörung der Bauern in Oestreich bahnte ihm den Weg in die kaiserlichen Erblande, und wer vermochte ihn, da Waldstein so weit entfernt war, an der Eroberung der Hauptstadt Wien zu verhindern? Aber während der Zeit befand er sich in der wahrscheinlichsten Gefahr, seinen mächtigsten Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, zu verlieren. Johann Georg, der sich den Anordnungen des Königes von Schweden nur ungern, nur aus Noth, unterwarf; den Arnheim und Hoe allmählig wieder zur Ergebenheit für den Kaiser zurückbringen wollten, der konnte, wenn ihm Gustav Adolf nicht zu Hülfe kam, vielleicht den Entschluß fassen, der Verwüstung seines

Landes

Landes durch einen Vergleich mit dem Kaiser, auszuweichen. Um dieß zu verhindern, verzog Gustav Adolf die Laufbahn, die ihm so glänzende Aussichten zeigte, marschierte er, den dringenden Bitten des Kurfürsten nachgebend, durch Franken und Thüringen nach Sachsen. Bey Arnstadt schloß sich Bernhard von Weimar, den er gegen den Grafen Pappenheim vorausgeschickt hatte, wieder an ihn an. Dennoch zählte Gustav Adolf nicht mehr, als 20000 Krieger, aber lauter geübte und erfahrene Leute. Zu Erfurt nahm er von seiner Gemahlin Abschied. Eine lange Abhndung sagte ihr, das sie ihn nicht eher, als im Sarge, wiedersehen würde. Gustav Adolf erreichte (am 1. Nov.) Naumburg, ehe die waldsteinschen Truppenabtheilungen, die sich deswegen in Bewegung gesetzt hatten, sich dieser Stadt bemächtigen konnten. Wie groß war die Freude der Sachsen, als sie ihn, ihren Retter, herbey kommen sahen. Im Ausbruche der Entzückung warfen sie sich vor ihm auf die Kniee, priesen sie sich schon glücklich, seine Stiefel und seine Sporen berühren zu dürfen. Der bescheidene Gustav Adolf sah die

auffer:

ausserordentliche Ehrfurcht, die ihm die freydetrunkenen Leute erwiesen, als einen Vorboten seiner irdischen Hinfälligkeit an.

Waldstein, dem Holt und Seni zu einer Schlacht riethen, damit sich der König nicht noch vorher an die sächsische Armee, und das Kriegsvolk der Herzoge von Lüneburg, anschließen könnte, rückte nach Weissenfels. Er hatte eine größere Anzahl von Truppen, als der König. Diese schloß ihm aber nicht so viel Muth ein, als die Ankündigung von dem nahen Untergange seines Gegners, die Seni in der Stellung der Sterne gelesen haben wollte. Da Gustaf Adolf, durch die Besetzung von Naumburg, die engen Wege zwischen Ramburg und Weissenfels, die sich zwischen der Saale und einem fortlaufenden Bergrücken befinden, glücklich zurückgelegt hatte, so erwartete Waldstein ganz gewiß von ihm angegriffen zu werden. Allein der König machte, ganz wider seine Erwartung, Anstalten, sich bey Naumburg zu verschanzen, um den Herzog von Lüneburg desto ruhiger erwarten zu können. Ihn hier abzugreifen, widerriethen dem Waldstein seine einsichtsvollsten

vollsten Feldherren, und doch konnte die Armee, der schlechten Herbstwitterung wegen, nicht länger hier stehen bleiben. Man verzogte sie daher in Winterquartiere, aber in so nahe, daß sie in kurzer Zeit wieder zusammen stoßen konnten. Pappenheim trennte sich mit einer beträchtlichen Abtheilung der Armee, um der von den Holländern belagerten Stadt Cöln zu Hülfe zu kommen. Waldstein blieb mit dem Ueberrest seiner Mannschaft nicht weit von Merseburg stehen. Er wollte sich von da nach Leipzig ziehen, um die Annäherung der Sachsen zu verhindern.

Doch Gustaf Adolf hatte die große Verminderung der waldsteinschen Armee kaum erfahren, als er mit beschleunigtem Marsche von Naumburg nach Weissenfels aufbrach. Waldstein erstaunte über seine Erscheinung um so mehr, da er ihm im ersten Augenblick nicht viel über 12000 Mann entgegenstellen konnte. Doch Pappenheim war noch nicht weiter, als bis nach Halle gekommen, weil er sich der dasigen Moritzburg bemächtigen sollte. Ehe dieser wieder herbeyrückte, zog sich Waldstein in die weite Ebene zwischen dem

dem Flossgraben und dem Städtchen Lützen. Durch diese Stellung trennte er den König von Leipzig und dem sächsischen Heere. Dieser ließ nun ihm gegen über seine Truppen aufmarschieren. Zwischen ihm und Waldstein lief die Landstraße hin. Die an den beyden Seiten derselben befindlichen Gräben hatte Waldstein tiefer machen, und durch Musketiere besetzen lassen. Das Feuer der Musketiere unterstützte eine Batterie von 7 großen Kanonen, und einen großen Theil der Ebene bestrich eine andre Batterie von 14 Feldstücken, die auf einer Anhöhe, bey den Windmühlen hinter Lützen, aufgepflanzt waren. Drey hundert Schritte hinter der Landstraße stand Waldsteins Fußvolk in vier große viereckige Haufen abgetheilt. An den linken Flügel der Reiterrey schlossen sich alle Knechte und Jungen an, um so lange, bis Pappens heim anrückte, der Fronte ein ausgedehntes Ansehn zu geben. Gustav Adolf hatte, so wie bey Leipzig, unter sein Fußvolk kleine Schwadronen vertheilt, und seine Reiter mit Musketieren vermischt. Seine Armee stand in zwey Linien. Den rechten Flügel führte Gustav

Gustav Adolf selbst an; die Cavallerie des linken übergab er dem Herzoge Bernhard.

Endlich erschien (am 6. Nov.) der Morgen, an welchem das große Trauerspiel geliefert werden sollte; aber ein dicker Nebel hüllte das Schlachtfeld in Finsterniß ein. Während daß sich derselbe verzieht, verrichtet Gustav Adolf, vor den Augen seiner ganzen Armee auf den Knien liegend, seine Andacht; auch seine Soldaten stürzen auf ihre Kniee, ein rührendes Morgenlied singend. Als der Angriff beginnen sollte, breitete sich der Nebel wieder stärker aus, und nicht eher, als nach 10 Uhr, verzog er sich völlig. Aufser den Kaiserlichen, zeigten sich den kampfbesiglerigen Schweden auch noch die Flammen des auf Waldsteins Befehl abgebrannten Lützen. Das schwedische Fußvolk dringt, des schrecklichen Musketen- und Kanonenfeuers der Kaiserlichen ungeachtet, über die Gräben hinüber. Schon befindet sich die Batterie in ihrer Gewalt; schon ist die dritte Brigade des waldsteinschen Fußvolks zum Weichen gebracht, als Waldsteins Gegenwart die Ordnung bey seinem Fußvolke wieder herstellt, als

als er die schon geschlagenen Brigaden desselben, von 3 Regimentern Cavallerie unterstützt, den Schweden wieder entgegen führt, und diese, nach einem schrecklichen Kampfe, über die Gräben zurücktreibt. Eben hatte Gustav Adolf selbst, mit seinen schweren finnländischen Kürassieren, die leicht bewaffneten Polen und Croaten des waldsteinschen linken Flügels zur Flucht genöthigt, als er, von der Noth seines Fußvolks unterrichtet, an der Spitze eines Kürassier-Regiments ihm zu Hülfe eilt. Sein vortreffliches Pferd fliegt mit ihm so schnell über den Graben, daß nur wenige von seinen Leuten, unter welchen sich der Herzog von Lauenburg befindet, sich an ihn anschließen können. Den Ort, wo sich sein Fußvolk am meisten in Gefahr befindet, zu hüzig aufsuchend, kommt er den Kaiserlichen unvermuthet so nahe, daß ihm die Kugel eines Mäsketiärs den linken Arm zerschmettert. Seine Kürassier, die in eben dem Augenblicke herbeyskommen, sehen ihn bluten, halten ihn für erschossen. „Es ist nichts“ ruft ihnen der König zu „folgt mir nur!“ Aber vor Schmerz und Schwäche überwältigt, bittet

bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn, ohne Aufsehen zu machen, wegschaffen zu lassen. Um den Muth der zurückgedrängten Infanterie nicht noch mehr niederzuschlagen, bringt er ihn, auf einem Umwege, nach dem siegreichen rechten Flügel der Schweden. Unvermuthet wird der König von einem zweyten Schusse im Rücken durchbohrt. „Ich habe genug, Bruder“ ruft er mit sterbender Stimme; „suche Du nur dein Leben zu retten!“ Vom Pferde sinkend, von noch mehrern Kugeln getroffen, und von allen seinen Begleitern verlassen, glebt er unter den Händen der räuberischen Croaten seinen Helbengeist auf. Nur wenige waren Zeugen von dem Tode des großen Königes. Daher werden die Nebenumstände desselben so verschieden erzählt. Nach dem Berichte des Pagen von Leubelsing, der sich unter Gustav Adolfs Begleitern befand, gerieth er mit ihnen unter ein kaiserliches Kürassierregiment. In der Gefahr, in die Gefangenschaft zu gerathen, schoß er seine Pistolen ab. Darauf wehrte er sich mit dem Degen, bis er, von einigen Kugeln durchbohrt, vom Pferde sank, aber von diesem, noch im Steigbügel

hängend, einige Augenblicke hindurch mit fortgerissen wurde. Das von seinem Blute bespritzte Pferd verräth seiner Cavallerie den großen Verlust, den Schweden, den Deutschland erlitten hatte. Die über denselben äusserst erbitterten Schweden stürzen sich, vom General Horn angeführt, zum zweyten Mal über Waldsteins linken Flügel so schrecklich her, daß er völlig geschlagen zurückweichen muß, und Herzog Bernhard, der in die Stelle des Oberbefehlshabers eintritt, rückt mit dem schnell wieder in Ordnung gebrachten linken Flügel, und dem Mittelpunkte der Schweden, so tapfer gegen das waldsteinsche Fußvolk an, daß er die Batterie bey den Windmühlen, und die Batterie von den großen Kanonen, erobert, und das Aufspringen der waldsteinschen Pulverwagen hilft die Ueberwältigung der kaiserlichen Armee vollenden. Doch eben als der linke Flügel derselben vom General Horn zurückgetrieben wird, kömmt Pappenheim mit 8 Regimentern Cavallerie herbey. Sein Fußvolk, daß sich wegen der Plünderung der Stadt Halle zerstreut hatte, mußte er zurücklassen. Aber an der Spitze seiner Reiter,

stellte

stellte er die Ordnung in dem geschlagenen linken Flügel so glücklich her, daß er von neuem vordringen konnte. Waldstein benutzte den durch Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung wieder angefeuerten Muth seines Fußvolkes, die Schweden über die Gräben und von den eroberten Batterien zurück zu treiben. Die Schweden vertheidigten aber ihre Stellung mit so unerschütterlicher Standhaftigkeit, daß verschiedene Regimenter derselben beynahe vernichtet wurden. Piccolomini, der sich bey dem Angriffe derselben besonders auszeichnete, wich, obgleich schon 7 Pferde unter ihm gefallen waren, und 6 Musketenkugeln ihn getroffen hatten, doch nicht eher, als bis die Flucht der ganzen kaiserlichen Armee ihn mit fortriß. Waldstein selbst durchtritt, des feindlichen Kugelregens ungeachtet, die Glieder seiner Leute mit ruhiger Standhaftigkeit. Aber Pappenheim, der, um den König zu finden, dem dichtesten Schlachgetümmel zuerlief, ward von zwey Musketenkugeln durchbohrt. Den Sterbenden tröstete noch die Nachricht, daß er mit Gustav Adolf, bey er für den unversöhnlichsten Feind des Glaubens hielt, an Einem Tage

getödtet wurde. Doch erfolgte sein Hinscheiden erstlich einen Tag später. Ein vortrefflicher General; wenn er sich nur nicht zu oft einem leidenschaftlichen Ungestüm preis gegeben hätte! Der Tod des vortrefflichen Pappenheims schlug den Muth der Kaiserlichen von neuem nieder. Die Schweden setzten zum dritten Mal über die Gräben, und nur Nebel und Nacht gebotenen das Ende des schrecklichen Kampfes. Zum Glück für die Schweden kam jetzt erst Pappenheims aus 6 Regimenten bestehendes Fußvolk herbei. Waldstein entfernte sich von Leipzig mit solcher übereilten Geschwindigkeit, daß er seine Artillerie wegzuschaffen vergaß. Von seiner Armee lagen 6000 auf dem Wahlplatze; die Schweden hatten wenigstens halb so viel verloren. Die Zahl der Verwundeten war so groß, daß von den Kaiserlichen nur wenige unverletzt davon kamen. Unter denen, die hier vom Tode überrascht wurden, befand sich auch der neugierige Abt von Fulda, der von dem Siege der Kaiserlichen über die Ketzer einen Zuschauer abgeben wollte. Die Zahl der Gefangenen war unbeträchtlich; so wenig hatte man einander geschont!

Um

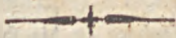
Um gleichsam noch den Schein des Sieges zu behaupten, ließ Waldstein am andern Morgen seine Croaten gegen das Schlachtfeld anrücken; aber der furchtbare Anblick des in Schlachtordnung stehenden Heeres der Schweden scheuchte sie bald wieder zurück, und Bernhard rückte von der behaupteten Wahlstadt nach Leipzig, welches Waldstein in großer Eile verließ. Er gab sogar die Winterquartiere in Sachsen auf. Also war es Täuschung, wenn man in den kaiserlichen Erblanden und in Spanien, wegen des bey Lützen erfochtenen Sieges, feyerliche Lobgesänge anstimmte. Diese Lobgesänge kündigten jedoch weniger den Sieg, als die Freude über den Tod des Retters der deutschen Freyheit, an.

Den durch Blut und Wunden ganz entstellten Leichnam desselben zog man endlich unter einem Haufen von Todten hervor, und lieferte ihn zu Weissenfels seiner höchstbetrübten Gemahlin aus. Ein großer Granitstein, der so, wie mehrere andre in der Gegend zwischen dem Flossgraben und Lützen lag, bezeichnete lange den Ort, wo man Gustav Adolfs

Abolfs Leichnam gefunden hatte, bis ein künstlicheres Denkmahl dessen Stelle übernahm. Als man dem Kaiser Ferdinand den blutigen Koller des getödteten Königs von Schweden zeigte, wußte er das Vergnügen, das er darüber empfand, so glücklich zu mäßigen, daß er ihm, wie er sich ausdrückte, gern ein längeres Leben, und eine glückliche Rückkehr in sein Reich gewünscht hätte, wenn in Deutschland nur Friede geworden wäre. — Die Protestanten waren nicht allein von seiner innern Freude über Gustav Abolfs Tod überzeugt; sie schrieben ihm sogar die Veranstaltung desselben zu. Zum Werkzeuge dieser Veranstaltung machten sie den Herzog von Lauenburg. Dieser, ein Verwandter des Hauses Wasa, durchlebte einen Theil seiner Jugend am Hofe zu Stockholm. Wegen einer Unanständigkeit, die er sich einst im Zimmer der Mutter Gustav Abolfs erlaubt hatte, wurde er von diesem mit einer Ohrfeige gezüchtigt. So sehr der von der Hitze über-eilte Kronprinz dem Beleidigten von dem Gefühle seiner Reue zu überzeugen suchte, so unversöhnlich blieb doch die Feindschaft, die er deswegen auf ihn geworfen hatte. Franz Albert

Albert war hierauf, als kaiserlicher Oberster, Waldsteins Vertrauter, der ihn unter andern zu den heimlichen Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen brauchte. Unvermuthet erscheint er im Lager zu Nürnberg, um dem Könige als Freywilliger zu dienen, und Gustav Abolf läßt sich, von dem scharfsichtigen Orenstjern umsonst gewarnt, so sehr von ihm einnehmen, daß er ihm sein ganzes Vertrauen schenkt. In der Schlacht bey Lützen war er sein beständiger Begleiter. Seine grüne Binde (die Farbe der Kaiserlichen) schützte ihn gegen alle Kugeln. Er war der erste, der dem Waldstein die Nachricht von Gustav Abolfs Tod überbrachte; auch gieng er, gleich nach der Schlacht bey Lützen, aus den schwedischen Diensten in die sächsischen über. So sehr aber alle diese Umstände zusammen genommen seine Theilnahme an dem Tode des großen Königes wahrscheinlich machen, so wenig läßt sich auf diese Theilnahme ein sicherer Schluß ziehen. Nur eine hinlängliche Bestätigung der Nachricht, daß der Herzog den König an den Ort gebracht habe, wo er von dem kaiserlichen Obristlieutenant von Falkenberg in die Hüfte geschossen worden

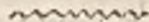
worden, und wo er ihm hernach selbst einen Schuß durch den Kopf gegeben hätte, könnte diese Beschuldigung hinlänglich rechtfertigen. In Gustav Adolf verlor zwar der protestantische Glaube der Deutschen seinen eifrigsten Beschützer; mit ihm starb aber auch ein Fürst, dessen Absichten auf den Besitz und die Beherrschung ansehnlicher deutscher Länder gar zu sehr in die Augen fielen. Schon hatte er den deutschen Fürsten, die ihm für Subsidien, oder für Gold, dienten, große und kleine Länder geschenkt. Die mannyzischen Besitzungen am Rhein und Mayn bestimmte er erst seiner Tochter Christine, die den Kurprinzen von Brandenburg heirathen sollte, zur Mitgift, hernach seinem Kanzler Oxenstirn zur Belohnung seiner großen Verdienste. Die Pfalz versprach er zwar ihrem rechtmäßigen Besitzer, Friedrich V., einzuräumen; aber dieser mußte sich, gleich andern deutschen Reichsfürsten, verbindlich machen, auch nach dem Ende dieses Krieges einen Theil der schwedischen Kriegsmacht erhalten zu helfen.



Bier-

Vierter Abschnitt.

Oxenstirn übernimmt die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Bernhard erobert Regensburg und dringt in Bayern ein. Waldstein zeigt sich sehr unthätig. Er unterhandelt wegen der Ausführung eines eignen Planes. Seine Ermordung zu Eger. Schlacht bey Nordlingen. Friede zu Prag.



Im Grunde möchten nur wenige deutsche Fürsten, sowohl protestantische als katholische, über Gustav Adolfs Tod, eine herzliche Betrübnis gefühlt haben. Selbst Frankreich hatte angefangen, wegen der außerordentlichen großen Ausbreitung seiner Macht Besorgnisse zu hegen. Aber welches sollte nun das

das künftige Schicksal Deutschlands seyn? Sollte der Kaiser zu einer Zeit wo der Bund seiner Feinde durch einen Sieg über seine Hauptarmee noch mächtiger geworden war, Friedensvorschläge thun; sollten die mit den Schweden verbundenen Reichsfürsten die errungenen Vortheile unbenußt lassen? Der schreckliche Krieg mußte also noch länger fortgesetzt werden. Aber wer sollte, nach dem Tode des großen Königes, die oberste Leitung desselben übernehmen? Gustav Adolfs Thron wurde seiner Tochter Christine zu Theil. Während ihrer Minderjährigkeit regierte der Reichsrath. Dieser faßte, so sehr auch das Volk, und geldarme Schweden bey diesem Kriege schon gelitten hatte, den muthvollen Entschluß, ihn mit Standhaftigkeit und Nachdruck fortzusetzen. Sein Representant in Deutschland war der weise Reichskanzler Oxenstirn, und die vortrefflichen Feldherren Bernhard, Banner und Horn bürgten für den glücklichen Erfolg der kriegerischen Unternehmungen.

Oxenstirn einer der ersten Männer seiner Nation, eben so scharfsinnig, aber weniger

geränkevoll als Richelieu, von Gustav Adolf als ein Freund geliebt, war, als Gustav Adolf sein Leben endigte, gerade zu Hanau, um die vier obern Reichskreise (Franken, Schwaben, Oberrhein und Kurhhein) zu einer feyerlichen Verbindung mit seinem Könige zu bereben, und ihrer Kriegsverfassung eine ordentliche Einrichtung zu geben. So wenig er aber auch sein Gefühl, das der große Verlust in ihm erregte, sichtbar werden ließ, und so glänzend er Schwedens und seiner Bundesgenossen Lage darzustellen wußte, so wenig konnten sich doch die Mitglieder der gedachten Kreise, und überhaupt die deutschen Fürsten, entschließen, die Verbindung mit Schweden sogleich zu erneuern. Waldstein gab dem Kaiser den Rath, daß er alles, was geschehen war, verzeihen und vergessen, daß er den Protestanten beruhigende Aussichten eröffnen sollte. Hätte er diesen weisen Rath befolgt, so würden sich die protestantischen Fürsten, die des vierzehnjährigen Krieges höchst überdrüssig waren, mit ihm ausgesöhnt, so würde eben dieser Krieg vielleicht sein Ende erreicht haben. Aber die von den Jesuiten einges

nomm

nommnen Rathgeber des Kaisers, glaubten den Krieg bis zur gänzlichen Vernichtung der protestantischen Parthey, fortsetzen zu müssen. Spanien unterstützte den Kaiser mit dem Gelde, das ihm die von dem Pabst bewilligten Zehnten einbrachten; auch warb es für ihn in Italien Kriegsvolk an. Der Kurfürst von Bayern bemühet sich, seine Armee wieder vollzählig zu machen, und der Herzog von Lothringen hatte den Schrecken, den ihm die nahen schwedischen Waffen einflößten, schon so sehr vergessen, daß er sich zu einem neuen Feldzuge rüstete. Gustav Adolfs Tod machte seinen Feinden neuen Muth. Mit ihm schien für die protestantische Parthey gleichsam alles verlohren zu seyn. Manche Mitglieder derselben fiengen daher schon an, in ihrer Anhänglichkeit für Schweden zu wanken. Johann Georg, bey dem diese Anhänglichkeit ohnedieß nur erzwungen gewesen war, fand den Gedanken, den Anordnungen eines bloßen schwedischen Edelmanns folgen zu müssen, so unerträglich, daß er, von der Verbindung mit Schweden völlig abzugehen, schon ziemlich entschlossen war. Sollte er sich aber mit dem

dem Kaiser vergleichen, oder sich vielmehr zum Oberhaupte einer dritten Parthey aufwerfen? Orenstirn, der ihn für Schwedens Interesse zu erhalten wünschte, begab sich selbst nach Dresden. Der Kurfürst von Brandenburg, der sich in seinem Kurprinzen schon den künftigen Besitzer des schwedischen Thrones dachte, gab sich Mühe, den Kurfürsten von Sachsen für Orenstirns Anträge geneigt zu machen; dieser wollte sich aber durchaus nicht zu einer bestimmten Erklärung wegen der Fortsetzung seiner Verbindung mit Schweden verstehen. Orenstirn konnte also seinen Plan, alle protestantischen Fürsten in Deutschland mit Schweden zu vereinigen, nicht durchsetzen. Er mußte sich vielmehr mit einzelnen Bündnissen begnügen.

Ein solches Bündniß war dasjenige, was zwischen Schweden und den 4 obern Reichskreisen, (1633 May) zu Heilbronn geschlossen wurde. Hier versammelten sich, ausser vielen Fürsten, Grafen und Doctoren, auch die Abgeordneten von zwölf Reichsstädten. Von Frankreich, England und Holland waren gleichfalls Gesandte da. Aber die Seele der

der Versammlung war Orenstirn, der ihr durch die königliche Pracht, die ihn umgab, für die schwedische Krone Ehrfurcht einzusößen suchte. Der schwedische Kanzler fand die deutsche Langsamkeit der Verathschlagung äußerst lästig. Nach einem harten und standhaften Kampfe mit derselben, der hauptsächlich durch die von ihm verlangte Geldunterstützung veranlaßt wurde, genoß er endlich doch die Freude, seinen Plan meistens durchgesetzt zu sehen. Man übertrug ihm, als dem Bevollmächtigten der Krone Schwedens, die oberste Leitung der Angelegenheiten. Die deutsche Vorsichtigkeit setzte ihm zwar einen reichsstädtischen Rath an die Seite; dieser durfte ihn jedoch in der Anordnung der Kriegsunternehmungen nicht einschränken. Auch bewilligte man zur Erhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beytrag von dritthalb Millionen Thaler. Für den Reichskanzler selbst hatten die Reichsstände eine so große Hochachtung, daß sie ihm beynähe das Erzstift Maynz zum Geschenke gemacht hätten. Von diesem unbesonnenen Schritte wurden sie aber noch durch den französischen Gesandten Sequieres zurückgehalten. Dieser spielte

spielte überhaupt eine Rolle von Bedeutung. Während daß er öffentlich zur Verbindung mit Schweden ermunterte, suchte er heimlich zu verhindern, daß man demselben nicht zu viele Gewalt einräumen möchte; denn Richelieu wollte eben so wenig Schweden und die Protestanten, als den Kaiser, zu mächtig werden lassen.

In eben der Versammlung zu Heilbronn verrichtete Orenstirn eine Handlung, die ihm das Zutrauen der Reichsstände noch mehr erwarb. Der unglückliche Friedrich von der Pfalz war wenig Wochen nach Gustav Adolfs Tode, entweder aus Gram oder an Gift, gestorben. Für dessen Kinder verwendeten sich nun Frankreich, England und Holland mit solchem Nachdruck, daß Orenstirn ihnen die Einräumung des väterlichen Landes nicht länger versagen durfte; doch sollte Mannheim, bis zur Entschädigung der aufgewendeten Kosten, im Besitze der Schweden bleiben. Wenn die protestantischen Fürsten dem Gustav Adolf ihren Beystand leisteten, so thaten sie es hauptsächlich in der Absicht, um die schönen Biethümer, nach denen

denen sie lüßtern waren, desto eher sich zueignen zu können. Gustav Adolf hatte ihnen deswegen schon manche reizende Hoffnung gemacht. Ihnen diese wieder zu benehmen, durfte der Kanzler Oxenstirn nicht wagen; vielmehr mußte er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster, und Fulda, dem Herzog Bernhard die fränkischen Bisthümer, und dem Herzog von Wirtemberg die in seinem Lande befindlichen geistlichen Güter, und die vorderösterreichischen Besitzungen, versprechen. Oxenstirn selbst wunderte sich darüber, daß deutsche Reichsfürsten sich nicht schämten, von einem schwedischen Edelmann sich deutsche Länder geben zu lassen.

Schwedens deutsche Bundesgenossen hatten indessen neuen Muth bekommen. Mit verstärkter Theilnahme widmeten sie sich der Fortsetzung der Kriegsunternehmungen. Die sächsischen und lüneburgischen Truppen hatten sich mit der schwedischen Hauptarmee vereinigt, um die Kaiserlichen aus Sachsen völlig herauszutreiben. Die Sachsen waren hierauf wieder nach Schlesiens marschirt, um, in

Ver-

Verbindung mit den böhmischen Mißvergnügten unter dem Grafen von Thurn, gegen Oestreich vorzurücken. Die schwedische Armee sonderte sich in zwey Theile ab. Mit dem einen wendete sich Herzog Bernhard nach Franken; den andern führte Herzog Georg von Braunschweig nach Niedersachsen und Westphalen. Am Rhey und an der Donau suchte der General Banner, den der Pfalzgraf von Birkenfeld unterstützte, das Ansehn der schwedischen Waffen zu behaupten. Aber der Kampf, in welchen er deswegen mit der anwachsenden Armee des Kurfürsten von Bayern, die den kaiserlichen General Altringer zum Oberbefehlshaber hatte, gerieth, war so ungleich, daß er den General Horn aus Elsaß herbeyrufen mußte. Dieser eilte nun, die gemachten Eroberungen der Vertheidigung des Rheingrafen Otto Ludwig übergebend, nach Schwaben. Das Heer der beyden Generale Horn und Banner, das sich jetzt auf 16000 Mann belief, war aber noch immer nicht groß genug, um die Bayern von dem Eindringen in Schwaben abzuhalten. Auch der Rheingraf mußte noch herbeikommen, und doch blieb die Verlegenheit der Schweden

Galletti Weltg. 12r Th. P den

den so dringend, daß selbst Herzog Bernhard (1633 März) sich entschließen mußte, das Hochstift Bamberg zu verlassen, um bey Donauwerth an die übrigen schwedischen Generale sich anzuschließen.

Das vereinigte Heer der Schweden war jetzt so furchtbar, daß nicht nur Bayern, sondern auch Oestreich, vor demselben zitterte. Altringer, den Waldstein von Böhmen aus nicht unterstützte, konnte ihm nur einen schwachen Widerstand entgegenstellen. Allein in der schwedischen Armee selbst zeigte sich unvermuthet ein mächtiges Hinderniß, weiter vorzudringen. So lange die Soldaten dieser Zeit reichlichen Sold, oder gute Gelegenheit zur Beute hatten, so lange konnte man auf ihre Dienste mit ziemlicher Sicherheit rechnen. Aber die Summen, die man durch Plünderungen und Brandschatzungen zusammengebracht hatte, waren selbst bey Gustav Adolfs Leben nicht unpartheyisch genug vertheilt worden. Man hatte sogar den Sold nicht richtig ausgezahlt. Dieß fühlten die Officiere und Soldaten, die sich als die Werkzeuge der erfochtenen Siege ansahen, sehr lebhaft.

Jetzt, da ihnen das höhere Ansehn des großen Königes nicht mehr Stillschweigen auflegte, jetzt verschworen sich fast alle Officiere, den Befehlen ihrer Generale nicht eher Folge zu leisten, als bis man ihre Forderungen befriedigt haben würde. Vergebens droheten ihnen ihre Generale mit den Strafen des Ungehorsams; die Officiere bestanden darauf, daß jedes Regiment, zur Sicherheit wegen des rückständigen Soldes, gewisse Städte erhalten müßte. Diese Forderung sollte ihnen der Reichskanzler in Zeit von vier Wochen befriedigen; sonst würden sie sich selbst bezahlt zu machen suchen, und für Schweden niemals wieder den Degen ziehen. Die schwedische Kriegscasse war jedoch so erschöpft, daß Oxenstirn nicht sogleich Rath zu schaffen wußte. In dieser Verlegenheit nahm er seine Zuflucht zu dem von Officieren und Gemeinen verehrten und geliebten Herzog Bernhard. Er war derjenige, von dem er die Befriedigung der Mißvergnügten erwartete. Allein auch Bernhard gehörte unter diejenigen, die ihre Verdienste für nicht genug belohnt hielten. Er wünschte sich den

Besitz der versprochenen fränkischen Fürstenthümer; er glaubte auf die Stelle eines Obergenerals der ganzen schwedischen Kriegsmacht ein gegründetes Recht zu haben. Jetzt (im Jul.) trug er dem Orenström seine Forderungen mit solchem Nachdruck vor, daß der schwedische Reichskanzler ihm wenigstens die eine, die Einkäumung der fränkischen Bisthümer, gewähren mußte; doch sollten die beyden Festungen Würzburg und Königshofen schwedische Besatzungen behalten. Man bewies sich Bernhard thätig, das Mißvergnügen der Officiere zu unterdrücken. Das beste aber thaten ansehnliche Geldsummen und Landgäther, am Werthe von beynähe 5 Millionen Thaler, die an die Officiere ausgetheilt wurden.

Ehe die schwedischen Officiere aber wieder zum Gehorsam und zur Ordnung zurückkehrten, verstrich der günstige Zeitpunkt, wo man die Gegenparthey in eine recht dringende Verlegenheit hätte bringen können, und die Waffen der Kaiserlichen hatten sich indessen weiter ausgebreitet. Der Herzog von Wirtemberg befand sich in einem so lebhaften Gedränge,

Gedränge. Das Horn ihm zu Hülfe eilen mußte. Die Kaiserlichen wichen nach dem Bodensee zurück. Horn, der ihnen nachrückte, machte (im Sept.) einen Versuch, sich der Stadt Costniz zu bemächtigen, um sich durch dieselbe zu einer Verbindung mit der Schweiz den Weg zu bahnen; aber dieser Versuch lief, wegen des Mangels an Kanonen, nicht glücklich ab. Auch durfte sich Horn am Bodensee nicht lange verweilen. Die anwachsende Macht der Kaiserlichen rief ihn vielmehr nach dem Lech zurück.

Zu der kaiserlich-bayrischen Armee unter Altringer stieß jetzt ein Heer von 14000 Mann, geführt vom Herzog von Feria, einem spanischen Generale. Es kam aus den Niederlanden, und war von dem Statthalter von Mayland, dem Cardinal Infanten, dem Bruder König Philipps IV von Spanien, ausgerüstet worden. Es sollte von Waldsteins Befehlen ganz unabhängig seyn; aber endlich ließ man es doch geschehen, daß sich diese Truppen mit Altringers Armee vereinigten. Diese wuchs dadurch bis auf 30000 Mann an. Altringer und Feria rückten nun über die

die Donau nach Südwaben. Horn, der den Pfalzgrafen von Birkenfeld an sich gezogen hatte, gieng ihnen so muthvoll entgegen, daß er nur noch eine Stunde von ihnen entfernt war; aber sie wichen seinem Anerbieten einer Schlacht sorgfältig aus. Eine Unternehmung von geringerer Gefahr, und größerer Wichtigkeit, rief sie nach dem Breisgau und Elsaß. Der Rheingraf, der dahin zurückgekehrt war und die Waldstädte erobert, auch den Herzog von Lothringen zurückgetrieben hatte, belagerte eben Breisach. Jetzt mußte er wieder abziehen. Als aber Horn und Birkenfeld gleichfalls sich dem Rheine näherten, mußten Altringer und Feria (im Oct.) aus Elsaß sich wieder herausziehen. Das beständige Hin- und Hermarschieren hatte, verbunden mit schlimmer Herbstwitterung, auf die spanischen und italienischen Soldaten des Herzogs von Feria einen so nachtheiligen Einfluß, daß der größte Theil einem frühzeitigen Tode zuerlie. Selbst Feria starb. Ihn tödtete, wie man behauptete, hauptsächlich der Neger, über die Hindernisse, die der von Waldstein, gestimmte Al-

Altringer dem kühnern Gange des Feldzuges entgegensetzte.

Als Altringer sich von der Donau entfernte hatte, um der Vereinigung mit dem Herzoge von Feria entgegen zu gehen, setzte Herzog Bernhard mit schneller Entschlossenheit über den Strom, erschien er unvermuthet vor Regensburg. Der Besitz dieser Stadt konnte den Schweden einen sichern Platz an der Donau gewähren; er konnte zur Befestigung ihrer Eroberungen in dieser Gegend dienen. Die Besatzung derselben bestand aus nicht mehr, als funfzehn Compagnien bayrischer Truppen, die noch nicht lange dienten. Von der Bürgerschaft durfte sich die Besatzung keine nachdrückliche Hülfe versprechen. Sie sehnte sich vielmehr nach dem Augenblicke, wo sie das ihrem Glauben und ihrer Reichthumsfreyheit nachtheilige bayrische Joch wieder abschütteln könnte. Der Kurfürst von Bayern, der sich bey dem so wichtigen Besitze derselben zu erhalten wünschte, mußte sich entschließen, den Herzog von Friedland um Hülfe zu bitten. Dieser befand sich, seit der Schlacht bey Lützen, in Böhmen, zu Prag. Hier

Hier hatte er sich einige Zeit hindurch beschäftigt, seine Officiere, die auf den unglücklichen Ausgang der Schlacht theils mehr, theils weniger Einfluß gehabt hatten, theils zu belohnen, theils zu bestrafen. Allerdings kostete es Zeit, seine fast ganz aufgelösete Armee wieder herzustellen. Aber er bewies sich doch gar zu unthätig, die Sachsen aus Böhmen wieder herauszutreiben, und jetzt überließ er sich eben so wenig, dem Kurfürsten von Bayern in seiner dringenden Noth zu Hülfe zu kommen. Maximilian verlangte von ihm nicht mehr, als 5000 Mann; Waldstein meldete ihm endlich, daß Gallas mit 12000 Mann im Anzuge begriffen wäre; aber eben dieser General hatte heimlich den strengsten Befehl, ja nicht vorzurücken. Die aller Unterstützung beraubte Besatzung von Regensburg mußte daher (im Nov.) die Stadt an den Herzog Bernhard übergeben. Von diesem wurde nun auch Straubingen erobert. Während daß nun eine Abtheilung der schwedischen Armee am linken Ufer der Donau vbrückte, drang Bernhard mit seinen der rauhen Winter: Bitterung trogenden Schweden bis über die Iser vor. Schon war

war er von Linz in Oberösterreich nicht mehr weit. Der Kaiser schickte nun an Waldstein eine Aufforderung und einen Befehl nach dem andern, mit seiner Armee nach Bayern zu rücken. Dieser schien endlich sich wirklich in Bewegung setzen zu wollen. Bernhard, der vor sich den wohlverwahrten Inn, und hinter sich die Iser hatte, mußte, um von Regensburg nicht abgeschnitten zu werden, über die Iser und Donau zurückgehn. Er gieng dem durch die Oberpfalz anrückenden Waldstein entgegen. Dieser zog sich jedoch, weil eine Schlacht gar nicht in seinem Plane lag, wieder nach Böhmen zurück, und Bernhard konnte nun seine Armee in Bayern ausrufen lassen. Während daß die schwedischen Waffen im südlichen Deutschland bey großem Ansehn sich behaupteten, zeigten sie sich auch im nördlichen Theile desselben sehr glänzend. Der Herzog Georg von Lüneburg nahm seinen Bertern, die zu den Anhängern des Kaisers gehörten, die Festung Hameln weg. Auch erfocht er (im Jun.) in Verbindung mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, bey Oldendorf in Westphalen, über den kaiserlichen General Gronsfeld einen Sieg, dessen

dessen Beute in 16 Kanonen, und in dem ganzen Gepäcke der Kaiserlichen, bestand, der die Armee derselben um 3000 Tödt, und eben so viele Gefangne, verminderte.

Das Glück der schwedischen Waffen hatte aber hauptsächlich in der absichtlichen Unthätigkeit Waldsteins seinen Grund. Dieser wollte den Kurfürsten von Bayern und den Kaiser in eine ängstliche Verlegenheit versetzt sehen, um seinen eigenmächtigen Plan desto eher ausführen zu können. Daher setzte er seinen Aufenthalt in Böhmen so ununterbrochen fort; daher rückte er, als er endlich den Schauplatz des Krieges wieder betrat, nicht an die Donau, sondern nach Schlesien. Hier waren Schweden unter Thurn, Sachsen unter Arnheim und Herzog von Lauenburg, und Brandenburger unter Vorgsdorf eingedrungen. Zum Glück für den Kaiser aber stritten Arnheim und Thurn sich um die Oberbefehlshaberstelle; auch machten die Brandenburger und Sachsen gegen die Schweden, die sie als Fremdlinge entfernt zu sehen wünschten, gemeinschaftliche Sache. Die Sachsen scheuten sich auch nicht, den

Katz

Kaiserlichen Beweise von Freundschaft zu geben. Die Officiere der beyden Armeen lebten zum Theil auf einem vertraulichen Fuß, und die Sachsen machten aus den Geldsummen, die sie von Wien empfangen, gar kein Geheimniß. Ihr General Arnheim befand sich auch meistens abwesend. Unter solchen Umständen konnten sich die Vereinigten bey dem Besitze von Schlesien unmöglich behaupten. Auch konnten sie ja dem Waldstein, der mit 40000 Mann anrückte, nicht mehr als 24000 Streiter entgegenstellen. Dennoch wagten sie es, sich seinem verschanzten Lager bey Münsterberg zu nähern. Waldstein ließ sie hier acht Tage lang ruhig stehen; auch ließ er in der Folge alle Gelegenheiten, die sich ihm zu einer Schlacht darbothen, unbenußt. Zum großen Erstaunen derer, die seinen Plan nicht durchschauten, trug er (im Jun.) den Vereinigten einen Waffenstillstand auf 6 Wochen an. Gegen Arnheimen, den er zu einer Unterredung, eingeladen hatte, erklärte er sich bereit, Frieden zu schließen, und den Soldaten ihren rückständigen Sold auszuzahlen. Würde der Hof zu Wien dieß nicht genehmigen,

migen, so wolle er sich an die Bereinigten anschließen, und den Kaiser — zum Teufel jagen. Es wurde damahls ein Waffenstillstand auf 14 Tage verabredet. Bey einer zweyten Zusammenkunft rückte er, besonders gegen den Grafen von Thurn, schon so sehr heraus, daß sein ganzer Plan am Tage lag. Alle Reichsfürsten sollten, wie er sagte, ihre Länder und Privilegien wieder bekommen, und die Schweden hinlänglich entschädigt werden; in Böhmen sollte die Glaubensfreyheit der Evangelischen wieder hergestellt, sollte der Jesuitenorden von neuem verbannt werden. Er selbst wollte mit seiner Armee nach Wien gehen, und den Kaiser nöthigen, ihm Böhmen und Mähren abzutreten. Orenstirn war mit seinem Plane schon seit einiger Zeit bekannt. Waldstein verlangte von ihm die mit eigener Hand geschriebene Erklärung, daß er ihm behäuflich seyn wollte, König von Böhmen zu werden. Aber Orenstirn traute ihm nicht; er befürchtete vielmehr, daß Waldstein sich zum Haupte einer dritten Parthey aufwerfen würde.

Schon früher hatte Waldstein, seines Planes wegen, auch mit Frankreich unterhandelt. Den Weg zu diesen Unterhandlungen bahnte er sich durch seinen Freund Kinsky, der sich deswegen zu Dresden mit dem französischen Gesandten Seguieres unterredete. Dieser, der ihn zur Ausführung des Planes mit größerer Schloauheit als wirklichen Theilnahme ermunterte, berichtete die Sache an seinen König. Richelieu war es sehr wohl zufrieden, daß Waldstein König von Böhmen würde, wenn er nur die östreichische Macht bekämpfen half. Aber Seguieres gab ihm den weisen Rath, Sachsen, Brandenburg und Schweden mit seinem Plane nicht zu frühzeitig bekannt zu machen und als er diesem Rathe zuwider handelte, entzog er ihm sein Vertrauen. Zur Verminderung desselben trug auch Orenstirns Aeußerung bey, daß er den Waldstein für einen Betrüger halte, und daß es ihm sehr unwahrscheinlich vorkomme, daß die Officiere seiner Armee sich lieber an einen Abentheurer, als an den Kaiser, anschließen würden.

Der Kaiser und dessen Minister warfen aber, seit einiger Zeit, auf Waldsteins Verhalten, einen immer größern Verdacht. Die kaiserlichen Erblande fühlten den Druck der Winterquartiere seiner Armee, weil er sich, seines Planes wegen, von denselben nicht entfernen wollte. Dabey wurden die Güther der kaiserlichen Minister, selbst seines Freundes Eggenberg, nicht geschont. Das Mißvergnügen, das sie darüber empfanden, benutzte die spanische und bayrische Parthey, sie mit ungünstigen Gesinnungen gegen den Waldstein anzufüllen. Sein Plan fieng an, am Hofe zu Wien bekannt zu werden. Man glaubte indessen anfangs, daß seine Absicht nur dahin gehe, den Kaiser seinen Unwillen fühlen zu lassen. Um seine Absichten genauer auszuforschen, bediente man sich eines Capuziners, des Diego Quirga, der, im Einverständnisse mit andern Geistlichen, so glücklich war, seinen ganzen Plan zu enthüllen. Der Hof schickte, um aus seinem eignen Munde, deutlichere Aeußerungen zu vernehmen, einen von seinen Bettern, den Maximilian von Waldstein, an denselben. Als er sich aber gegen diesen noch nicht bestimmt genug

genug erklärte, reifete der kaiserliche Staatsminister, der Graf von Trautmannsdorf, selbst zu ihm. Gegen diesen ließ sich Waldstein schon so weit heraus, daß er ihm seinen Plan vorlegte, die beyden Laußizen, die Neumark, nebst den schlesischen Fürstenthümern Glogau und Sagan, als ein unabhängiger Fürst, zu besitzen. Dabey suchte er aber es dem Grafen wahrscheinlich zu machen, daß es seine Absicht wäre, Schweden von Sachsen und Brandenburg zu trennen. Er glaubte überhaupt seinen Plan recht künstlich angelegt zu haben. Es sollte, während er auf die Vernichtung des Hauses Oestreich ausging, das Ansehn gewinnen, oder wenigstens zweifelhaft bleiben, ob er die Macht desselben nicht gar habe vergrößern wollen. Aber sein Plan war schon zu viel bekannt, als daß er bis zur Ausführung hätte verborgen bleiben können. Auch mußte die List, womit er ihn zu verbergen suchte, gerade Argwohn erregen. Selbst Arnheim, der den Reichskanzler Orenstirn schon bereden wollte, dem Waldstein seine besten Regimenter anzuvertrauen, schäufte Verdacht, als Waldstein gegen ihn äusserte, daß man damit anfangen müsse,

die

die Schweden aus dem deutschen Reiche zu vertreiben; als er einen Versuch machte, die vielen sächsischen Officiere, die sich, im Vertrauen auf den Waffenstillstand, in seinem Lager eingefunden hatten, in seine Gewalt zu bringen. Nun war der Argwohn, daß sein Plan eigentlich dahin gieng, dem Kaiser das beste Kriegsvolk der Vereinigten in die Hände zu liefern, ganz natürlich. Noch höher stieg dieser Verdacht, als er den Stillstand zuerst brach. Die Vereinigten, die sein ganzes Benehmen für ein Gewebe von Betrug und von Ränken ansahen, verzweifelten, während daß seine Armee immer größer wurde, manchen Soldaten durch schlechten Unterhalt und durch Ausreissen. Wie viel hätte Waldstein bey seiner Ueberlegenheit gegen sie nicht ausrichten können! Aber wie oft sahen sich der Kaiser und seine Minister in ihren Erwartungen von seinen Unternehmungen getäuscht. Doch Waldstein wollte eben so wohl Schweden, als den Kaiser unterdrücken. Daher erneuerte er, wenn man einer Schlacht entgegen sah, plötzlich die Unterhandlungen! daher unterbrach er den Stillstand, wenn die Ver-

einigte,

einigten durch denselben sich recht sicher glaubten.

Um die Vereinigten für seine Unterhandlungen geneigter zu machen, und zugleich die Unzufriedenheit, die sein Benehmen am kaiserlichen Hofe erregte, etwas zu mildern, beschloß er endlich, seinen Feldzug mit größerm Anscheine des Ernsts zu betreiben. Einer seiner vertrautesten Generale, von Holtz, fiel nun (im Aug.) aus Böhmen in Meissen ein, behandelte das unglückliche Land mit der schrecklichsten Unbarmherzigkeit, und bemächtigte sich der Stadt Leipzig. Wegen des in Schlesien geschlossenen Stillstandes, durfte er aber seine Unternehmungen nicht weiter fortsetzen. Als Waldstein den Stillstand wieder aufgehoben hatte, verbreitete er das Gerücht, als wenn Piccolomini auf dem Wege sey, durch die Lausitz in Sachsen einzufallen. Arnheim verließ sogleich Schlesien, um dem Lande seines Kurfürsten zu Hülfe zu kommen. Als er sich sechzehn Meilen weit entfernt hatte, fiel Waldstein über die kleine Anzahl Schweden her, die unter dem Befehle des Grafen von Gallati Wiltz, 12r Th. 2. Thurn

Thurn stand. Ihre Kelterey wurde schon vorher überwältigt. Das Fußvolk, 2500 Mann stark, sah sich bey Steinau (18 Oct.) von 20000 Mann so eingeschlossen, daß dem Grafen weiter nichts übrig blieb, als sich der Barmherzigkeit des überlegenen Feindes zu überlassen. Waldstein erlaubte ihm zur Ueberlegung nicht mehr, als eine halbe Stunde. In welcher angstvollen Lage mag sich Thurn während der Zeit nicht gefühlt haben! Er, der Urheber der böhmischen Empörung, auf den der Zorn des Kaisers am stärksten lag, gieng nun dem schrecklichen Schicksale entgegen, nach Wien gebracht, und vielleicht unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet zu werden! Schon freuten sich die Jesuiten, und ihre Anhänger, auf diesen für sie so süßen Anblick, als ihnen Waldstein (wahrscheinlich mehr aus Mißgunst, als aus Menschenliebe) diese Freude vereitzelte. Thurn entwischte. Zu Wien verzogte man Waldsteinen dieß weniger, als eine verlorne Schlacht. Waldstein entschuldigte sich gegen die kaiserlichen Minister durch die Behauptung, daß es sehr unpolitisch gewesen seyn würde, den Schweden einen so schlechten

ten General zu entziehen. Waldsteins Armee drang indeffen (im Oct.) durch Schlessien, wo sie Liegnitz und Großglogau besetzte, bis Frankfurth an der Oder vor. Zwey von seinen Obersten, Illo und Götz, eroberten sogar Landsberg, wodurch sie sich den Weg nach Pommern öffneten. Waldstein selbst bemächtigte sich in der Lausitz der Städte Görlitz und Bautzen. Nichts stand dem glücklichen Fortgange seiner Unternehmungen im Wege, als er mit der Erreichung seiner Absicht, den Kurfürsten von Sachsen in Schrecken zu setzen, zufrieden, den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg schon wieder Vergleichsvorschläge that. Diese setzten jedoch in sein Benehmen ein zu lebhaftes Mißtrauen, als daß sie sich zu ernstlicher Unterhandlung mit ihm hätten entschließen können. Als er sich nun rüstete, ihnen von dem Unwillen, den er darüber empfand, recht fühlbare Beweise zu geben, riefen ihn gebietende Umstände an die Donau.

Da die Sachsen und Schweden aus Schlessien ganz entfernt waren, so befand sich dieses Erbland des Kaisers nicht mehr

in Gefahr. Nun so bedenklicher war die Lage, in welche Bayern und Oestreich durch Bernhards von Weimar glückliche Fortschritte versetzt wurde; um so dringender wurden die Befehle des Kaisers, dem Kurfürsten von Bayern Hülfe zu leisten. Er mußte sich daher entschließen; mit dem größten Theile seines Heeres gegen die Oberpfalz vorzurücken. Aber er näherte sich der bayrischen Gränze mit der möglichsten Langsamkeit; er that weiter nichts, als daß er auf die Stadt Cham, die sich in schwedischer Gewalt befand, einen schwachen Angriff machte. Kaum erfuhr er aber, daß die Sachsen von neuem in Böhmen einbrechen würden, als er diese Nachricht benutzte, um von der Donau wieder ganz unbeweglich stehen. Umsonst ermahnte ihn der Kaiser in dem ernstlichsten Tone, dem Herzoge Bernhard an der Donau sich entgegen zu stellen; er ließ vielmehr seine Truppen in dem ausgezehrten Böhmen zum zweyten Mahl die Winterquartiere beziehen.

Der

Der Kurfürst von Bayern, dessen Verlegenheit durch seine Entfernung die höchste Spannung erhielt, hörte nun nicht auf, die Ohren des Kaisers durch laute Klagen über Waldsteins treuloscs Verfahren zu ermüden, und äusserte, um diesen Klagen noch mehr Nachdruck zu geben, die Drohung, daß er sich zu einem Vergleiche mit Schweden gezwungen sehen würde. In seinen Ton stimmte der spanische Gesandte ein, der im Falle, daß Waldstein Oberbefehlshaber blieb, die Entziehung der Subsidiengelder befürchten ließ. So sehr nun Ferdinand II., der sich Waldsteins Verdienst einer schnellen Aufstellung eines Heeres noch mit dankbarem Gefühle erinnerte, denselben zu vertheidigen suchte, so konnte er doch, als man ihn von Waldsteins Plan auf Böhmen überzeugte, den dringenden Vorstellungen, die man ihm wegen desselben machte, endlich nicht länger widerstehen. Waldstein sollte also die Stelle eines Obergenerals zum zweyten Mahl verlieren. Er merkte dieß schon aus den besondern Befehlen, die man an seine Untergenerale schickte. Nun erschien aber Questensberg, um ihn zur Niederlegung seiner Kriegsgewalt

gewalt zu bereben. Waldstein empfing ihn mit der scheinbarsten Gelassenheit. „Herzlich gern; ich mag meinem Herrn nicht wider seinen Willen dienen!“ Aber heimlich glühete er von Rachsucht. Den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, mit welchen er jetzt von neuem unterhandelte, erklärte er seinen Entschluß, als öffentlicher Feind des Kaisers aufzutreten. Als sie ihm kein Vertrauen schenkten, brauchte er die von ihnen empfangnen Schreiben, in welchen sie ihn in allgemeinen Ausdrücken zur Vereinigung aufforderten, um sich in Wien gleichsam neuen Glauben zu verschaffen. Richelieu, mit welchem er jetzt von neuem unterhandelte, sicherte ihm nicht allein den Besitz von Böhmen und Mecklenburg, sondern auch eine Million Livres, zu. Dagegen machte er sich zur Stellung eines Heeres von 40: bis 50000 Mann verbindlich. Jetzt glaubte Waldstein, den zur Ausführung seines Planes schicklichen Zeitpunkt herbeygekommen.

Zur Ausführung dieses Planes war ihm aber die Freundschaft und Unterstützung der Officiere seiner Armee unentbehrlich. Unter diesen

diesen befanden sich seine beyden Schwäger, Terzky und Kinsky. Adam Terzky, General über die Cavallerie, führte über 5 Regimenter Fußvolk, und 1 Regiment Dragoner, lauter Truppen, auf die Waldstein ein vorzügliches Vertrauen setzte, den Oberbefehl. Kinsky war ein der Aeltesten wegen verfolgter böhmischer Edelmänn. An diese schloß sich Illo (eigentlich Glowsky) ein Pole an, den Waldstein durch den Verdruß den Grafentitel in Wien sich abschlagen zu sehen, auf seine Seite gezogen hatte. Diese drey Officiere übernahmen es, die übrigen für Waldsteins Absichten zu stimmen. Erstlich beredeten sie dieselben, den Herzog zu bitten, daß er die Stelle eines Oberbefehlshabers nicht niederlegen möchte. Die spanische und bayrische Parthey (sagten sie) wünschten ihn zu entfernen. Seine Entfernung würde ihnen den Verlust ihrer Officierstellen zuziehen. Nach dieser Vorbereitung hielt Waldstein (1634 Jan.) zu Pilsen eine Versammlung von Stabsofficieren. Indem nun Illo denselben Waldsteins Abdankung ankündigte, erinnerte er sie an die angenehme Lage, in der sie sich unter dessen Befehle befunden hatten,

hatten, an die reiche Beute, die ergiebigen Brandschatzungen, die guten Winterquartiere, die ihnen zu Theil geworden waren; bedauerte er es, daß der Herzog, vom Hofe verlassen, nicht im Stande sey, ihre Forderungen zu befriedigen, warf er alle Schuld auf die Jesuiten und die Minister, welche die für die Armee bestimmten Geldsummen ihrem Eigennutze widmeten. Seine Rede wurde durch ein allgemeines Geschrey der versammelten Officiere, daß man den Herzog nicht ziehen lassen dürfe, unterbrochen. Vier der vornehmsten unter denselben überbringen ihm den Wunsch und die Bitte, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Waldstein erklärte sich nicht eher günstig, als bis zum zweyten Mahl Abgeordnete bey ihm erschienen waren. Er macht sich nun gegen die Stabsofficiere verbindlich, ohne ihre Einwilligung den Oberbefehl nicht niederzulegen. Dafür mußten sie aber auch schriftlich versprechen, sich niemahls von ihm zu trennen, sondern vielmehr den letzten Blutstropfen für ihn zu vergießen. Keiner von ihnen fand es bedenklich dieses Versprechen zu unterzeichnen, weil Waldstein die Erfüllung dessel-

desselben ausdrücklich nur auf die Zeit verlangte, als er die Armee zum Dienste des Kaisers brauchen würde. Die Unterzeichnung wurde bis nach dem Gastmahle verschoben, welches der Feldmarschall Illo, dieser Sache wegen, veranstaltet hatte; Illo verschob sie bis zu dem Zeitpunkte, wo der reichlich getrunkene Wein die Besinnungskräfte seiner Gäste schon ziemlich umnebelt hatte. Die meisten schrieben ihren Namen hin, ohne die Schrift noch ein Mal zu durchlaufen. Einige derselben, die aber vorsichtiger waren, entdeckten zu ihrem großen Erstaunen, daß die obengedachte Einschränkung auf den kaiserl. Dienst ausgelassen war. Der listige Illo, hatte das Exemplar, welches vor der Tafel vorgelesen worden war, gegen ein andres vertauscht. Jetzt weigerten sich aber viele, die Unterschrift zu vollziehen. Doch Tertzky brachte es, theils durch Drohungen, theils durch die Erinnerung an die Gefahr, der man sich bey längerer Weigerung aussetzte, soweit, daß die Schrift von allen unterschrieben wurde. Aber die Namen waren, theils wegen des besinnungslosen Zustandes, in welchem sich manche befanden, theils auch absichtlich, so unleserlich

lich geschrieben, daß sie den Herzog von dem Vertrauen, welches er auf die Befehle seiner Armee setzte, auf ein Mahl zurückbrachten. Seine nachdrücklichen Vorstellungen bewirkten indessen, daß sich die Officiere zu einer zweyten Unterzeichnung erbothen.

Noch war aber Waldstein nicht ruhig, weil verschiedene von den vornehmsten Officieren, die sich abwesend befanden, nicht Theil genommen hatten. Altringer entschuldigte seine Entfernung durch den Vorwand einer Krankheit. Gallas fand sich zwar ein, aber bloß in der Absicht, um dem Kaiser von dem Benehmen Waldsteins sichere Nachrichten geben zu können. Mit ihm stimmte Piccolomini in den Gesinnungen überein. Zu ihm, einem der vornehmsten Helden in der Schlacht bey Lützen, hegte Waldstein ein ganz vorzügliches Vertrauen. Mit ihm in Einer Constellation geböhren, glaubte er es wagen zu dürfen, ihn von seinem Plane, den Untergang des Hauses Oestreich zu befördern, zu unterrichten. Seine Bestärkung verbergend, sprach Piccolomini bloß von den
mit

mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeiten, stellte er sich endlich, um durch längern Widerspruch sein Mißtrauen nicht etwa rege zu machen, als wenn er ihm Beyfall gäbe. Vergebens wurde Waldstein von Terzky gewarnt, dem schlaunen Italiener nicht zu trauen. Piccolomini schickte die wichtige Entdeckung sogleich nach Wien. Zwey Prinzen des Hauses Medici, denen er davon Nachricht gab, fertigten einen Courier dahin ab. Bey der Unterzeichnung vergaß sich jener in der Trunkenheit so sehr, daß er den Kaiser hochleben ließ. Dennoch kam Waldstein von seiner Verblendung noch nicht zurück. Er rechnete auf Piccolomini's Treue so sehr, daß er ihm den Auftrag gab, die Generale Altringer und Gallas zur Besetzung der Pässe aus Italien zu beordern, damit von da her keine kaiserliche Truppen herbeyschicken möchten. Die Sterne (er traute ihnen zu viel) hatten über sein Schicksal entschieden.

Waldsteins Bewegungen und Unternehmungen waren nunmehr für den kaiserlichen Hof so bedenklich geworden, daß er seine
Ents

Entfernung von der Armee auf alle Weise zu befördern suchen mußte. Die Generale, auf die man sich verlassen konnte, erhielten daher den Befehl, sich der Personen des Generals, und seiner beyden Schwäger, zu bemächtigen, und, in dem Falle, daß sie sich wehren würden, selbst die äußerste Gewalt zu brauchen. Allen übrigen Verschwornen sollte Verzeihung angedeihen. Gallas erhielt durch ein offnes Patent die Vollmacht, den Willen des Kaisers den Officieren bekannt zu machen, und sie zur Treue gegen denselben zu ermahnen. Eine solche Bekanntmachung setzte den General Gallas, der sich zu Pilsen, in der Nähe Waldsteins, befand, in die größte Gefahr. Was konnte ihn, wenn Waldstein seinen heimlichen Auftrag erfuhr, vor der verzweiflungsvollsten Rache desselben schützen? Wie konnte er es wagen, sich an der Person eines in so großem Ansehen stehenden Mannes zu vergreifen? Gallas führte das Kühn der Unternehmung so innig, daß er sich vorher mit dem Generale Altringer zu besprechen wünschte. Schlaue erbot er sich gegen den Herzog, zu ihm nach Schlesien zu reisen, um ihn, als seinen Verwand-

ten,

ten, mitzubringen. Waldstein billigte seinen Vorschlag so sehr, daß er ihm zu dieser Reise seinen Wagen gab. Gallas benutzte nun die Entfernung von dem mächtigen Friedland, um den Auftrag des Kaisers an die Officiere zu besorgen. Ihre Erklärung fiel günstiger aus, als er erwartet hatte. Man versicherte sich einiger Städte in Böhmen, und traf alle Anstalten, die Waldsteins Plan vereiteln konnten. Altringer gieng nicht nach Pilsen, sondern nach Wien, um für die Vertheidigung des Kaisers Sorge zu tragen. Gallas selbst begab sich nach Oestreich, um dem sich nähernden Herzog Bernhard sich entgegen zu stellen. Sein Aussehenblieben diente dem Piccolomini zum Verwande, sich gleichfalls zu entfernen. Waldstein ließ sich von demselben abermahls überlisten. Er erlaubte ihm, den Gallas herbeyzuholen. Sein eigener Wagen brachte ihn nach Linz. Aber eben dieser Piccolomini half die Anstalten zu Waldsteins Untergang vollenden. Während daß eine Truppen-Abtheilung nach Prag eilte, um die Bürger dieser Hauptstadt dem Kaiser von neuem schwören zu lassen, während daß sich Gallas allen Armeen des Kai-

sais

Kaisers als ihr einseitiger Oberbefehlshaber ankündigte, rückte Piccolomini an der Spitze eines Heeres nach Pilsen, um sich Waldsteins durch einen Ueberfall zu bemächtigen.

Jetzt sah Waldstein seine Täuschung endlich ein. Dennoch rechnete er auf die Sterne, und die Treue seiner Armee noch mit solcher Zuverlässigkeit, daß er sich einbildete, sie würde seine Verordnung, künftig nur von ihm, imgleichen von Terzky und Illo, Befehle anzunehmen, ganz gewiß befolgen. Von diesem Vertrauen beseelt, war er im Begriff, sich nach Prag zu begeben, um seinen Plan gegen den Kaiser nur einmahl zur Ausführung zu bringen. Herzog Bernhard sollte ihn von der Donau her unterstützen. Wie erstaunte er aber nicht, als er von Terzky, den er vorausgeschickt hatte, von der Besetzung Prags, und den übrigen Anstalten der Freunde des Kaisers, Nachricht erhielt! Von jedermann verlassen und verrathen, ließ er dennoch den Muth nicht sinken, gab er dennoch seine Entwürfe nicht auf. Auch bedachten sich Orenstirn und Arnheim nun nicht länger, ihm Beystand zu leisten.

leisteten. Vier tausend Sachsen, und sechs tausend Schweden, setzten sich für ihn schon in Bewegung. Um dem Herzog Bernhard in der Oberpfalz näher zu kommen, begab sich Waldstein mit dem wenigen Kriegsvolk, das ihm treu geblieben war, nach Eger. Auch rechnete er noch auf eine Armee, die der Graf Schafgotsch in Schlesien für ihn bereit hielt. Ja, in der schmeichelhaften Hoffnung, daß viele von den Officieren, die sich für den Kaiser erklärt hatten, wieder zu ihm übergehen würden, beschäftigte er sich noch mit dem Gedanken, den Kaiser vom Throne zu stürzen. Einer von seinen Officieren gab ihm den Rath, mit den 40000 Ducaten, die sich in seiner Cassa befanden, sich nach Wien zu begeben, und, von denselben unterstützt, den Ministern des Kaisers es wahr, scheinlich zu machen, daß alle Schritte, die er bisher gethan habe, die Absicht gehabt hätten, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen. Allein Waldstein traute nicht.

Doch seine Rolle war nun ausgespielt. Der Ausspruch des Kaisers, der ihn für vogels

vogelfrey erklärte, diente einigen von seinen Officieren zur Aufmunterung, sein Lebensende auf eine gewaltsame Weise zu beschleunigen. Unter diesen war Buttler, ein Freyländer, der seine Gunst ganz vorzüglich genossen hatte, der thätigste. Er vereinigte sich, um seine Absicht zu befördern, mit zwey schottländischen Officieren, dem Obersten Leslie, dem Commandanten der Stadt, und dem Oberstlieutenant Gordon. Mit ihnen faßt er den Entschluß, sich der Person des Herzogs zu bemächtigen. Diesen Entschluß faßten sie zu einer Zeit, wo Waldstein auf die Officiere der Besatzung von Eger das größte Vertrauen setzte. Jetzt brachte man ihm aber die bey den kaiserlichen Armeen bekannt gemachten Patente, die ihn als einen Empörer, als einen Verräther, darstellten, und jetzt fühlte er die gefährliche Lage, in der er sich befand, in ihrer ganzen Größe. Im Ausbruche des darüber empfindenden Unmuths entdeckte er dem Buttler das Geheimniß, daß des Herzogs Bernhard Ankunft zu Eger sehr nahe sey, und daß sein Plan dahin gehe, Eger und Elbogen dem Pfalzgrafen von Virkenfeld, der die zu seinem

Weys

Beystande bestimmten 6000 Schweden anführte, als die Eingänge in das Königreich Böhmen, einzuräumen. Jetzt blieb den Verschwornen nur wenig Zeit mehr übrig, und sie beschloßen daher die Ermordung des noch immer furchtbaren Generals. Diese wollten sie auf dem Schlosse zu Eger, bey einem Gastmahle des Oberstlieutenants Gordon, ausführen. Doch der Gegenstand desselben, Waldstein, erschien nicht, weil sich seine damalige Laune für eine fröhliche Gesellschaft sehr wenig paßte. Aber seine Freunde, die drey Obersten Jillo, Terzky und Wilhelm Kinsky, imgleichen der Rittmeister Neumann, Terzky's Gehülfe in verwickelten Geschäften, fanden sich ein. Um die Ermordung derselben mit Sicherheit vollziehen zu können, waren Mittel der Vorsicht angewendet worden. Das Schloß besetzte man mit lauter Soldaten, auf die man sich verlassen konnte. In dem Zimmer neben dem Speisesaal warteten 30 Dragoner von Butters Regimente. Diejenigen, über welche die Todesgefahr schwebte, überließen sich, ohne sie zu ahnen, den Freuden des Bechers so leidenschaftlich, daß sie nicht nur auf

Galletti Welstg. 121 Th. R Wald-

Waldsteins Gesundheit wetteifernd tranken, sondern auch zu sehr unbesonnenen Reden übergiengen. „In Zeit von drey Tagen“ (sagte Illo) „wird eine Armee hier stehen, die Waldstein noch nie so groß unter seinem Befehle gehabt hat,“ „und dann“ (fiel Neumann ein) „wollen wir unsere Hände in dem Blute der Oestreicher waschen.“ — Indessen nahte sich mit dem Desert das Ende der Tafel. Aus dem Zimmer neben dem Saale traten die Dragoner, die Gesundheit: vivat Ferdinandus! ausrufend, heraus. Die vier Freunde Waldsteins, die nun ihr Schicksal ahndeten, sprangen bestürzt von ihren Stühlen auf. Rinsky und Terzky wurden erstochen, ehe sie sich wehren konnten; aber Illo vertheidigte sich, an ein Fenster gestellt und den Gordon unter bitteren Schwähungen zum Zweykampfe herausfordernd, so brav, daß er erst zwey niederstreckte, ehe er, von der Menge überwältigt, selbst niedersank. Neumann, der entwischt war, wurde von den Wachen in dem Hofe getödtet. Leslie eilte nun in die Stadt, um dem Vermeiden die auf dem Schlosse vorgefallne Mordscene hätte erregen können, vorzubeugen. Weil

Weil er sehr geschwinde zum Schlofthore hinauslief, hielten ihn die an demselben stehenden Wachen für einen von Waldsteins Anhängern. Sie feuerten daher auf ihn. Dadurch wurden die Wachen in der Stadt in Bewegung gebracht. Leslie sah sich also genöthigt, ihnen die ergriffnen Maßregeln zu erklären, und sogleich die eidlche Versicherung abzunehmen, daß sie der Vertheidigung des Kaisers ihr Leben aufopfern wollten. Zahlreiche Dragonerpatrouillen, welche die Straßen durchritten, verhinderten Waldsteins Anhänger, wegen der Rettung desselben einen Versuch zu machen. Auch waren nicht allein die Stadthore, sondern auch alle Zugänge zum waldsteinschen Pallaste, besetzt.

In diesem näherte sich nun Waldstein dem letzten Austritte seines Lebens. Nach einer langen Verathschlagung, wo man mit mancher Bedenklichkeit, und selbst mit Zaghastigkeit, gekämpft hatte, erhielt endlich der Dragoner Hauptmann Deveroux, ein Irländer, den Befehl, den übernommenen Mord auszuführen. Indessen stand Waldstein,

stein, der in Gesellschaft seines Freundes Seni sein Schicksal in den Sternen zu lesen gesucht hatte, der Warnungen Seni's ungesachtet, in dem süßen Wahne, daß er keine Gefahr zu befürchten habe. Seni hatte sich entfernt, und Waldstein war zu Bette gegangen, als Deveroux, von 6 Hellbardierern begleitet, durch die Wache seines Pallastes ungehindert hindurch gieng, weil seine Erscheinung zu einer so ungewöhnlichen Zeit ihr nichts außerordentliches war. Ein Page, der auf der Treppe Lärm machen wollte, fiel von einer Pique durchbohrt. Ein Kammerdiener, der so eben den Schlüssel an dem Schlafgemache seines Herrn abgezogen hatte, gab den Mördern, die Finger auf den Mund legend, das Zeichen, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. Doch Deveroux sprengte, indem er ihm „Freund, jetzt ist es Zeit zu lermen,“ zurufte, die Thüre auf.

Eben war Waldstein, durch einen Fittenschuß geweckt, an das Fenster getreten, um der Wache zuzurufen; eben hörte er das Heulen und Wehklagen, welches, im anstos-

fenden

fenden Hause, die Gräfinnen von Terzky und von Kinsky und ihre Kinder, bey der Nachricht von der Ermordung ihrer Gatten, erhoben. Ehe er noch Zeit hatte, über die Ursachen dieses Verme's nachzudenken, sah er den Deveroux mit seinen 6 Hellbardierern hereintreten. Noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, und an einen Tisch neben dem Fenster angelehnt, wurde er vom Deveroux mit den Worten angeredet: „bist du der Schelm, der des Kaisers Volk zu dem Feinde überführen, und seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt Du sterben!“ — Ohne ein Wort zu sprechen, both nun Waldstein, der sein Leben hindurch so viel Troß gezeigt hatte, der Pique, mit der Deveroux auf ihn zureimte, seine bloße Brust dar, und sank durchbohrt nieder. Ferdinand II erinnerte sich, bey der Nachricht von dem Tode desselben, der großen Dienste, die er ihm geleistet hatte, so innig, daß ihm diese Erinnerung Thränen auspreßte. Auch ließ er für ihn, und seine ermordeten Freunde, 3000 Seelenmessen lesen. Die Mörder wurden mit Rittergüthern und Aemtern

tern, mit Gnadenketten und Kammerherrenschüffeln, belohnt. Der Herzog von Lauenburg, der an dem Tage der Ermordung seine nahe Ankunft melden ließ, wurde durch einen Bedienten in friedländischer Livree glücklich nach Eger gelockt, und in Verhaft genommen. Der Herzog Bernhard, der sich schon auf dem Wege nach Eger befand, hatte kaum Zeit, wieder umzukehren. Waldsteins Tod hatte einen für die Feinde des Kaisers sehr wichtigen Plan vereitelt. So sehr aber Waldsteins Benehmen Verdacht erregt hatte, so wenig ist es doch die Behauptung, daß er sich einer eigentlichen Verräthercy schuldig gemacht habe, streng oder durch Urkunden bewiesen, so sehr möchte manches, dessen man ihn beschuldigte, blos in den feindseligen Gefinnungen derer, die seine Größe beneideten, und in den Mäßen der Jesuiten, gegründet seyn. Unstreitig hatte trotziger Uebermuth an seinem Falle den meisten Antheil; unstreitig ist er aber auch einer der größten Männer, die auf dem Schauplatze der damaligen Weltgeschichte erscheinen!

An

An Waldsteins Stelle trat nun Ferdinands II Sohn, der König Ferdinand von Ungern; der eigentliche Obergeneral aber war der Graf von Gallas. Die kaiserliche Armee erhielt damahls einen sehr beträchtlichen Zuwachs. Der Herzog von Lothringen verstärkte sie durch ein Corps von Hülfsstrupen, das er selbst anführte, und der Cardinal Infant rückte mit 10000 Mann aus Italien herbey. Um die Schweden von der Donau zu entfernen, unternahm die kaiserliche Armee sogleich die Belagerung der Stadt Regensburg, und sie betrieb dieselbe mit solchem Ernst, daß ihr Herzog Bernhard und der General Horn (im Jul.) nicht zu Hülfe kommen konnten. Bald darauf mußte auch Donauwerth den Kaiserlichen die Thore öffnen, und nun kam die Reihe, beslagert zu werden, an Nördlingen.

Die Reichstädte hatten den Schweden große Unterstützung angedeihen lassen. Es war daher eben so sehr ihrer Ehre, als ihrem Interesse, nachtheilig, sie in die Gewalt des Kaisers kommen zu lassen. Die schwedischen Generale Herzog Bernhard und Horn,

Horn, beschloßen ihnen Hülfe zu leisten. Aber ihre Vereinigung erfolgte zu spät. Nur Nördlingen konnte noch gerettet werden; diese Unternehmung war jedoch wegen ihres Erfolges sehr bedenklich. Die Kaiserlichen zählten 13000 zu Pferde und 20000 zu Fuß; die Schweden hatten nicht mehr als 9300 zu Pferde und 16000 zu Fuß. Der Muth der Kaiserlichen wurde durch die Gegenwart ihres Kaisersohnes gar sehr erhöht. Der behutsamere Horn that daher den Vorschlag, eine Stellung zu wählen, wo man der belagerten Stadt Schutz verleihen, und den Kaiserlichen die Zufuhre abschneiden, wo man den Anmarsch des Rheingrafen, der sich im Elsaß zu lange aufhielt, abwarten könnte. Doch die Schweden hatten schon mehr als ein Mal eine größte Zahl von Feinden besiegt. Warum sollten sie in ihre Tapferkeit, in ihr Kriegsglück jezt ein geringeres Vertrauen setzen? So dachte der raschere Bernhard, und so dachten die meisten Befehlshaber, die sich an ihn anschlossen. Aber zum Unglück waren die Obergenerale auch in Ansehung des Angriffsplanes (27. Aug.) nicht recht

recht einig, und es fand daher manches Mißverständniß statt.

Die Schweden mußten, wenn ihr Angriff gelingen sollte, eine Anhöhe besetzen, von welcher man das kaiserliche Lager beschießen konnte. Aber Hohlwege und Gehölze erschwerten die Fortschaffung des Geschützes so sehr, daß die Nacht, wo die Besetzung erfolgen sollte, noch vorher dem Tage Platz machte, daß die Kaiserlichen Zeit gewannen, den Schweden zuvorzukommen. Diese wollten sie nun wieder heruntertreiben. Auch gelang es ihnen, die mondförmigen Verschanzungen derselben zu ersteigen. Als sie jedoch zugleich von zwey Seiten eindringen, gerathen sie durch Mißverständniß in eine merckliche Verwirrung, die durch das Aufstiegen eines Pulzverfassens in die größte Unordnung übergeht. Diese Unordnung benutzte die starke kaiserliche Reiterey, die Niederlage der zerrissenen schwedischen Glieder zu vollenden. Horn, der die Flüchtigen nicht aufhalten kann, rückt zur Eroberung des wichtigen Postens mit frischen Regimentern an. Dieser wird jedoch von den Spaniern, die ihn indessen besetzt

besezt haben, so standhaft vereitelt, daß alle Versuche der Schweden fruchtlos ausfallen, und das Feuer der auf der Anhöhe aufgeschlossenen kaiserlichen Kanonen richtet nun unter dem linken von Horn angeführten Flügel eine solche Zerstörung an, daß Horn den Rückzug antreten muß. Herzog Bernhard kann seinen Rückzug nicht decken. Von der überlegenen Menge der Feinde wird seine Reiterey so in die Flucht getrieben, daß sie die Verwirrung der holländischen Cavallerie noch vermehren hilft. Fast das ganze Fußvolk wird nun niedergehauen oder gefangen. Die Zahl der schwedischen Todten belief sich auf 6000; derer, die gefangen wurden, waren fast eben so viel. Die ganze Artillerie der Schweden, 80 Kanonen, und ihr ganzes Gepäck, auf 4000 Wagen geladen, wurde eine Beute der Sieger. Horn, und drey andre Generale, befanden sich unter den Gefangnen.

Bernhard, der von seinen Häßlichkeiten weiter nichts, als das am Leibe tragende Kleid rettete, konnte erst zu Frankfurth am Mayn einen kleinen Theil der geschlagenen Armee

Armee sammeln. Die Regimenter, die sich hier wieder unter ihren Fahnen vereinigten, und es mehr dem Nahmen, als der Wirklichkeit nach, waren, verlangten nun mit Ungestüm ihren rückständigen Sold. Aber die Kriegscasse war leer, und niemand wollte den Oberbefehlshabern einer aufgelöseten, in einem armseligen Zustande sich befindenden Armee, Geld vorschießen. Orenstirn, der nicht zu helfen wußte, gab den Truppen, die bey Frankfurth dem mächtigen Andränge der Kaiserlichen nicht lange Widerstand thun konnten, den Befehl, ihre Zuflucht jenseits des Rheins zu suchen, bis sie, von Frankreich unterstützt, sich diesseits wieder thätig zeigen könnten. Sie verrichteten diesen Uebergang bey Maynz. Schwaben, wo keine Schweden sich mehr befanden, gerieth nun ganz in die Gewalt der Kaiserlichen, und diese breiteten sich auch in Franken aus. Die Schweden räumten Elsaß den Franzosen ein, damit es die Kaiserlichen nicht auch besetzen möchten. Orenstirn, dessen Schlaf sonst weder Sorgen noch Geschäfte störten, hatte nach der Schlacht bey Mördingen die zweyte schlaflose Nacht. Aber dennoch hob sich

sich sein Muth bald wieder einpor. Die Cavallerie hatte nur wenig gelitten; auch waren noch ansehnliche Haufen von Fußvölk vorhanden. Wenn auch die deutschen Fürsten, welche die Schweden jetzt nicht mehr als die Ketter der Deutschen, sondern als die Urheber ihres Unglücks, ansahen, in der fernern Unterstützung derselben sich sehr unbereitwillig zeigten, so rechnete Orenstirn jetzt um so mehr auf den nachdrücklichen Beystand Frankreichs. Seine tiefe Einsicht in die Politik ließ ihn mit Gewißheit voraussehen, daß Frankreich die schwedische Parthey in Deutschland nicht würde unterdrücken lassen. Dennoch nahm er zur Hülfe desselben nicht eher seine Zuflucht, als bis England, Holland, Venedig, seine Wünsche nach Unterstützung unerfüllt ließen.

Orenstirn schickte erst den berühmten Hugo Grotius nach Paris, um die Unterhandlungen einzuleiten. Sodenn reiste er selbst hin. Zu Compiègne hielt er (im April) mit Ludwig XIII und Richelieu eine Zusammenkunft. Orenstirn mußte die französische Hülfe durch große Opfer erkaufen. Außer
der

der Reichsfestung Philippsburg, und verschiedenen andern Orten, die man den Franzosen schon eingeräumt hatte, mußte man auch das Elsaß, die Festung Breysach (die erst erobert werden sollte) und alle Orte am Oberrhein, die den Weg in das innere Deutschland öffneten, ihrem Schutze überlassen. Schon damals arbeitete Frankreich an der Erreichung der Absicht, der Rhein zur Gränze zu machen. Wegen der Vortheile, die man ihm damals zugestand übernahm es die Verbindlichkeit, die Spanier in den Niederlanden so zu beschäftigen, daß sie dem Kaiser in Deutschland keinen Beystand leisten könnten, und wenn es zwischen ihm und diesem selbst zum Kriege kommen sollte, zu der schwedischen Armee in Deutschland ein Corps von 12000 Mann stoßen zu lassen. Auf eine Veranlassung zum Kriege mit den Spaniern durften die Franzosen nicht lange warten. Der Kurfürst von Trier hatte sich in ihren Schutz gegeben, und eine Besatzung von ihnen angenommen. Diese wurde nun von den Spaniern aus den benachbarten Niederlanden überfallen und niedergehauen, und der Kurfürst mußte sich als
ein

ein Gefangener nach den Niederlanden schleppen lassen. Vergebens drang Frankreich auf die Auslieferung desselben, und auf Genugthuung. Es kündigte also dem Könige von Spanien den Krieg an, und ob es gleich mit dem Kaiser selbst noch nicht zum Bruche gekommen war, so kam doch schon eine französische Armee über den Rhein herüber, um sich an den Herzog Bernhard anzuschließen. Dieser hatte, nachdem jenseits des Rheins alles aufgezehrt war, und seine Truppen, ungeachtet sie Orenstein selbst besuchte, durch ihre schlechte Mannszucht, sich äußerst verhaßt gemacht hatten, sich nach der Wetterau, und von da nach der Bergstraße, gezogen. Banner, der den Sommer hindurch mit einer ansehnlichen Armee in Böhmen gestanden hatte, und, nach der nördlinger Schlacht, bis nach Thüringen vorgerückt war, durfte sich nicht weiter von der Ostsee entfernen.

In dieser Lage befanden sich die Schweden, als der Friede zu Prag ihnen fast alle Unterstützung der deutschen Reichsfürsten raubte. Gleich nach der nördlinger Schlacht zeigte sich ihr Kallsinn für das schwedische
Inter-

Interesse sehr merklich. Die niedersächsischen Fürsten wollten, der Geldbeyträge schon lange überdrüssig, nichts mehr geben. Der Herzog Georg von Lüneburg, sonst ein eifriger Bundesgenosse der Schweden, beschäftigte sich, anstatt dem Herzog Bernhard zu Hülfe zu ziehen, mit der Belagerung der Stadt Minden, die ihm eine ansehnliche Erwerbung versprach. Der Kurfürst von Sachsen, der sich zur Verbindung mit Schweden nur durch den Drang der Umstände bewogen gefunden hatte, und der es vollends ganz unerträglich fand, unter der Direction eines schwedischen Ministers zu stehen, der hatte die Nachricht von dem für die Schweden so unglücklichen Ausgange der nördlinger Schlacht kaum empfangen, als er die angefangne Belagerung von Prag aufhob, und sein Kriegsvolk aus Böhmen abmarschieren ließ. Seine hierdurch deutlich sich ankündigenden Gesinnungen benutzte die spanische Parthey zu Wien, die abgebrochnen Vergleichsunterhandlungen zu erneuern. Der Herzog von Lausenburg machte den Unterhändler. Erst wurden zu Leutmeritz in Böhmen, und hernach zu Pirna in Sachsen (1634 Nov.) gewisse
Punkte

Punkte verabredet; auch wurden sie, aller Gegenbemühungen Frankreichs und Schwedens (1635 am 20. May) zu Prag unterzeichnet. Dem Kurfürsten von Sachsen schmeichelte hauptsächlich das Versprechen, daß sein zweyter Sohn, der Herzog August, das schöne Erzstift Magdeburg bekommen sollte. Den brandenburgischen Administrator wollte man durch eine jährliche Summe von 12000 Thalern, welche die Stiftsunterthanen als eine Abgabe entrichten sollten, abfinden. Dem Kurfürsten von Brandenburg sicherte man die Anwartschaft auf Pommern zu, dessen Herzogsstamm seinem Aussterben nahe war. Des pfälzischen Friedrichs V Kinder sollten aus Gnaden einen fürstlichen Unterhalt bekommen, und die Herzoge von Mecklenburg in ihr Land wieder eingesetzt werden. Der schwierigste Punkt des Vergleichs war der künftige Besitz der Stifter. Man wurde endlich einig, daß die augsbургischen Confessions-Verwandten die vor dem passautischen Verträge eingezogenen Stifter und geistlichen Güther auf immer, die übrigen aber, dem Besitzstande des Jahres 1627 gemäß, noch auf vierzig Jahre behalten sollten.

Nun

Nun wurde auch noch ausgemacht, daß alle Reichsstände, die diesem Frieden beyträten, ihr Kriegsvolk mit dem kaiserlichen, zur Bildung einer Reichsarmee, vereinigen sollten, um alle ausländischen Truppen (also besonders, auch die schwedischen) vom deutschen Boden zu entfernen. Der Kurfürst von Sachsen, für den der Friede zu Prag ziemlich vortheilhaft war, bekam damals, durch einen besondern Vergleich mit dem Kaiser, die Lausitz, die er bisher als ein Unterpfand besessen hatte.

Hierauf wurden sämtliche Reichsstände zur Theilnahme an diesem Frieden feyerlich eingeladen. Außer Sachsen und Brandenburg, traten ihm die niedersächsischen Stände, ingleichen Anhalt, und die meisten kleinern Reichsstädte, bey. Auch der Landgraf Wilhelm V von Hessen wankte in seiner Ergebenheit für die schwedische Parthey, und knüpfte mit den kaiserlichen Ministern Unterhandlungen an. Die Herzoge von Wirtemberg und die Markgrafen von Baden, deren Land sich in der Gewalt der Kaiserlichen befand, durften an den wohlthätigen

Gallotti Weltg. 12r Th.

⊙

Wir

Wirkungen des prager Friedens keinen Theil nehmen, weil man ihnen erst die Wiederherstellung der vorigen Kirchenverfassung abtrogen wollte. Die Kaiserlichen konnten das mahls strenge Geseze vorschreiben, weil in Oberdeutschland sich niemand befand, der ihrer Allgewalt sich entgegenstemmte. Philipsburg, wo die Franzosen ein großes Magazin hatten, wurde (im Jan.) von den Kaiserlichen, denen der zugefrorene Graben den Weg bahnte, glücklich überrumpelt. Die Stadt Speyer verschaffte ihnen die Nachlässigkeit der Besatzung. Augsburg mußte, um nicht zu verhungern, die Thore öffnen. Die Schlösser zu Wirzburg, Koburg, und noch andre in Franken, kamen gleichfalls in kaiserliche Hände. Ja sogar aus dem größten Theile Obersachsens wurden die Schweden verdrängt. Ihre Lage war, während des ganzen Krieges, noch nicht gefährlicher gewesen.

Fünfter Abschnitt.

Die Schweden werden von allen ihren deutschen Bundesgenossen verlassen; aber Orenstirns weiser Rath hilft auch jetzt. Banner siegt bey Wittstock. Herzog Bernhard erobert das Breisgau. Banner dringt in die kaiserlichen Erblande ein. Sein Nachfolger Dorstensen siegt bey Leipzig. Nach einem schnellen Zuge gegen Dänemark, dringt er bis Wien vor. Wrangel und Turanne brechen in Bayern ein. Königs- mark bemächtigt sich der Kleinside von Prag.

Um so höher stieg nun der Troß des Kurfürsten von Sachsen, der die von den Schweden ihm geleisteten Dienste ganz wieder vergessen zu haben schien. Er muthete ihnen nichts geringeres zu, als von dem deutschen

Voden sich ganz zu entfernen. Für die Räumung des Erzstiftes Magdeburg wollte er ihnen dritthalb Millionen meißnische Gulden auszahlen lassen. Orenstirn, der den Kurfürsten wenigstens bey der Neutralität zu erhalten wünschte, schlich sich durch manchen Umweg selbst nach Sachsen. Er verlangte, wenn die Schweden aus Deutschland abziehen sollten, etne hinlängliche Geldentschädigung, und zum Unterpfande derselben Pommern. Man wollte ihm aber kaum zwey Millionen verwilligen, die in Zeit von 6 Jahren bezahlt werden sollten, und dafür verlangte man die augenblickliche Räumung von Deutschland. Solche eben so schimpfliche als nachtheilige Bedingungen konnte Orenstirn unmöglich eingehen. Dennoch brauchte er seine ganze Klugheit, um Schwedens Sache in ihrer damahligen trautigen Lage aufrecht zu erhalten. Auf keinen deutschen Fürsten durfte er sich jetzt verlassen. Der Landgraf von Hessen war schon in seinem Lande viel zu sehr beschäftigt, als daß er ausser demselben den Schweden einigen Beystand hätte leisten können. Viele von den schwedischen Officieren verließen ihre Fahnen, weil sie von ihnen

ren Landesherrn abgerufen waren, und mancher von ihnen räumte dem Feinde die Dörfer, über deren Besatzung er den Befehl geführt hatte. Die übrigen rechneten noch auf den Ausgang vortheilhafter Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen, und eben diese Aussichten benahmen ihnen alle Lust zu kriegerischen Unternehmungen. Eben diesen aber stellte der schlaue Orenstirn vor, daß nur ein fortgesetztes Zusammenhalten ihnen die Bedingungen, die sie sich wünschten, verschaffen könnte. Dabey war seine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf gerichtet, der Armee seines Reichs den Rücken zu sichern, und den Weg nach der Ostsee offen zu behalten. Daher ließ er Bismar stärker besetzen, und mit mehr Mannschaft besetzen; daher durften Schwerin, Rostock und andre Dörfer an oder um die Ostsee keine lüneburgsche, sondern schwedische Besatzung, erhalten.

Um Schwedens Verlegenheit zu vermehren, wurde es auch von Polen mit Krieg bedrohet, weil der von Gustav Adolf geschlossene Waffenstillstand zu Ende gegangen war.

Aus dieser Verlegenheit riß es aber Frankreich heraus. Sein Gesandter, der Graf d'Avaux, vermittelte einen neuen Waffenstillstand auf 26 Jahre. Freylich mußte ihm Schweden fast das ganze von Gustav Adolf so theuer erkämpfte polnische Preussen aufopfern. Aber in Deutschland war noch mehr zu verlieren. In Deutschland befand sich die schwedische Armee in der Gefahr der Vernichtung. Von jedermann verlassen, wurde sie nicht allein von der großen Macht des Kaisers, sondern auch von der Armee des Kurfürsten von Sachsen, die aus 12000 Reitern und 15000 Infanteristen bestand, bedroht.

Der Kurfürst von Sachsen hatte sich im prager Frieden verbindlich gemacht, die Schweden vom deutschen Boden vertreiben zu helfen. Auch wünschte er das Erzstift Magdeburg von ihnen geräumt zu sehen. Da sie sich hierzu nun nicht gutwillig verstehen wollten, so erklärte er sich, ohne ferneres Bedenken (im Oct.) für ihren Feind. Orenstirn befahl nun allen Truppen aus Westphalen, imgleichen aus Preussen und
Polen,

Polen, herbeizukommen, um sie dem Heere des Kurfürsten entgegenzustellen. Ihr Oberbefehlshaber war der General Banner. Die Sachsen hatten den Generalleutenant von Vaudis, Arnheims Nachfolger, zum Oberanführer. Aber Vaudis war kein Banner, und die Sachsen waren keine Schweden. Vaudis zog sich mit seinem rechten Flügel an der Elbe hinunter, um die Schweden von der Ostsee zu trennen. Banner, obgleich durch die schwankende Treue seiner Leute in Verlegenheit, kam ihnen aber doch zuvor. Vaudis wollte sich (22. Oct.) der Stadt Dömitz an der Elbe bemächtigen. Aber die 7000 Mann, die er ohne Fahnen und Kanonen dahin marschieren ließ, wurden von dem schwedischen Generale Rudwen theils niedergehauen, theils gefangen. Dieses glückliche Treffen diente dazu, den Muth und das Selbstvertrauen der Schweden wieder zu erhöhen. Als sie nun aus Pommern Verstärkung erhielten, die ihnen die Generale Torstenson und Lilien zuführten; als der Kurfürst von Sachsen von seiner geschwächten Armee noch eine Abtheilung wegschickte, da konnte Banner
wieder

wieder nach der Mark Brandenburg vorrücken; da fiel ihm der Gedanke ein, selbst die kurfürstliche Residenzstadt Berlin zu besetzen. Der erschrockene Kurfürst ergriff die Flucht; aber seine entschlossene Gemahlin blieb zurück, um von dem schwedischen Feldherren die Schonung der Hauptstadt erbitten zu können. Doch der Kurfürst von Sachsen, der bey Spandau über die Havel gieng, nahm hinter Berlin, bey Bernau, eine so vortheilhafte Stellung, daß Vanner, in dem eingeschränkten Bezirke von Mangel gedrückt, wieder abziehen mußte. Er erwartete mit Sehnsucht die Truppenabtheilung, die sich bisher in Westphalen befunden hatte. Aber der Oberbefehlshaber derselben, der General Sperreuter, gieng zu den Kaiserlichen über, und seine Regimenter irrten nun ohne Oberhaupt umher. Eins derselben zerriß, zum Beweise seiner Neigung, auseinander zu gehen, schon seine Fahnen. Zum Glück befand sich Martin Chomnitz, einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber dieses Krieges, der als schwedischer Minister mit dem französischen Gesandten an der Weser in Unterhandlungen begriffen war, in der Nähe.

Dieser

Dieser beredete die Obersten, sich nicht zu trennen, sondern vielmehr einen neuen General zu erwarten. Aber die meisten Officiere giengen dennoch in kaiserliche Dienste. Die gemeinen Soldaten schlossen sich hingegen wieder an die Schweden an. Für diese war es auch sehr wichtig, daß der alte Herzog von Lüneburg den Entschluß faßte, der Verbindung mit ihnen treu zu bleiben. Ihre Kriegsmacht wuchs dadurch um 13000 Mann. Dem Geldmangel halfen 60000 Thaler rückständige Subsidienelder, die Frankreich dem Orenstirn auszahlen ließ, doch einigermaßen ab. Die Befreyung von den Quartieren, die er sich abkaufen ließ, führte der Kriegskasse auch manche nicht unbeträchtliche Summe zu. Manche andre wurde aufgenommen. Dadurch sah sich der weise Minister in den Stand gesetzt, der schwedischen Kriegsmacht wieder eine furchtbare Verfassung zu geben. Aber er hatte auch drey Armeen nöthig, um sie dem Kurfürsten von Sachsen, dem General Gallas, der, aus Lothringen kommend, in Westphalen eingedrungen war, und den großen kaiserlichen Verbunden in Schlesien, entgegenzustellen. Wrangel bildete

aus

aus den Truppen, die bisher in Preussen gedient hatten, und aus neuem Kriegsvolke, ein besondres Corps, mit welchem er seine Stellung an der Ober nahm. Da die meisten deutschen Fürsten, wegen ihrer Theilnahme an dem prager Frieden, gleichsam für Feinde der Schweden angesehen werden konnten, so hatten diese auch keine Ursache, mit ihnen schonend zu verfahren, und die Schweden benutzten die Gelegenheit, wo sie ihnen ihren Unwillen recht fühlbar machen konnten, mehr als zu fleißig.

Ihr Unwille traf aber hauptsächlich den Kurfürsten von Sachsen, in dessen Land (1636 Jan.) der Obergeneral Banner einzubrach. Nachdem er bey Werben über die Elbe gegangen war, rückte er gegen Halle vor, welches bis auf die Moritzburg, von der ansehnlichen sächsischen Besatzung nicht lange vertheidigt wurde. Der Moritzburg zog Johann Georg mit überlegener Macht zu Hülfe. Banner wendete sich hierauf, über die Saale, in die Gegend von Merseburg und Naumburg. Die unglücklichen Bewohner derselben mußten die unheimlichsten

zigsten Behandlungen (und auch dieses gelang ihnen nicht immer) durch fast unerschwingliche Brandschatungen und Contributionen abkaufen. Nur allein von Naumburg, wo eben Messe war, schleppten die Schweden 2100 Pferde, und eine große Menge von Waaren, mit fort. Vergebens bemühte sich der Kurfürst von Sachsen, seinem Lande zu Hülfe zu kommen. Als aber bey Eisleben in der Grafschaft Mansfeld der kaiserliche General, Graf von Hatzfeld, sich mit dem Kurfürsten vereinigte, zog sich Banner, der überlegenen Macht der Feinde weichend, von der Elbe zurück. Die Stadt Magdeburg kam schon nach 8 Tagen (3. Jul.) in die Gewalt des Kurfürsten, weil es der Besatzung an Pulver fehlte. Dadurch verloren die Schweden in der Mitte von Deutschland einen festen Punkt, den sie nicht wohl entbehren konnten.

Banner mußte nun darauf denken, seine Armee mit der feindlichen in ein gleiches Verhältniß zu bringen. Leslie, der Oberbefehlshaber der westphälischen Truppen, erhielt den Befehl, zu ihm zu stoßen. Der Landgraf von

von Hesse-Kassel, Wilhelm V, den seine Gemahlin Amalie Elisabeth, eine hanauische Prinzessin, und der schwedische Gesandte Wolf, aber auch die Gefahr, Hanau zu verlieren, bey der schwedischen Parthey erhielt, schloß sich mit seinen 13000 Mann an den General Leslie an, und Hanau ward nun gerettet. Ausser den westphälischen Truppen, zog Vanner auch Wrangels Truppenabtheilung an sich, und dennoch war er höchstens 22000 Mann stark. Die Kaiserlichen und Sachsen, die 30000 Streiter zählten, glaubten ihn nun nach der Oise zurückdrängen zu können. Allein Vanner, den sie schon für ganz überwältigt hielten, griff sie (am 24. Sept.) bey Wittstock, nicht weit von Dömitz, mit dem glücklichsten Erfolge an. Die Sachsen und Kaiserlichen hatten ihre Fronte durch ein Holz, durch Verschanzungen, durch eine Wagenburg, gedeckt. Vanner griff, während daß sein linker Flügel sich um das Holz herum zog, auf einem Umwege anrückend, die Vereinigten mit dem unerschrockensten Ungestüm an. Das Gefecht war äußerst mörderisch. Es gab schwedische Regimenter, die zehnmal anrückten, die

sechs

sechs bis zehnmal feuerten, die aber auch zu wanken anfiengen. Als aber das zweyte Treffen, welches Wisthum anführte, endlich herbeyrückte; als der linke Flügel der Schweden auf der andern Seite einbrach, da war der Ausgang der Schlacht völlig zum Vortheile der Schweden entschieden, und jetzt stand das Hintertreffen der Schweden, daß noch gar nicht gefochten hatte, zur Erneuerung des Gefechts bereit. Allein der Kurfürst, dessen Artillerieknechte davon gelaufen waren, hielt es nebst dem Grafen von Haßfeld für rathsam, noch in der Nacht einen schleunigen Rückzug anzutreten. Sie ließen auf 5000 Tödtte auf dem Schlachtfelde zurück, und 2000 von ihren Leuten wurden während der Flucht gefangen. Den Siegern wurden 33 Kanonen, alles Gepäcke, und besonders auch das kostbare Silbergeschirr des Kurfürsten zu Theil. Nicht mehr als 1100 war von ihnen getödtet, und 309 gefangen.

Vanners Sieg bey Wittstock wurde in ganz Deutschland empfunden. Die schwedischen Waffen erlangten nun ihr voriges Ansehen wieder. Vanner durfte es nun wieder

wagen

wagen, in die Mitte von Deutschland vorzudringen. Er rückte, nachdem er bey Werben über die Elbe gesetzt hatte, nach Thüringen. Die Stadt Erfurth mußte (im Dec.) durch glühende Kugeln geängstigt, eine Besatzung einnehmen. Die Schweden vertheilten sich in Meissen und Thüringen in bequeme Winterquartiere, wo sie sich, zur großen Last der armen Bewohner, auf das beste pflegten.

Das Kriegsglück, welches Banners Unternehmungen begleitete, war zum Theil eine Folge von der Entfernung der kaiserlichen Hauptarmee, die den Grafen von Gallas zum Oberanführer hatte. Schon im vorigen Jahre (1635) hatte ein französisches, von Cardinal la Valette angeführtes Heer, das kaiserliche Gebirg am Rhein feindselig angegriffen. Diesem war Gallas, nach der nördlinger Schlacht, und nach der Bezwingung Frankens und Schwabens, entgegengerückt. Die Franzosen hatten sich bis nach Metz zurückziehen müssen, und die Kaiserlichen hatten den Schweden Maynz und Frankenthal weggenommen. Sie konnten sich jedoch,

wegen

wegen des lebhaften Widerstandes der Franzosen, im Lande derselben so wenig behaupten, daß sie sich vielmehr nach Elsaß und Schwaben zurückziehen mußten. Im folgenden Jahre (1636) drang zwar Gallas, jenseits des Rheins, bis in die Grafschaft Burgund vor, während daß die Spanier von den Niederlanden aus gegen die Piccardie anrückten; auch setzte der General von Werth, ein berühmter Partheygänger, seine Streifereyen bis nach Champagne, fort; aber eine unbedeutende Festung in der Franche Comté beschäftigte die Kaiserlichen so sehr, daß sie alle Pläne des Obergenerals Gallas vereitelte, daß dieser, nachdem seine Armee durch Gefechte, Mangel und Krankheiten sehr vermindert worden war, über den Rhein zurückgehen mußte.

Gallas vereinigte sich nun (1637) mit dem Kurfürsten von Sachsen, um Banners Unternehmungen zu vereiteln. Dieser hatte den Entwurf gemacht, erst Sachsen und Brandenburg vollends zu überwältigen, und hernach den Schauplatz des Krieges in die kaiserlichen Erblande zu versetzen. Die Aus-

führung

führung dieses Entwurfes begann er (im Feb.) mit der Belagerung von Leipzig. Allein die Besatzung dieser Stadt wehrte sich so standhaft, daß der Kurfürst, durch die Kaiserlichen verstärkt, zu ihrer Rettung herbeikommen konnte. Vanner zog sich, um nicht von der Elbe getrennt zu werden, nach Torgau zurück. Hier glaubte ihn Johann Georg schon auf allen Seiten eingeschlossen zu haben, als der schlaue General, alles entbehrliche Gepäck zurück lassend, auch dieser Schlinge entging. Die vereinigten Sachsen und Kaiserlichen rückten ihm auf der linken Seite der Elbe nach. Ihre leichte Reiterey war voraus. Dennoch gieng Vanner bey Fürstenberg mit allen seinen Kanonen, welche die durch das Wasser wadenden Soldaten mit fortschleppten, und seinem Gepäck, glücklich über die Oder. Als er bey Landsberg ankam, standen die Kaiserlichen schon jenseits der Warte. Der General Wrangel, der ihm aus Pommern zu Hülfe kommen sollte, war noch zurück. Vanner befand sich also in einer großen Verlegenheit. Hinter sich hatte er die von den Kaiserlichen sehr sorgfältig bewachte Oder; vor ihm stand bey Landsberg

Küst;

Küstzin und an der Warte die feindliche Armee, und zu seiner Rechten lag Polen, wo ein Durchmarsch, des Waffenstillstandes ungeachtet, mit Gefahr verbunden war. Doch Vanner rettete seine Armee abermahls durch eine Kriegslist. Die Kaiserlichen sollten von der Oder weggelockt werden. Man mußte sie also in den Wahn versetzen, daß Vanner ihnen durch Polen zu entgehen suchen wollte. Daher schickte er den größten Theil seines Gepäcks nach diesem Wege voraus; daher mußte seine Gemahlin, nebst den übrigen Officiersfrauen, eben diesen Weg einschlagen. Die Kaiserlichen, die ihnen denselben versperren wollten, entfernten sich nun von der Oder, und noch in eben der Nacht (im Jul.) setzte Vanner sein ganzes Heer, mit allem Geschütz und Gepäck, glücklich über den Strom. Man brauchte keine Schiffe. Die Officiere spannten ihre Pferde vor die Kanonen. So kam Vanner mit seiner Armee nach Stettin in Pommern. Während daß er Hinterpommern beschützte, ward Vorpommern von den General Wrangel vertheidigt. Gallas konnte lange nicht eindringen. Als er sich, wegen der vielen fruchtlosen Versuche

Galletti Weltg. 12r Th. I ver-

verdrießlich, schon nach Brandenburg zurückziehen wollte, zeigte ihm ein pommerscher Edelmann bey Triebseß einen Uebergang, und, gleich einer zerstörenden Fluth, breitete sich nun die kaiserliche Armee, die 26 Generale und viele tausend Packwagen bey sich führte, über das unglückliche Land aus. Die des langen und kostbaren Krieges überdrüssige schwedische Regierung hatte die Festungen in Pommern schlecht versorgt. Usecdom und Wolgast wurden daher von den Kaiserlichen mit Sturm, Detmolin aber mit Bedingungen, eingenommen. Die Schweden mußten sich nun bis tief in Hinterpommern zurückziehen. Abermahl's war die kaiserliche Gewalt auch in Norddeutschland wieder herrschend. Wallas' zog sich aus dem ausgezehrtten Pommern nach Niedersachsen, wo Lüneburg und die angränzenden Länder seinen zuchtlosen Schaaren sich öffneten. Der Herzog Georg von Lüneburg sah sich dadurch bewogen, sich wieder gegen die Schweden zu erklären. In Obersachsen kam Halle, nebst der Moritzburg, in die Hände der Kaiserlichen, und fast hätte auch Erfurth sich ihnen ergeben müssen.

Doch

Doch als die Schweden aus Deutschland beynahe hinausgedrängt schienen, da lachte ihnen das Kriegsglück von neuem, da konnten sie wieder bis in die Mitte von Deutschland vordringen. Banner, der aus Schweden frisches Kriegsvolk bekommen hatte, brachte (1638) die meisten Städte in Vorpommern bald wieder in seine Gewalt. Aber die Aufmerksamkeit des Hofes zu Wien war jetzt hauptsächlich auf den Herzog Bernhard gerichtet. Ferdinand III, der ihn durch die nördlinger Schlacht in Unthätigkeit versetzt hatte, war seit einem Jahre (seit den 15. Feb. 1637) Besitzer des Kaiserthrones. Duldsamer und unpartheyischer als sein Vater, war er seinen protestantischen Unterthanen weniger verhaßt, hatte er von ihrer Seite weniger zu befürchten, und hätte er seine ganze Macht an die Truppen der mit ihm vereinigten deutschen Fürsten anschließen können, so würden die Schweden auf dem deutschen Boden sich in großer Verlegenheit befunden haben. Aber ein ansehnlicher Theil seiner Kriegskräfte war mit Spanien und Frankreichs Armeen beschäftigt, und, von dem letztern unterstützt, spielte Herzog

2 2

Berns

Vernhard eine Rolle, die dem Kaiser große Sorge machte.

Vernhard, der einige Zeit hindurch mit dem französischen General, dem Cardinal la Bassette, gemeinschaftliche Unternehmungen ausführte, und verschiedener Vorterritorien in Elßaß sich bemächtigte, auch den General Gallas vom Eindringen in das französische Gebieth zurückhielt, konnte sich (1636 und 1637) nicht am Rhein behaupten, weil der Krieg in den Niederlanden die französische Macht so sehr beschäftigte. Er benutzte jedoch die guten Winterquartiere im Stifte Basel und in der Franche-Comté so glücklich, daß er es wagen konnte, ohne Unterstützung des Cardinals Bassette, dessen Pfaffencomando ihm unerträglich war, einen Kriegszug vorzunehmen. Wegen der Mittel zur Unterhaltung einer eignen Armee durfte er eigentlich nicht besorgt seyn. Schon vor anderthalb Jahren (1635 Oct.) hatte er, als Reichsfürst, zu St. Germain en Laye, mit Frankreich einen Subsidientractat geschlossen, der ihm jährlich eine Geldunterstützung von drey Millionen Livres, und noch täglich

1000 Laubthaler zu seiner Tafel, zusicherte. Dafür sollte er seine Unternehmungen nach einem ihm vom Könige vorgeschriebenen Plane einrichten. In einem geheimen Artikel machte man ihm zum Besitze des Elßasses Hoffnung. Vernhard sah sich nun im Stande, den Ueberrest seiner Truppen zu einem Heere von 18000 Mann umzubilden. Aber das französische Geld kam sehr spärlich. Um seine schnellere Absendung zu bewirken, begab sich Vernhard während der Winterquartiere (1636 und 1637) selbst nach Paris. Bey dieser Gelegenheit erklärte er seinen Wunsch, den Krieg ganz nach seinen Einsichten zu führen, so standhaft, daß er, als man ihm wegen der Erfüllung desselben Schwierigkeiten machte, die Verbindung mit Frankreich lieber aufgeben wollte. Man gestattete ihm endlich, den Gang des Krieges nach seinem Plane einzurichten.

Aber Frankreich erfüllte die übernommenen Verbindlichkeiten gar nicht pünktlich. Es marschirten (1637) nur wenige hundert Franzosen an den Rhein, und Vernhard fand die Macht der Kaiserlichen der seinigen so über-

überlegen, daß er sich wieder nach Elsaß zurückziehen mußte. Im folgenden Jahre (1638) drang er, ohne von den Franzosen unterstützt zu werden, mit so glücklichem Erfolge bis an den Rhein vor, daß er sich der sogenannten Waldstädte bemächtigte. Er besagerte nun (im Febr.) auch Rheinfelden, zu dessen Befestigung Natur und Kunst um die Wette beygetragen hatten. Seinen lebhaften Angriff vereitelte der kaiserliche General Savelli der mit beschleunigten Marschen der Stadt (am 21. Febr.) zu Hülfe eilte, und den Herzog zum Rückzuge nöthigte. Aber 3 Tage hernach fiel Bernhard über die über ihren Sieg eben so sichern als übermüthigen Kaiserlichen so unerwartet her, daß sie sogleich in die größte Verwirrung gerieten. Zwey tausend Mann hatten das Schicksal, in Bernhards Gefangenschaft zu gerathen. Vier Generale, Savelli, Johann, von Werth, Enkeford und Sperreuter befanden sich unter den Gefangnen. Die beyden erstern sollte der Herzog nach Paris schicken; aber Savelli entwischte als Priester verkleidet. An seine Stelle kam nun Enkeford. Ihr Anblick sollte das über den Krieg unzu-

unzufriedene Volk besänftigen helfen. Zu dieser Absicht brauchte man auch die eroberten Fahnen und Standarten, die seitdem die Marienkirche der französischen Hauptstadt schmücken halfen.

Der Sieg bey Rheinfelden bewirkte, daß Frankreich für Bernhards Unternehmungen sich etwas stärker interessirte, daß es den General Guebriant mit 3000 Mann an den Rhein marschieren ließ. Bernhard bedurfte der Unterstützung um so mehr, da seine eigne Armee, 14500 Mann Besatzungen abgerechnet, nicht mehr als 10500 Köpfe, aber lauter erfahrene und geübte Leute, zählte. Doch von den Kaiserlichen, die er gefangen nahm, traten die meisten in seinen Dienst, und einem so glücklichen Feldherren, als dem Herzoge Bernhard, lief das Kriegsvolk von allen Seiten zu. Daher war er auch im Stande, seine Eroberungen weiter auszudehnen, und unter andern auch Freyburg hinzuzufügen. Jetzt wünschte er sich den Besitz der Festung Breysach, die den Eingang in Elsaß, und die Herrschaft über den Rheinstrom, werte. Auf keine Festung dieser Gegend

Gegend hatten daher die Kaiserlichen so viel Sorgfalt gewendet; keine suchten sie mit größerm Eifer zu retten. Aus ganz Oberdeutschland zogen sie deswegen ihre Macht zusammen. Ehe sie aber ihre Vereinigung noch recht bewerkstelligt hatten, griff Bernhard die Festungswerke von Breysach mit der größten Lebhaftigkeit an. Aber diese trogten seinem Angriffe so beharrlich, daß nur der in der Stadt herrschende Mangel ihre Standhaftigkeit erschüttern konnte. Der Befehlshaber, der keine Belagerung erwartete, hatte das wohlfeil erkaufte Getreide um einen höhern Preis hingegeben, und, um den Werth desselben noch zu erhöhen, den übrigen Vorrath verbrannt. Der Vorrath mußte also wieder ersetzt werden. Allein der General Göke, der, an der Spitze von 12000 Mann, 3000 mit Getreide beladene Wagen in die Stadt bringen wollte, wurde (am 30. Jul.) bey Wittenweyer vom Herzog Bernhard so glücklich überfallen, daß kaum 2500 von seinen Leuten sich retteten. Drey Monathe hernach (5. Oct.) machte der Herzog Karl von Lothringen, der seine aus 3500 außerlesenen

Kries

Kriegern bestehende Mannschaft mit den auf dem Schwarzwalde befindlichen Kaiserlichen vereinigt hatte, einen Versuch, dem dringenden Mangel der belagerten Stadt abzuhelpen. Aber auch über ihn fiel Herzog Bernhard, auf dem Ochsenfelde bey Tann, so schrecklich her, daß kaum einige hundert Mann von seinem Corps beyammen blieben. Den dritten Versuch wagte endlich wieder Göke (am 13. Oct.) von der andern Seite des Schwarzwaldes her; aber auch dieser fiel unglücklich aus, und die vom Hunger geängstigte Stadt mußte sich (3. Dec.) ergeben. Am Ende eines so thatenvollen Feldzuges sah Bernhard sein Heer um 6000 Streiter verstärkt.

An der Spitze einer ansehnlichen und vortrefflichen Armee, von welcher Bernhard geschätzt und geliebt wurde, durfte er sich wohl mit dem angenehmen Gedanken schmücken, aus den bisherigen und künftigen Eroberungen sich ein eignes, unabhängiges Fürstenthum zu bilden. Dieses Fürstenthum wollte er mit dem Lande Hessen vereinigen, das ihm Wilhelms V Wittve Amalie, als seine Braut, mitbringen sollte. Seine Armee,

mee, mit der hessischen vereinigt, würde alsdenn eine sehr bedeutende Kriegsmacht abgegeben haben. Seinen Plan kündigte die Huldigung, die er in seinem Nahmen zu Breisach empfieng, schon ganz deutlich an. Auch war in der Capitulation weder Schwedens noch Frankreichs erwähnt worden. Richelieu hatte sich jedoch einmahl fest vorgenommen, Breisach, eine Hauptfestung am Rheine, der französischen Monarchie zuzuwenden. Um Bernhards Gesinnungen für diesen Plan günstiger zu stimmen, wurde er nach Paris eingeladen. Dort sollte er ein Zeuge von den Feyerlichkeiten seyn, die man seiner Siege wegen anstellte. Aber er entschuldigte sich unter dem Vorwande, daß die Ueppigkeit des Hofes auf ihn, als Kriegsmann, einen nachtheiligen Einfluß haben könnte. Richelieu machte hierauf einen andern Versuch, ihn für Frankreichs Interesse zu gewinnen. Er both ihm die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon, an. Aber Bernhard wollte keine Huguenottin, und, was noch mehr war, keine seinem fürstlichen Blute nicht angemessene Dame heyrathen. Der allgewaltige Minister empfand diese

diese Kränkung, die ihm Bernhard anthat, sehr tief. Dieß äußerte sich bald in dem Kaltfinne, mit welchem Frankreich des Herzogs fernere Unternehmungen unterstützte. Man behielt die Subsidienelder zurück; man setzte seinem Marsche nach Bayern Hindernisse entgegen. Der Herzog, der die Ursachen dieses Benehmens sehr wohl einsah, mußte alle Städte, die er in seiner Gewalt hatte, mit zahlreichen Besatzungen versehen, damit sie ihm nicht so leicht entrisen werden könnten. Dadurch schwächte er aber seine Armee so sehr, daß ihm kaum 5000 Mann Feldtruppen übrig blieben. Sein General: lieutenant von Erlach, den er, um sich bey Richelieu zu entschuldigen, nach Paris schickte, ließ sich mit demselben heimlich in Unterhandlungen ein, welche den Zweck hatten, Bernhards Eroberungen und Armee, nach seinem Tode, in französische Hände zu bringen. Man schien sein nahes Lebensende also voranzusehn. Dieses führte auch (8 Jul.) ein hitziges Fieber herbey, welches in seinem Lager so gewaltig wüthete, daß es in Zeit von 2 Tagen auf 400 Mann tödtete. Dennoch hielt man seinen Tod nicht für eine

Wir,

Wirkung desselben. Man schrieb ihn viel mehr einer durch Richelieu veranstalteten Vergiftung zu. Er selbst äusserte die Vermuthung, Gift bekommen zu haben. Man nannte sogar einen genfer Arzt als denjenigen, der sich dabey thätig bewiesen haben sollte. Sein Feldscherer, der bey der Zergliederung seines Leichnams, deutliche Spuren des Giftes entdeckt haben wollte, starb an den Folgen einer Wunde, die er sich an der Hirnschale desselben zugezogen hatte. Demnoch wird sich Bernhards Vergiftung so wenig, wie manche andre, gründlich beweisen lassen. Bernhard, der sich erst am Ende seines 35ten Lebensjahres befand, ein stark, ansehnlich und gutgebauter Mann, mit einem edlen Anstande, und sehr viel Anmuth im Betragen, vereinigte, mit einem tief eindringendem Verstand, und richtiger Beurtheilungskraft, eine bewundernswürdige Gleichmüthigkeit, die ihn über alle Widerwärtigkeiten erhob. Als Feldherr war er wenigstens eben so groß, als Gustav Adolf, nur verleitete ihn sein allzurascher Muth zuweilen zu etwas weniger überlegten Unternehmungen.

Bern:

Bernhards schöne Armee war für mehrere der Gegenstand ihrer Wünsche. Durch sie glaubte der Pfalzgraf Karl Ludwig den Besitz des väterlichen Landes behaupten zu können; aber er führte seinen Plan mit zu weniger Vorsicht aus. Da ihn, um zu dieser Armee zu gelangen, kein andrer Weg, als durch Frankreich, offen stand, so traf der König von England mit dem französischen Gesandten zu London die nöthigen Verabredungen. Aber Karl Ludwig trat seine Reise zu spät an; er reiste zu langsam, und mit einem unansehnlichen Gefolge; er schlug einen andern, als den bezeichneten Weg, ein. Dadurch bewirkte er, daß ihn Richelieu zu Moulins anhalten, und nicht eher weiter reisen ließ, als bis Bernhards Armee, und Greisach, durch die Veranstaltung des Generals von Erlach, sich in französischer Gewalt befand. Dem Herzog Wilhelm von Weimar wurde also dasjenige entzogen, was ihm der letzte Wille seines Bruders bestimmt hatte, und auch den Schweden mißlang ihr Entwurf, Bernhards Eroberungen und Krieger in ihrem Besitz zu sehen.

Ihr

Ihr Obergeneral Banner benutzte den lebhaften Kampf, den Bernhard den kaiserlichen Waffen am Rhein verursachte, den schwedischen Angelegenheiten in Deutschland eine günstigere Richtung zu geben. Er benutzte aber auch andre für das Interesse seiner Nation vortheilhaften Umstände. Die Verbindung zwischen Schweden und Frankreich wurde, durch einen zu Hamburg geschlossenen Vertrag, noch mehr befestigt. Die Hoffnung, von Frankreich Unterstützung zu erhalten, ermunterte die Landgräfin Amalie von Hessen, die Vormünderin ihres Sohnes, der schwedisch-protestantischen Parthey treu zu bleiben. Sie setzte die mit dem Kaiser schlau angefangnen Unterhandlungen so lange fort, bis ihre Verbindung mit Frankreich zur Festigkeit gelangt war, bis Bernhards Unternehmungen des Kaisers Macht in Oberdeutschland schwächten. Auch der Pfalzgraf Ludwig half auf einige Zeit der Sache der Schweden. Er warb für englisches Geld einige Mannschaft, mit welcher er sich an die schwedischen Truppen in Westphalen anschloß, bis sie von dem Grafen von Hatzfeldt geschlagen wurde. Wenn die Fürsten in
Nie;

Niedersachsen sich noch nicht geradezu wieder für die Schweden erklärten, so verhielten sie sich doch wenigstens neutral. Indessen gewann Banner Zeit, sein Heer anschulich zu verstärken. Außer 14000 Mann frischen Truppen, die aus Schweden und Priesland herbeikamen, stellten sich unter seinen Fahnen noch manche kaiserliche Soldaten, die, um in den ausgeplünderten Ländern zwischen der Elbe und Oder nicht länger Hunger zu leiden, ihre Posten verließen, und ihm schaarenweise zuliefen. Gold und Beute waren ja damals ohnedieß die mächtigsten Bewegungsgründe, die ein Soldat haben konnte.

Banner entwarf nun (1639) von Bernhards glücklichen Fortschritten noch mehr aufgemuntert, den Plan, durch Sachsen in die kaiserlichen Erblande, in Böhmen, einzudringen; in ein Land, wo seinen Soldaten reiche Beute entgegen glänzte. Muth und Kriegsglück begleiteten ihn auf seinem Wege und er siegte über alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Bey Reichenbach im Vogtlande vernichtete er eine österreichische,
bey

bey Dresden eine sächsische Truppenabtheilung. Er schlägt den aus Westphalen herbeystellenden Grafen von Hatzfeld, erobert Pirna, dringt nun unaufhaltsam in Böhmen ein, und setzt über die Elbe. Schon zittert Prag vor der Gefahr, in seine Gewalt zu gerathen; ein Corps von Kaiserlichen, von Hofkirchen und Montecucculi angeführt, wird zurückgetrieben. Gallas, der, als kaiserlicher Obergeneral, Böhmens Vertheidigung sehr unüberlegsam behandelte, und seine Truppen zu sehr zerstreute, mußte den Schweden das ganze Königreich preisgeben. Die unglücklichen Bewohner desselben erfuhren nun die unbarmherzigsten Beweise von der Erbitterung der Feinde ihres Kaisers. Nicht zufrieden, alles ausgeplündert, und ihre ganze Erndte verdorben zu haben, brennten sie auch noch auf tausend Schlösser, Flecken und Dörfer ab. Von Böhmen aus setzten die Schweden ihre Streifzüge bis Schlesien fort, und schon rüsteten sie sich auch in Mähren und Oestreich einzubrechen, als (1640) die kaiserliche Armee, in Verbindung mit der Bayerischen, von dem Erzherzog Leopold, dem Nachfolger des unfähigen Gallas, angeführt, sich

sich wieder so furchtbar machte daß Banner sich über das Erzgebirge nach Meissen zurückziehen mußte. Aber auch hier war er wegen der ihm nachrückenden kaiserlichen Kriegsmacht im Gedränge. Nicht eher als zu Erfurth in Thüringen, wo französches und hessisches Kriegsvolk zu ihm stieß, fand er sich wieder in Sicherheit. Der Herzog von Longueville, der Oberbefehlshaber des bernhardischen freylich sehr geschmolzenen Heeres, zog ihm zu Hülfe. Die Herzoge von Lüneburg, die der Kaiser durch die Entziehung des Hochstiftes Hildesheim beleidigt hatte, führten ihm jetzt eben die Truppen zu, die vorher gegen die Schweden gefochten hatten. Seine Macht wuchs dadurch so beträchtlich an, daß er gegen die Kaiserlichen und Bayern, über die Piccolomini den Oberbefehl führte, von neuem vorrücken konnte. Dieser nahm jedoch bey Saalfeld eine so vortheilhafte Stellung, daß er der von Bannern ihm angebotenen Schlacht sehr gut ausweichen konnte, und auch der übrige Theil des Feldzuges, wo Hessen den Schauplay abgab, zeichnete sich durch keine bedeutende Vorfälle aus.

Der bisherige Gang des Krieges hatte den Kaiser und seine Minister von der großen Schwierigkeit, die Schweden von dem deutschen Boden auf eine gewaltsame Weise zu entfernen, hinlänglich überzeugt. Sie boten daher endlich dem Frieden die Hand. In dieser Absicht veranstalteten sie (1640 Jan.) eine Zusammenkunft der Kurfürsten nach Nürnberg. Diese waren jedoch der Meinung, daß über die Friedensangelegenheit bloß auf dem Reichstage berathschlagt werden könnte. Hier sollten nun die beyden Fragen entschieden werden, auf welche Art der Friede erlangt werden könne, und wie, um denselben zu erwerben, der Krieg mit gemeinschaftlichen Kräften fortgesetzt werden müsse. Aber auch von der Reichsversammlung zu Regensburg konnte man keine unpartheyische Berathschlagung erwarten. Im kurfürstlichen Collegium waren, seit des Kaisers Ausöhnung mit Sachsen, alle Stimmen kaiserlich. Im Fürstenrathe, wo Oestreich das Directorium führte, und auf 30 Protestanten abwesend waren, entschieden die Bischöfe die Mehrheit der Stimmen. Oestreichs Wille war also derjenige, der die Reichsversammlung

lung besetzte. Die Bevollmächtigten von Lüneburg und Hessen sagten dieß so laut, daß sie sich, auf Befehl des Kaisers, entfernen mußten.

Die Unzufriedenheit, welche die Protestanten über die nürnbergische Reichsversammlung fühlten, erregte in ihnen den natürlichen Wunsch, sie vernichtet zu sehen. Die Ausführung dieses Wunsches übernahm Vanner, der seinen Ruhm, der durch den böhmischen Feldzug etwas verdunkelt worden war, durch eine glänzende That wieder herstellen wollte. Sobald der Frost des Winters (1641) die Wege und Ströme gangbar gemacht hatte, brach er, nebst dem Marschall von Guebriant, dem Oberbefehlshaber der französischweimarschen Armee, aus dem Lüneburgischen auf, und marschierte, durch Thüringen und das Vogtland, gerade nach der Donau. Schon stand er Regensburg gegen über, und die Reichsversammlung hatte von seinem Anmarsche noch keine Nachricht. Die Bestürzung, in welche die Gesandten durch denselben versetzt wurden, war so groß, daß nur die Erklärung des kaiserlichen

ll 2 chen

chen Gesandten, daß er sich auf keinen Fall entfernen würde, sie von einer schleunigen Flucht zurückhielt. Ihr Muth wurde belohnt. Ein plötzlich eingefallnes Thauwetter bewirkte, daß die Schweden ihren Plan, trocknen Fußes über die Donau zu gehen, aufgeben mußten. Der Schiffe durften sie sich aber wegen der starken Eischollen nicht bedienen. Vanner ließ nun den Verdruß, den ihm die fehlgeschlagene Unternehmung verursachte, der Stadt durch 500 Kanonenkugeln entgelten, die er nach ihren Dächern schleudern ließ, die aber auch wenig Wirkung thaten.

Vanner wollte nun durch Mähren in die kaiserlichen Erblande eindringen. Aber Guebriant weigerte sich standhaft, ihn auf diesem Zuge zu begleiten. Er traute den Schweden die Absicht zu, daß sie seine Armee so weit vom Rheine entfernen wollten, bis sie, ganz von Frankreich getrennt, sich in ihrer Gewalt befände. Er trennte sich daher, um nach dem Mayn zurückzukehren. Hierdurch sah sich Vanner in eine große Verlegenheit versetzt. Die kaiserliche Armee, die

die sich indessen zwischen Regensburg und Ingolstadt zusammengezogen hatte, rückte mit überlegener Macht ihm so nahe, daß nur seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit ihn rettete. Während daß drey von seinen Regimentern, bey Neuburg, hinter einer schlechten Mauer, sich vier Tage lang, gegen die kaiserliche Armee wehrten, zog sich Vanner durch den böhmer Wald, und durch Böhmen, glücklich nach Sachsen zurück. Noch bey Priesnitz war er in großer Gefahr, von Piccolomini, der ihm auf einem nähern Wege über Schlackenwald nach eilte, ganz abgeschnitten zu werden; aber er kam ihm um eine halbe Stunde zuvor. Bey Zwickau schloß sich Guebriant wieder an ihn an, und beyde zogen sich nun, nachdem sie die Kaiserlichen von dem Uebergang über die Saale nicht halten abhalten konnten, nach Halberstadt.

Schon zu Altenburg (im April) wurde Vanner von einem entkräftenden Fieber befallen. Die Ursache desselben schrieb die Sage vergifteten Weine zu, den Vanner bey einem zu Hildesheim (1640 Nov.) gehalten

haltenen Gastmähle getrunken haben sollte. Man gab sogar einen französischen Mönch als den Urheber der Vergiftung an. Vanner theilte das Loos derselben mit noch verschiedenen andern Fürsten und Generalen. Der Landgraf Christian von Hessen, und ein Graf von Schaumburg, hatten von dem gefährlichen Wein so viel getrunken, daß sie auf der Stelle starben. Der Herzog Georg von Lüneburg und Vanner, die mäßiger gewesen waren, lebten bis in das folgende Frühjahr, und wenn auch diese Vergiftung sich nicht überzeugend beweisen läßt, so wird sie die unvorsichtige Aeußerung der Katholiken, daß Vanner auf des Papstes und aller Römischkatholischen Untergang einen ziemlichen Trank habe trinken wollen, einigermaßen wahrscheinlich. Da die Kaiserlichen gegen Altenburg näher rückten, so mußte sich Vanner, des Fiebers ungeachtet, theils in der Kutsche, theils in der Senfte, weiter schaffen lassen. Bey Weiskensfels fühlte er sich so schwach, daß er kaum noch reden konnte; dennoch ließ er sich zu Guebriant bringen, um demselben in seiner Verlegenheit Rath zu ertheilen. Diese Anstrengung brachte ihn

dem

dem Tode schon ganz nahe. Der zur Krankheit hinzugekommne Gram half (im May) seine Auflösung vollends beschleunigen. Vanner starb noch nicht 40 Jahre alt, mehr durch kluge Rückzüge, als gewonnene Schlachten berühmt, aber in keinem Gefechte besiegt, und wenn die Feinde auch gleich viel zahlreicher waren. Immer befand er sich an der Spitze der Streiter. Zu Belagerungen hatte er nicht Geduld genug. Der vorzügliche General war aber in seinen Betragen etwas rauh und stolz. Die Freuden der Tafel und der Liebe beschäftigten alle die Zeit, die ihm die Arbeiten seines Amtes übrig ließen, und wahrscheinlich war der unmäßige Genuß derselben der eigentliche Gift, der sein frühzeitiges Lebensende herbeiführte.

Vanner war für seine Armee, die sich jetzt nur noch auf 16000 Mann, halb Cavallerte, belief, ein großer Verlust. Die vier Generalmajore, welche jetzt die Oberbefehlshaber derselben vorstellten, hatten nicht Ansehn genug, um den Geist der Empörung und Zügellosigkeit, der Officiere und

Sold.

Soldaten beseele, vom Ausbruche zurückzuhalten. Die Officiere verlangten ihren rückständigen Sold. Sie betrieben ihre Forderung zu einstimmig, als daß man sie hätte befriedigen können. An strenge Kriegszucht war jetzt gar nicht zu denken. Indessen wurde die Armee immer kleiner. Die lüneburgschen Fürsten hatten sich, nach dem Tode des Herzogs Georg, mit dem Kaiser verglichen. Ihr Kriegsvolk zog daher wieder nach Hause. Die Hessen marschirten gleichfalls ab, um in Westphalen einen reichlichern Unterhalt sich zu verschaffen. Auf die Unterstützung der französisch-weimarschen Truppen durften die Schweden wenig rechnen. Ihren ziemlich ohnmächtigen Zustand benutzten die ihnen überlegenen Kaiserlichen. Sie nöthigten sie unter andern, die Belagerung von Wolfenbüttel (im Aug.) aufzugeben; eine Belagerung, zu der sich die Schweden durch einen Sieg, den sie (im Jan.) unter den Generalen Wrangel und Königsmark erworben, wo sie während der Zeit, daß die Kaiserlichen mit halben Karthannen feuerten, unaufhörlich 50, 60, 80 Stücke auf ein Mahl losbrennten, den Weg bahnten.

Die

Die schwedische Armee bekam jedoch im Herbst dieses Jahres (Nov.) an Leonhard Torstenson einen neuen Obergeneral, der, von Gustav Adolf selbst gebildet, und schon seit einiger Zeit als Vanners Gehülfe im Oberbefehl bekannt, durch sein einnehmendes Betragen in der Liebe und Achtung der Soldaten sich schon vollkommen befestigt hatte. Obgleich noch im jugendlichen Alter, wurden seine Füße durch das Podagra schon so sehr gelähmt, daß er sich nur in der Senfte bewegen konnte. Auch hatte er daher die Beschäftigungen eines Kriegers auf einige Zeit abgegeben, als er durch das Vertrauen seiner Regierung aufgemuntert, den Schauplatz des Krieges von neuem betrat, und, selbst in der Senfte, alle übrigen Generale an Schnelligkeit der Unternehmungen übertraf.

Gleich als Torstenson die Stelle eines Oberbefehlshabers übernahm, trennte sich Guebriant von ihm. Dennoch ließ er sich von der Ausführung seines Planes, den Krieg in die innern bisher noch geschonten Länder der österreichischen Monarchie zu versetzen, nicht abhalten. Seine Armee war aber auch durch
viele

viele Recruten verstärkt worden, und eine ansehnliche Geldsumme, die ihm die schwedische Regierung mitgab, hatte ihn in den Stand gesetzt, die Forderungen der Officiere zu befriedigen, oder ihnen wenigstens durch Geschenke zu schmeicheln. Um so williger folgten sie ihm jetzt nach Schlesien. Hier hatte (seit 1639) der General Stalhantusch, der der kaiserlichen Macht von 9000 Mann nicht mehr als 5000 entgegenstellen konnte, sich mit eben so viel Glück als Muth behauptet, aber endlich (1641) sich nach der Neumark zurückziehen müssen. Jetzt schloß er sich im Lüneburgschen an Torstenson an, der die Kaiserlichen, welche eine falsche Nachricht von seiner Krankheit und seinem Tode in Verwegung gebracht hatte, glücklich täuschte. Um ihnen die Vermuthung, daß sein Marsch nach Westphalen gerichtet wäre, wahrscheinlich zu machen, ließ er nicht nur auf dem dahinführenden Wege Magazine anlegen, sondern auch den General Königsmark dahin vorausgehen. Plötzlich wendete er sich aber (1642 April) durch die Mark Brandenburg nach Schlesien. Als er in dieses Land einrückte, hatte er außer den 4000 Mann, die ihm

ihm Stalhantusch zuführte, nicht mehr als 7000 Mann zu Fuß, und 5000 zu Pferde, und von seiner Cavallerie waren auf 3000 noch unberitten. Aber Muth und Glück begünstigten seine Fortschritte. Großglogau wurde mit Sturm erobert. Mit 18000 Mann, und 130 Kanonen, unternahm er nun die Belagerung von Schweidnitz. Der Herzog von Lauenburg, der der Stadt (im May) zu Hülfe kommen wollte, wurde nebst 80 Officieren, und 1100 Gemeinen, gefangen. Lauenburg starb elf Tage hernach an den Folgen einer Wunde, die er damahls empfing. Da die Gefangnen gewöhnlich Dienste nahmen, so wurde Torstenson's Armee immer größer. Mit 16000 Mann Fußvolk, und 9000 Reitern, drang Torstenson (im Jun.) in Mähren ein, welches von den Drangsalen dieses Krieges bisher noch ganz verschont geblieben war, bemächtigte er sich der Stadt Ollmütz. Aber die glücklichen Fortschritte der Schweden hemmte die standhafte Vertheidigung der Festung Brieg in Schlesien. Da sie durch eine Seuche auf 10000 Pferde verlohren hatten; da der Erzherzog Leopold und Piccolomini, mit der von allen Seiten verstärkten kaiser-

kaiserlichen Macht, gegen sie anrückten, so mußte sich Torstenson nach der Lausitz zurückziehen. Fast ganz Schlessen kam nun wieder in die Gewalt der Kaiserlichen, welche die Bewohner desselben, Protestanten, feindselig behandelten. Den schwedischen General griffen sie aber, ihrer Ueberlegenheit ungeachtet, doch nicht an. Vielmehr verstateten sie ihm (Sept.) auf einer Anhöhe verschanzt, die Stadt Zittau vor ihren Augen wegzunehmen, und sie begnügten sich, ihm den Weg nach Böhmen zu versperren. Da nun der Mangel an Lebensbedürfnissen immer fühlbarer wurde, so zog sich Torstenson an der Elbe hinunter, um mit dem General Königsmark, der in Niedersachsen und auf dem Eichsfelde sich furchtbar gemacht, und viele Leute angeworben hatte, sich vereinigen zu können.

Torstenson setzte (im Oct.) bey Torgau über die Elbe, und rückte sogleich vor Leipzig, um seinen Soldaten durch die reiche Beute dieser Stadt neuen Muth zu machen. Allein der Churfürst von Sachsen, der sich deswegen in großer Noth befand, hatte die Freude, daß Leopold und Piccolomini über Dresden ihm zu Hülfe zogen. Torstenson

lockt;

lockte sie, durch einen verstellten Rückzug, in eben die Gegend, wo Gustav Adolf über Tilly siegte. Piccolomini wollte Guebriants Anmarsch nicht abwarten. Die Verwirrung, die eine unglücklich abgeschossene Kettenkugel unter dem linken Flügel der Kaiserlichen hervorbrachte, benutzten die Schweden mit einem so glücklichen Ungestüm, daß sie die ganze Reiterey desselben über den Haufen warfen. Aber auch der linke Flügel der Schweden befand sich schon in Noth, als seine siegreichen Kriegsgenossen ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kamen. Der Kampf wurde jetzt so hartnäckig, daß man, nachdem alles Pulver verschossen war, einander mit umgekehrten Pistolen schlug. Nach drey Stunden entschied sich der Sieg für die Schweden. Die Kaiserlichen wehrten sich sehr brav. Ihr Erzherzog Leopold war der erste, der mit seinem Regimente vorrückte, und der letzte, der sich zurückzog. Aber 5000 von seinen Kriegern waren auf das Schlachtfeld hingestreckt, und eben so viele geriethen in die Gewalt der Sieger, denen 46 Kanonen, und unter der herrlichen Beute, auch die Tafelgeräthe des Erzherzogs, zu Theil wurden. Die

Schwes

Schweden erkaufen diesen Sieg mit 3000 Mann, unter welchen sich zwey Generale befanden. Ihre Entkräftung, und ihr Mangel an Pferden, hinderte sie, die Kaiserlichen bis zu ihrer Vernichtung zu verfolgen: Sie zogen sich in Böhmen erst wieder zusammen. Hier war es auch, wo der Erzherzog Leopold seinen Kerger über die verlorne Schlacht ausbrechen ließ. Das Cavallerieregiment, das zuerst getroffen war, wurde im Angesichte der ganzen Armee für ehrlos erklärt, und aller seiner Pferde, Waffen und Standarten beraubt. Von den Officieren wurden verschiedene, und von den Gemeinen allemahl der zehnte Mann, erschossen.

Der Sieger Torstenson hatte aber noch immer eine leere Kriegscasse. Um sie wieder zu füllen, mußte Leipzig eingenommen werden. Nach drey Wochen (27. Nov.) zogen die Schweden in die schöne und reiche Stadt ein. Eine Contribution von 131000 großen Thälern war die Summe, mit welcher sie die Plünderung abkauften, und 36000 Ellen Tuch dienten, die abgerissenen Schweden umzukleiden. Der Stadtrath benutzte die damalige

Meiß,

Meßzeit, durch die Theilnahme der Fremden, seinen Bürgern die drückende Last zu erleichtern.

Torstenson, der nun wieder nach Böhmen zu gehen beschloß, unternahm, des Winters ungeachtet, (im Dec.) die Belagerung der Stadt Freyberg im Erzgebirge; aber sie wurde zu gut vertheidigt, als daß sie seiner Standhaftigkeit nicht mehrere Wochen hindurch hätte Trost bieten können. Piccolomini gewann dadurch Zeit, zu ihrem Entsatz herbeizurücken, und Torstenson mußte, nachdem er viele Leute und Pferde eingebüßt hatte, (1643 Feb.) wieder abziehen. Er brachte einen ganzen Monath im Vette zu. Hierauf bediente er sich, um die Kaiserlichen wegen der eigentlichen Richtung seines Marsches zu täuschen, wieder seiner gewöhnlichen List. Er machte eine Bewegung nach der Ober zu, um seine Armee, durch die in Pommern und Schlesien befindlichen Truppen, wieder zu ergänzen. Aber plötzlich (im März) drang er wieder in Böhmen ein, das jetzt weniger gut vertheidigt wurde, weil der Minister Trautmannsdorf den Erzherzog Leopold,

mit

mit dem er sich veruneinigt hatte, gegen den Grafen von Gallas, den bisherigen Hofkriegsrathspräsidenten, vertauschte. Dieser wagte es, seiner überlegenen Macht und des kaiserlichen Befehles ungeachtet, so wenig, die Fortschritte Torstenson's mit Nachdruck zu hemmen, daß dieser durch Böhmen hindurchziehen, und das von den Kaiserlichen beslagerte Olmütz entsetzen, daß er ganz Mähren ausfaugen, und bis an die Brücke vor Wien streifen konnte. Bey der großen Gefahr, die sich der Hauptstadt näherte, both der Kaiser den ungrischen Adel auf; dieser glaubte sich aber nur zur Vertheidigung seines Vaterlandes verbunden.

Während daß Torstenson in die Mitte der österreichischen Monarchie eingedrungen war, hatten sich (1642) die Hessen und die französisch-weimarschen Truppen in dem Erzstifte Eöln gute Quartiere verschafft. Der Kurfürst, der sich von diesen Gästen zu befreuen wünschte, both den kaiserlichen General Grafen von Hatzfeld, an sein unter Lamboy's Befehle stehendes Kriegsvolk sich anzuschließen. Aber die Vereinigten schlugen

(1642

(1642 in Jan.) die Kaiserlichen und Eölnner bey Kempen, im Eölnischen, so entscheidend, daß von 9000 Mann 4000 getödtet und verwundet, und 3000 (worunter sich fast alle Officiere befanden) gefangen wurden. Guebriant und die Hessen benutzten nun diesen Sieg, aus der umliegenden Gegend sowohl ihre Mannschaft, als ihre Pferde, zu ergänzen. Guebriant trennte sich hierauf von den Hessen, um Torstenson's Unternehmungen von Sachsen aus zu unterstützen; aber bald eilte er nach dem Mayn und Rhein zurück. Von den letztern Flusse trennten ihn die Bayern, welche die Markgrafschaft Baden besetzt hatten. Nun mußte er viele Wochen hindurch, der schlimmen Witterung des Winters preisgegeben, herumirren, und manchemahl auf dem Schnee sein Lager aufschlagen, bis er endlich noch im Breisgau eine Zuflucht fand. Zwar gieng er im folgenden Feldzuge (1643) durch 8000 Mann verstärkt, wieder über den Rhein; auch bemächtigte er sich (im Nov.) der Stadt Mothweil, nebst eines großen bayrischen Magazines. Aber seine 15000 Mann waren bis auf 10000 zusammengeschmolzen,

Galietti Weltg. 12r Th.

X

und

und ihn selbst traf hier das Schicksal, sein Leben einzubüßen. Eine Falconetkugel zerschmetterte ihm den rechten Arm, und sein Wundarzt behandelte diesen so ungeschickt, daß er seinen Tod verursachte.

Guebriants Verlust wurde seiner Armee bald recht fühlbar. Sie hatte sich in die Gegend von Duttlingen zurückgezogen, um daselbst in aller Sicherheit auszuruhen, als die bayrischen Generale Mercy und Werth, mit dem kaiserlichen Generale Hatzfeld und dem Herzoge von Lothringen vereinigt, sie (24. Nov.) eben so unvermuthet als glücklich überfielen. Die Franzosen bemerkten, eines eben gefallenen starken Schnees wegen, die Annäherung ihrer Feinde so wenig, daß diese ohne den geringsten Kampf sich ihrer verlassen stehenden Artillerie bemächtigten, daß sie dieselben in ihren Quartieren einschließen konnten. Nur die schnellen Reiter retteten sich. Dem Fußvolk blieb blos die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft übrig. Tausende hatten zwey, und diese sieben tausend zum Loos. Verschiedene Regimenter wurden

ganz

ganz vernichtet. Der armseelige Ueberrest flüchtete nach Lauffenburg.

Torstenson, gegen welchen nun der Kaiser fast seine ganze Macht wieder brauchen konnte, weil nur Nagocz, der Fürst von Siebenbürgen, einen Theil derselben beschäftigte, stand jetzt nicht mehr in der Mitte der kaiserlichen Erblande. Er war (1643 im Sept.) ganz unvermuthet aus Mähren nach Schlesien aufgebrochen. Von hier aus näherte er sich, bey manchemal veränderter Richtung seines Marsches, der Elbe. Zweymahl, bey Torgau und bey Barby, schien er zu einen Uebergange Anstalten zu machen. So kam er denn endlich nach Havelberg, wo er seinen Officieren das Räthsel lösete. Die schwedische Regierung hatte ihn, von Dänemark mit Krieg bedroht, den Befehl geschickt, in Holstein einzubringen, und in kurzer Zeit (1644) hatte sich Torstenson des ganzen Herzogthums, bis auf Glückstadt und Rendsburg, bemächtigt. In dessen war eine andre schwedische Armee, die Gustav Horn commandirte, in Schonen eingedrungen, und die schwedische Flotte hatte

hatte die dänische bey Femern geschlagen. Zum Glück für Dänemark konnte aber Torstenson, während des Winters, nicht über den kleinen Belt nach Fühnen, und Horn nicht über den Sund nach Seeland kommen. Christian IV, der durch einen Splitter auf der Flotte sein rechtes Auge eingebüßt hatte, bewies Muth und Entschlossenheit. Des berühmten Astronomen Tycho's de Brahe Prophezeiung: er würde im Jahre 1644 mit einem bloßen Stocke aus dem Reiche gehen müssen, gieng doch nicht in Erfüllung. Christian IV verschaffte sich durch der (1645 Aug.) zu Brömsebroe geschlossenen Frieden, durch die Aufopferung einiger Provinzen, Ruhe.

Torstenson fand in Hollstein und Jütland zwar weniger Geld, als er sich versprochen hatte (die reichen Leute waren nach Lübeck, Hamburg und auf die dänischen Inseln geflüchtet) aber seine Regimenter bekamen doch manche Schaar von Recruten, die ihn in den Stand setzten, wieder bis in die Mitte von Deutschland vorzudringen. Der Administrator des Erzstifts Bremen wollte sich für seinen Vater, den König Christian, thätig beweisen;

beweisen; aber Königsmark nahm ihn. Werden weg, und eilte von da nach Meissen, um die Kaiserlichen von der Belagerung der Stadt Meissen abzuhalten. Diese machten damals ernstliche Anstalten, die Schweden vom deutschen Boden ganz zu entfernen. Während daß der Administrator und Hahnsfeld dem General Königsmark und den Hessen sich entgegenstimmten, drang Gallas mit der kaiserlichen Hauptarmee in Hollstein ein. Als er Kiel in seine Gewalt gebracht hatte, hoffte er, in Verbindung mit den Dänen, den General Torstenson in Jütland einschließen zu können. Allein er versah es, den engen Weg zwischen Schleswig und Stappelnholm zu rechter Zeit zu besetzen. Torstenson, der seine Armee bey Rendsburg zusammen gezogen hatte, kam (im Jul.) glücklich durch. Gallas wich ihm aus. Torstenson rückte ihm an der Elbe immer nach. Bey Bernburg verschanzten sich die Kaiserlichen. Doch Torstenson, der über die Saale gegangen war, nahm (im Oct.) in ihren Rücken eine Stellung, durch die er ihnen den Weg nach Sachsen und Böhmen versperrte; die ihnen alle Zufahre von Lebensbedürfnissen

sen entzog. Gallas mußte, nachdem er sehr viel Leute eingebüßt hatte, nach Magdeburg sich zurückziehen. Aber auch hier hatte seine Noth noch kein Ende; sie wurde vielmehr so groß, daß seine Cavallerie den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, einen Versuch zu machen, ob sie nach Schlesien entkommen könnte. Schon bey Jüterbock wurde sie aber von Torstenson angegriffen und fast ganz vernichtet. Gallas, den Königsmark beobachtete, wollte bey dem hereinbrechenden Winter sich durchschlagen; es kamen aber von seinen Leuten nicht mehr als 2000 Mann, und zwar ohne Waffen, nach Wittenberg, und auch von diesen gerieth die Hälfte noch in schwedische Hände. Gallas, der Armeens Verderber, war so eifrig, die Sorgen, die ihm das unglückliche Schicksal seines Heeres hätte verursachen können, zu entfernen, daß er sich täglich zweymahl berauschte. Eines solchen Generals, der eine zahlreiche und auserlesene Armee, ohne eine Schlacht zu liefern, zu Grunde gerichtet hatte, konnte sich der Minister Trautmanndorf annehmen!

Die

Die geschwächte Kriegsmacht der Kaiserlichen war für Torstenson eine Aufmunterung, seinen ersten Plan, in die Mitte der kaiserlichen Erblande einzudringen, von neuem zu verfolgen. In Niedersachsen ließ er den General Königsmark zurück, der in Zeit von zwey Monathen das ganze Erzstift Bremen überwältigte, und, die braven Hessen zurücklassend, durch Obersachsen und die Lausitz nach Schlesien zog. Das Land des Kurfürsten von Sachsen behandelte der schwedische General Axel Lilienstern so unbarmherzig, daß der Kurfürst die Bedingungen eines Stillstandes sich vorschreiben lassen mußte. Er sollte seine Regimenter, bis auf drey, abgeben, und alle Werbungen einstellen; den Schweden sollte, in einer Entfernung von drey Meilen von Dresden, sein ganzes Land offen stehen; diesen sollten monatlich 11000 Thaler an Geld, und 6000 Malter an Korn und Gerste, geliefert werden.

Jetzt konnte Torstenson um so sicherer in Böhmen einrücken. Das Heer, an dessen Spitze er stand, zählte nur 16000 Strecker, aber 80 Kanonen. Ferdinand III. both gleich:

gleichsam seine letzten Kräfte auf, um den eindringenden Schweden Einhalt zu thun. Er ließ zu dem Ueberrest der Heere von Gallas und Hatzfeld noch den General Göke mit 11000 ungerschen Truppen, und 5000 Bayern, stoßen. Um den nachtheiligen Folgen der Nichtübereinstimmung seiner Generale vorzubeugen, begab er sich selbst nach Prag. Er hätte jedoch weiser gehandelt, wenn er dem Rathe des Obergenerals Hatzfeld gefolgt wäre. Dieser war auf eine sorgfältig gewählte Stellung gerichtet. Aber die Truppen mußten während der Winterkälte unter freyem Himmel stehen. Ihr Schicksal erregte Ferdinands Mitleid. Auch traute er seiner Armee, welche die schwedische an 3000 Reitern übertraf, und der ihm von der Jungfrau Maria im Traume gegebenen Zusage so sehr, daß er auf einer Schlacht bestand, die (1645 am 24. Feb.) bey Jancowiz, oder Jankau, geliefert wurde. Torstenson stellte zwischen jede Compagnie zu Pferde 40 Musketierer. Die Wirkung derselben war um so größer, je weniger der General Göke den linken Flügel, den er anführte, in einer von Gehölzen und Teichen

unter;

unterbrochenen Gegend vortheilhaft gestellt hatte. Göke und seine meisten Leute wurden Opfer dieser Unvorsichtigkeit. Die Schweden errangen sich, immer vorwärts dringend, den Besitz der wichtigsten Anhöhen, und weder ein wüthender Angriff der kaiserlichen Cavallerie, noch die standhafte Gegenwehre des Fußvolks, vermochte ihnen den Sieg streitig zu machen. Von den geschlagenen Kaiserlichen wurden 2000 getödtet, und 3000 (worunter auch Hatzfeld und 4 andre Generale waren) gefangen. Fast unter seinen Augen mußte der Kaiser den besten Theil seiner und der bayrischen Truppen vernichtet sehen. Er eilte sogleich über Pilsen und Regensburg nach Wien, um zur Vertheidigung der Hauptstadt, und der Fortschaffung seiner Familie und seiner Schätze, Anstalten zu machen. Seinem Bruder, dem Erzherzoge Leopold, übertrug er die Vertheidigung des innern Oestreichs, und Gallas, der sich über Hatzfelds Unglück nicht wenig freute, bekam den Befehl, die zerstreuten Truppen wieder zu sammeln. Durch das einbrechende Thauwetter, und das Bodagra des General Torstenson's, wurden die Schweden

den

den verhindert, den Vertheidigungsanstalten der Kaiserlichen zuvorkommen. Als daher Torstensson durch Mähren (1645 im März) bis nach der Ercmis an der Donau vorrückte, fand er alle zum Uebersezen brauchbaren Fahrzeuge weggeschafft. Umsonst hatten nun die Schweden die Schanze vor der Donaubrücke erstiegen; umsonst brennten sie nun vor Begierde nach der reichen Beute der Kaiserstadt, der sie gegen über standen. Um sich an den siebenbürgischen Fürsten Ragoczy, der sich in Oberungern ausgebreitet hatte, näher anzuschließen, zog sich Torstensson durch Mähren an die ungrische Gränze. Ragoczy ließ sich auch (im May) durch das Zureden eines französischen Gesandten zur Vereinigung mit Torstensson bereden; aber die 25000 Mann, die Ragoczy zu ihm stoßen ließ, hatten so wenig Kriegszucht, daß sie der schwedische Obergeneral wenig brauchen konnte. Auch bewiesen sich ihre vom Kaiser bestochene Feldherren nicht sehr thätig. Contributionen und Plünderungen schienen der vornehmste Zweck ihres Feldzuges zu seyn. Ferdinand, der sich indessen aus allen Kräften gerüstet, der den zwanzigsten Mann seiner Unterthanen

nen aufgebothen, der 20 bis 50 Thaler Handgeld gegeben hatte, der benutzte die Habsucht der siebenbürgischen Officiere, um seine Unterthanen von diesen unbarmherzigen Gästen zu befreien. Er bewilligte ihnen, was sie verlangten, und Ragoczy, dem es weniger an gutem Willen, als an Muth und Entschlossenheit, fehlte, verglich sich mit dem Kaiser. Indessen tödtete der Stand der Unthätigkeit während der drückenden Sommerhitze (im Aug.) auf beyden Seiten viele Leute. Besonders wurde auch Torstenssons Armee, die sich 4 Monathe hindurch mit der vergeblichen Belagerung von Brünn beschäftigte, bis auf 2500 Mann Fußvolk, und 8000 Reiter, die keine Pferde hatten, vermindert. Da nun der Uebergang über die Donau, wegen der von den Kaiserlichen sehr wohl verwahrten Pässe, gar nicht mehr möglich war, so blieb dem General Torstensson weiter nichts übrig, als einige von den eroberten Festungen, die ihm den Weg in die kaiserlichen Erblande offen erhielten, gut zu besetzen, und nach Böhmen zu eilen.jene Festungen kamen bald wieder in die Gewalt der Kaiserlichen. Ferdinand und
Wien

Wien waren nun von ihrer Angst wieder befreit. Torstensons anfangs so glänzende Unternehmung gegen die kaiserlichen Erblande hatte indeffen doch für Schweden die vortheilhafte Wirkung hervorgebracht, daß Christian IV Friede und Johann Georg Waffenstillstand gemacht hatte. Torstenson selbst unterlag aber um diese Zeit den Schmerzen des ihn peinigenden Podagra so sehr, daß er die Stelle eines Obergenerals niedersetzte, und zu Leipzig der Pflege geschickter Aerzte sich überließ. Sein Nachfolger war Wrangel.

Auch Wrangel arbeitete daran, den Schauplatz des Krieges in die kaiserlichen Erblande zu versetzen; der Weg dahin sollte ihn aber nicht durch Böhmen, sondern durch Schwaben und Bayern führen. Auf dem letztern konnte er auf die Unterstützung der Franzosen mit desto größrer Sicherheit rechnen. Ueber den Ueberrest der guebriantschen Armee hatte Enghien (in der Folge Conde) den Oberbefehl erhalten, und sie war aussehnlich verstärkt worden. Diese Verstärkung von 7000 Mann führte ihr der schon damahls

sehr ausgezeichnete Turenne zu. Enghien und Turenne setzten nun auf ihr Heer ein so großes Vertrauen, daß sie den Entschluß faßten, gegen den bayrischen General Mercy, der sich bey dem kurz vorher eroberten Freyburg sehr gut verschanzt hatte, anzurücken. Aber die Bayern wehrten (1644 am 3. Aug.) den ungestümen Angriff der Franzosen so standhaft ab, daß sich dieselben mit einem Verlust von 6000 Mann wieder zurückziehen mußten. Mazarini wurde über die braven verlohrenen Menschen bis zu Thränen gerührt; aber Enghien tröstete ihn mit der Behauptung, daß in Einer Nacht in Paris mehr Menschen geböhren würden. Auch waren durch diese Schlacht die Bayern, die gesiegt hatten, so geschwächt, daß sie sich außer Stand befanden, die glücklichen Unternehmungen der Franzosen am Rhein zu verhindern, und diese brachten die schönen Städte und Festungen Mannheim, Philippsburg, Speyer, Worms und Maynz in ihre Gewalt. Die Hessen bemächtigten sich indessen der Stadt Höchst. Enghien trennte sich hierauf vom Turenne. Er nahm den besten Theil der Cavallerie mit. Dieß hatte die Folge,

Folge, daß Turenne, der sich nach Schwaben wendete, (1645 im April) bey Mergentheim von dem Generale Mercy so entscheidend geschlagen wurde, daß die Bayern von den Gränzen Hessens nicht mehr zurückgehalten werden konnten. Nun eilte aber Enghien mit einem beträchtlichen Kriegsvolk aus Elsaß wieder herbey; die Hessen näherten sich vom Rheinstrome, und Königsmark von Westphalen her. Von der Macht der Vereinigten wurden die Bayern bis an die Donau zurückgedrängt. Bey dem Dorfe Allersheim unweit Nördlingen konnten sie einer Schlacht nicht mehr ausweichen, weil ihr Vaterland in Gefahr war. Die Franzosen griffen (am 23. Jul.) die bayrischen Verschanzungen mit dem lebhaftesten Ungestüm an; aber die Bayern wehrten sich so standhaft, daß das Gefecht äußerst hartnäckig und blutig wurde. Als ein Opfer desselbe fiel Mercy, einer der besten Feldherren dieser Zeit. Turenne und die Hessen bewirkten endlich, daß die Bayern weichen mußten. Aber die Franzosen hatten sehr viele Leute verloren, und Enghien selbst war gefährlich verwundet. Die Franzosen
konnt

ten diesen Sieg überhaupt nicht recht benutzen, weil die Hessen nicht länger mit ihnen in Verbindung stehen wollten, und die vereinigte Macht der Bayern und Kaiserlichen (der Erzherzog Leopold und Gallas waren den Bayern zu Hülfe gekommen) sie zum schnellen Rückzuge nach dem Rhein nöthigte.

Leopold, der mit seinen 24000 Mann 30 bayrische Regimenter vereinigt hatte, glaubte nun auch die schwedische Hauptarmee unter dem General Wrangel vernichten zu können. Diese war, als Wrangel (1646) den Oberbefehl über dieselbe in Böhmen übernahm, 15000 Reiter und 8000 Mann Fußvolk, lauter gediente, auserlesene Leute, stark. Der Erzherzog wollte ihr, noch ehe Königsmark sich an sie anschließen könnte, eine Schlacht liefern. Aber Wrangel zog sich, ihr sorgfältig ausweichend, (im April) durch Meissen bis an die Saale, und von da bis an die Weser. Nachdem er hier Hörter und Paderborn besetzt hatte, gieng er, um in Verbindung mit Turenne zu kommen, nach Wehlar. Hier stieß Königsmark mit seinen leichten Truppen zu ihm. Aber
Turenne

Turenne fand sich nicht ein, weil man, wie Mazarini dem Wrangel meldete, seine Truppen in den Niederlanden brauchte. Die vereinigten Kaiserlichen und Bayern bildeten sich nun ein, mit den Schweden, die den Torstenson nicht mehr zum Obergeneral hatten, einen leichten Kampf zu haben. Aber Wrangel nahm bey Amöneburg eine so glücklich gewählte Stellung, daß er aus Cassel immer frischen Vorrath bekam, während daß die Kaiserlichen ihr Brodt durch einen langen Umweg, und meistens von der Hitze verdorben, aus Franken erhielten, daß ihre Cavallerie auf den Anhöhen großen Mangel an Wasser hatte. So verlohren sie, ohne ihren Plan gegen die Schweden ausgeführt zu haben, 4000 Menschen nebst vielen Pferden.

Indessen kam Turenne wieder herbey. Mazarini wagte es nicht länger, das Verlangen der Schweden wegen einer Unterstützung an Mannschafft unerfüllt zu lassen. Zu Gießen schloß sich Turenne (im Jul.) mit 6000 Mann an Wrangeln an. Die Kaiserlichen, bey welchen der Mangel an Lebens-

Lebensbedürfnissen gar nicht mehr zu ertragen war, zogen sich endlich schnell nach der Lahn zurück. Durch ihre Entfernung wurde Wrangel aufgemuntert, längs der Donau in die kaiserlichen Erblande einzubringen. Wrangel und Turenne giengen hierauf (im Sept.) über die Donau und den Lech. Man wollte die Stadt Augsburg geschwinde erobern, und sie wurde mit großer Lebhaftigkeit angegriffen. Schon war die Uebergabe nahe, als 25000 Kaiserliche und Bayern mit vielem Landvolk ihr zu Hülfe eilten, als die Franzosen und Schweden sich zum Rückzuge genöthigt sahen. Die Bayern und Kaiserlichen wendeten sich hierauf, um den Krieg von den bayrischen Gränzen zu entfernen, nach Schwaben. Dieß benutzte Wrangel, über den unbefestigten Lech in Bayern einzudringen, und dieses Land alle Erpressungen und Mißhandlungen des Krieges fühlen zu lassen. Nur nach einiger Zeit gelang es den Kaiserlichen und Bayern, auch über den Lech zu setzen. Dieß diente aber zu weiter nichts, als daß sich das Elend der armen Bewohner des Landes zwischen dem Lech und der Isar noch vermehrte.

Mazarini wollte den Kurfürsten von Bayern nicht ganz unterdrückt, sondern nur gedemüthigt, nur zur Niederlegung der Waffen gestimmt sehen; er wollte Schweden nicht zu mächtig werden lassen. Vergebens verlangte daher Wrangel von Turenne, daß er ihm auch über die Iser folgen möchte. Dieser zog sich vielmehr nach Schwaben zurück. Von ihm getrennt, bemächtigte sich Wrangel der von 6000 Bauern besetzten Clausse bey Bregenz und des Schlosses Pfannenbergs, das ihm zum Besitze einer großen Beute verhalf. Zu Anfang des folgenden Jahres (1647 Jan.) belagerte er zwar Lindau am Bodensee vergeblich; dagegen brachte er die Insel Meinau in seine Gewalt. Durch die Annäherung der Schweden und Franzosen wurde der Kurfürst von Bayern in seiner Ergebenheit für das Haus Oesterreich so wankend gemacht, daß er sich zu einem Waffenstillstande entschloß, der (14. März) zu Ulm unterzeichnet wurde. Auch der Kurfürst von Köln und der Landgraf von Hessen-Kassel ließen sich in denselben einschließen. Für Wrangel war dieser Waffenstillstand, den Mazarini betrieben hatte, nicht sehr will-

willkommen, weil er dem Schauplatz seiner Thätigkeit engere Gränzen setzte. Auch am Hofe zu Wien, dessen Bevollmächtigter zu Ulm ihn gern verhindert hätte, war man über denselben unwillig. Diesem Unwillen setzte aber der Kurfürst von Bayern die Klage entgegen, daß man ihm nicht genug unterstützt hätte.

Nachdem der Kaiser auch den Kurfürsten von Bayern nicht mehr zum Bundesgenossen hatte, nachdem seine Armee bis auf 12000 Mann zusammengeschmolzen war, so befand er sich in einer sehr bedenklichen Lage, die, von seinen Feinden benutzt, ihm sehr gefährlich werden konnte. Aber Oesterreichs Glück rettete es auch jetzt vom Untergange. Frankreich, zufrieden, den Kaiser entkräftet und seiner Bundesgenossen beraubt zu haben, ließ seine Armee unter Turenne nach den Niederlanden marschieren. Dem noch gab Wrangel den Plan, in die kaiserlichen Erblande einzudringen, noch nicht auf. Nachdem er (1647 März) die Stadt Schweinfurth erobert hatte, rückte er abermals gegen Böhmen an, bemächtigte er

V 2

sich

sich der Stadt Eger. Die Kaiserlichen kamen zum Entsatze derselben zu spät, weil sie, um die Wäther des Hofkriegsrathspräsidenten, des Grafen Schlick, zu schonen, einen Umweg gemacht hatten. Die kaiserliche Armee hatte damals den General Melander, einen heftigen Ueberläufer, zum Oberanführer. So sehr fehlten dem Kaiser brauchbare Generale! Um ihren Mangel zu ersetzen, begab sich Ferdinand III in eigener Person zu den Vertheidigern seines Reiches. Fast hätte er das Unglück gehabt, in die Gefangenschaft der Schweden zu gerathen. Bey einem Haufen von Reitern, den Wrangel an einem Morgen zum Recognoscieren ausgesandt hatte, befand sich, außer dem Obersten Helmsolt, auch Helm Wrangel, der seiner Tollkühnheit wegen der Tolle genannt wurde. Dieser machte den Anschlag, den Kaiser in seinem Lager gefangen zu nehmen. Wrangel und seine Kameraden drangen, während daß im kaiserlichen Lager noch alles schlief, bis zum Zelte des Kaisers vor. Schon hatten zwey schwedische Reiter, die abgestiegen waren, einen kaiserlichen Leibtrabanten getödtet; schon wollten sie in das Zelt des Kais-

Kaisers eindringen, als dieser kaum aus dem Bette aufgestanden war, und sich noch im Schlafrocke befand. Allein' jetzt eilte von allen Seiten so schnelle Hülfe herbey, daß der eine von den beyden Reitern sogleich erstochen, der andre aber gefangen wurde; daß von den ins Lager eingedrungenen schwedischen Reitern nur wenige sich retteten.

Die Kaiserlichen, die Böhmen besetzten sollten, standen auf den nach Meissen zu liegenden Bergen, während daß die Schweden schon ganz Böhmen hinter sich hatten. Der Mangel an Wasser nöthigte endlich (im Jul.) die Kaiserlichen, die schon auf 6000 Mann verlohren hatten, sich bis nach Töplitz zu ziehen. Beyde Armeen waren jetzt weder durch einen Strom, noch durch einen Hohlweg, von einander getrennt. Sie hatten in dem ganzen Kriege einander noch nicht näher gestanden. Dennoch kam es zu ketner Schlacht. Die Kaiserlichen, die sich auf ihrem eignen Boden befanden, und 8000 Mann stärker als die Schweden waren, die nicht mehr als 14000 Streiter zählten, wagten doch keinen Angriff. Sie brachten
viel

vielmehr (im Sept.) zum dritten Mal zuerst wieder auf. Der Kaiser hatte beschlossen, allen entscheidenden Unternehmungen so lange auszuweichen, bis es ihm gelungen seyn würde, den Kurfürsten von Bayern wieder in seinen Bund zu ziehen.

Eben diesen Kurfürsten beleidigte aber Ferdinand III so sehr, daß er eigentlich nicht darauf rechnen konnte, ihn wieder als seinen Bundesgenossen zu sehen. Ueber den mit Frankreich und Schweden geschlossenen Waffenstillstand waren die Officiere des Kurfürsten sehr mißvergnügt, weil er ihnen alle Gelegenheit zu einer einträglichen Thätigkeit entzog. Zu ihnen gehörte selbst der General von Werth. Dieser traf mit den Unterhändlern des Kaisers heimlich die Verabredung, ihm die ganze Armee des Kurfürsten zuzuführen; aber Maximilian entdeckte das Einverständnis noch bald genug, um die Wirkung desselben vereiteln zu können. So wenig Freundschaft nun der Kaiser bey dieser Gelegenheit gegen den Kurfürsten gezeigt hatte, so ließ sich dieser dennoch bereben, die Verbindung mit ihm zu erneuern. Der

Waf:

Waffenstillstand gewährte ihm gar nicht die Vortheile, die er sich von demselben versprochen hatte. Zwar wurde sein Land nicht mehr von den Franzosen und Schweden gedrückt; dagegen mußte er aber auch seine Armee, wenn er sie nicht abdanken wollte, bloß auf seine oder seiner Unterthanen Kosten ernähren. Dief bewog ihn, den Schweden den Waffenstillstand aufzukündigen, und sein Kriegsvolk wieder mit dem kaiserlichen zu vereinigen.

Wrangel fühlte jetzt (im Nov.) die Ueberlegenheit der vereinigten Kaiserlichen und Bayern so mächtig, daß er sich aus Böhmen, durch Meissen und Thüringen, nach der Weser zurückziehen mußte, um der französischen Armee unter Turenne näher zu seyn. Wenn ihn die große Macht der Feinde, die ihm nachrückte, noch vor seiner Vereinigung mit Turenne erreicht hätte, so würde er sich in dem gefährlichsten Gedränge befunden haben; zumahl da von seiner Cavallerie auf 4000 unveritten waren. Aber Frankreichs und Bayerns Politik, die im Einverständnis handelte, erlaubte es nicht, die Schweden

den

den ganz zu unterdrücken, und die Macht des Kaisers dadurch auf eine gefährliche Höhe zu bringen. Frankreich drohete auch dem Kurfürsten, daß er, wenn er sein Kriegsvolk würde über die Weser setzen lassen, den General Turenne nach Bayern schicken wollte. Maximilian durfte also, aus mehr als einer Ursache, an der Verfolgung der Schweden weiter keinen Theil nehmen. Melander, der, von den Bayern verlassen, den Schweden nicht mehr überlegen war, wendete sich nun durch Thüringen nach Hessen. Aus niedriger Rücksicht behandelte er nun das Land seiner ehemaligen Gebietherin so schrecklich, daß er bald selbst die traurigen Wirkungen dieser Behandlung in einem drückenden Mangel empfand. Indessen sammelte Wrangel im Lüneburgschen neue Kräfte, machte er seine Reiterrey wieder beritten.

Noch im Winter (1648) rückte Wrangel wieder ins Feld; zu früh für die Kaiserlichen, die ihre Winterquartiere noch nicht lange genug genossen hatten. Noch fehlte es ihrer Reiterrey an Pferden, und ihrem Fußvolke an Montur; noch fehlte es an allem. Da

Wrangel

Wrangel durch Hessen über den Speßart, und über den Mayn, anrückte, so mußte sich Melander nach der Donau zurückziehen. Wrangel hätte ihn in große Verlegenheit bringen können; aber Turenne wollte sich, aller Aufforderungen des schwedischen Generals ungeachtet, nicht vom Rhein entfernen. Doch Wrangel kränkte Frankreich auch sehr empfindlich, als er den Ueberrest der Cavallerie des Herzogs Bernhard, der Turenne's Befehl nicht länger unterworfen seyn wollte, unter seine Fahnen aufnahm. Endlich durfte sich Turenne wieder an die Schweden anschließen. Die beyden Feldherren beschloßen nun den Krieg abermahls nach Bayern zu versetzen. Da ihnen Melander keinen Widerstand entgegenstellen konnte, so drangen sie bis auf die rechte Seite der Donau vor. Die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Bayern mußten endlich (im May) bey Zusmarshausen Stand halten. Melander wurde in diesem Treffen tödtlich verwundet, und dem bayrischen General von Gronsfeld, dem nunmehrigen Oberanführer des vereinigten Heeres, blieb weiter nichts übrig, als auf der rechten Seite der Lechs eine diesen Strom

beschütz

beschützende Stellung zu nehmen. Allein Wrangel und Turenne folgten (10 May) bey ihrem Uebergange über den Lech dem Wege, den ihnen Gustav Adolf vorgezeichnet hatte, und Gronsfeld opferte, so wie dort Tilly, für Bayerns Vertheidigung sein Leben auf. Die Schweden drangen bis an den Inn vor. Während Maximilian in Salzburg seine Zuflucht fand, fühlten seine unglücklichen Unterthanen die traurigen Wirkungen der durch den angekündigten Waffenstillstand gereizten Rachsucht der Schweden. Wrangel und Turenne wollten nun über den Inn setzen, um dem Erzherzogthume Oestreich näher zu kommen; aber durch einen anhaltend starken Regen war dieser Fluß so sehr angeschwollen, daß alle Versuche, eine Schiffbrücke über denselben zu schlagen, fruchtlos waren. Die Angst der katholischen Parteyen vermehrte noch der Umstand, daß die sehr geschwächte kaiserliche Armee, seit Melanders und Gronsfelds Tode, keinen Feldherrn hatte, den man den feindlichen Generalen entgegen stellen durfte. Endlich kam Niccolomini aus den Niederlanden herbey. Doch die Schweden und Franzosen waren mit den Lebensbe-

dürf-

dürfnissen in Bayern so verschwenderisch umgegangen, daß sie der Mangel derselben nun selbst in Verlegenheit setzte, und zum Rückzuge nach der Oberpfalz nöthigte. Jetzt wurde aber endlich der letzte Auftritt dieses langen Krieges gespielt.

Königsmark, der mit seinen leichten Truppen in Böhmen stand, hatte die Ehre, diesen Auftritt herbeizuführen. Der Oberstlieutenant Ernst Odowalsky, der nicht nur seinen Arm und seinen Dienst verlohren hatte, erlebte auch noch das Unglück, daß sein Gut, von dessen Einkünften er lebte, von den Schweden verwüßt wurde. Vergebens suchte er bey dem Hofkriegsrath in Wien um neue Anstellung, oder einen Gnadengehalt, nach. Die Verzweiflung brachte ihn endlich zu dem Entschlusse, ein Verräther seines Vaterlandes zu werden. Er both seine Dienste dem General Königsmark an. Dieser nahm sie bereitwillig an, und Odowalsky verschaffte ihm nun (im Jul.) Gelegenheit, sich der Kleinseite von Prag zu bemächtigen. Er drang in der Nacht, an der Spitze von einigen

einigen hundert Schweden, durch einen schlecht verwahrten Theil der Stadtmauer, ein. Königsmark, der ihm mit seiner Mannschaft nachrückte, fand nun ein Thor offen. Fast wären die Schweden über die Moldau-Brücke auch in die Altstadt eingedrungen; diese wurde jedoch von den Bürgern derselben noch zu rechter Zeit besetzt, nachdem sie ein Jesuit, ein Magister und drey Soldaten einige Zeit hindurch allein vertheidigt hatten. Doch Königsmark hatte mit seinem schwachen Corps Mühe genug, sich bis zur Ankunft des aus Schlesiens herbeyeilenden Generals Wittenberg, in der Kleinfeste zu behaupten. Endlich langte auch (im Sept.) der neue Obergeneral, der Pfalzgraf Karl Gustav, mit einer Verstärkung von 7000 Schweden und Finnen an. Die Altstadt wurde nun 3 Wochen hindurch ordentlich belagert. Aber der Vertheidiger waren mehr, als der Belagerer. Zu 12000 bewaffneten Bürgern gesellten sich auch noch die Studenten, die einen Jesuiten zum Anführer hatten, gesellten sich zwey Compagnien von Mönchen. Die Gefahr, in welcher sich die
Haupt:

Hauptstadt Böhmens befand, bestimmte aber doch den Kaiser, die bisher gepflogenen Friedensunterhandlungen zum Schlusse kommen zu lassen. So endigte sich also der dreyßigjährige Krieg an eben dem Orte, wo er anfieng!



Sechster Abschnitt.

Geschichte des westphälischen Friedens. Traurige Folgen des dreißigjährigen Krieges.

Ein Krieg, wie der dreißigjährige, an welchem so viele größere und kleinere Mächte Theil genommen hatten, konnte nur durch lange, reiflich überlegte Unterhandlungen zu Ende gebracht werden. Die Wichtigkeit der Gegenstände, und die Verschiedenheit des beyderseitigen Interesse, war zu groß, als daß sich die bisher im Kriege begriffenen Partheyen so leicht hätten vereinigen können. Auf der einen Seite stand der Kaiser, der sich lange nicht entschließen konnte, mit den Reichsfürsten, die er als seine Unterkthanen

ansah

ansah, in Unterhandlungen sich einzulassen. Neben ihm stand Spanien und die katholische Parthey Deutschlands, welche das Verlangen der Protestanten, daß ihr Glaube mit dem katholischen völlig gleiche Rechte haben sollte, für eine unverschämte Annäherung erklärten. Eben diese Protestanten, die dieses verlangten, stützten sich aber auf den mächtigen Beystand von Frankreich und Schweden. Frankreich und Schweden glaubten jedoch für die Verdienste, die sie sich um Deutschlands Verfassung erworben hatten auf ansehnliche, verhältnißmäßige Vergütungen Anspruch machen zu können. Da weder der Kaiser, noch andre weltliche katholische Fürsten, ihre Ansprüche durch Land oder Geld zu befriedigen Lust hatten, so blieb weiter nichts übrig, als die von den Protestanten eingezogenen Stifter preiszugegeben. Eine Aufopferung, welche die katholische Parthey ganz vorzüglich kränkte!

Seit dem prager Frieden war der Wunsch nach einer allgemeinen Aussöhnung der Krieg führenden Mächte immer lebhafter geworden. Aber der kaiserliche Hof wünschte

wünschte diesen Frieden durch einzelne Verträge herbeizuführen. So wie er den Kurfürsten von Sachsen, durch einen besondern Vertrag, von der Verbindung mit seinen Feinden abgezogen hatte, so suchte er auch durch allerley schöne Anträge die Schweden dahin zu bringen, daß sie sich von Frankreich trennen möchten. Aber Oxenstirn übersah die listige Absicht der kaiserlichen Minister viel zu gut, als daß er sich in der Anhänglichkeit an Frankreich hätte wandern lassen. Sie mußten sich daher endlich zu allgemeinen Friedensunterhandlungen entschließen. Der Grund zu denselben wurde schon auf dem Reichstage zu Regensburg (1641 Oct.) gesetzt. Der Kaiser mußte den Reichständen die Theilnahme an den Unterhandlungen nicht allein einzeln, sondern auch im Ganzen, erlauben; doch sollten die Gesandten derselben den Zusammenkünften, die zwischen den kaiserlichen Ministern und den Bevollmächtigten der auswärtigen Höfe würden gehalten werden, nicht beywohnen. Hierauf wurden zu Hamburg (1641 am 25. Dec.) die Präliminarien, oder die vorläufigen Vergleichspunkte, von dem französischen Gesandten, dem Grafen

von d'Avaux, dem schwedischen Minister Johann Salvius, und 3 kaiserlichen Bevollmächtigten, zur Richtigkeit gebracht.

Schon zur Zeit Ferdinands II hatte man, um die päpstlichen und protestantischen Unterhändler einander nicht zu nahe zu bringen, zwey Unterhandlungsorter in Vorschlag gebracht. Dieser Vorschlag kam nun, als die Friedensarbeiten wirklich anfiengen, zur Ausführung. Frankreich und Schweden stritten sich wegen des Vorrangs. Die schwedischen Gesandten wünschten auch die Gelegenheit zu vermeiden, mit den päpstlichen Botschaftern in nähere Verhältnisse zu kommen. Man wurde endlich einig, daß zu Osnabrück die schwedischen und die meisten protestantischen, zu Münster die französischen, spanischen, holländischen und die meisten katholischen Reichstände, an beyden Orten aber kaiserliche Gesandte, die Unterhandlungen betreiben sollten. Der Anfang derselben folgte aber den Präliminarien nicht sogleich nach. Die kaiserliche Ratification derselben wurde erst durch Banners Sieg bey Wittstock bewirkt, und erst bey nahe vier Jahre Galletti Welty. 12r Th. 3 nach

nach den Präliminarien (1645 Oct.) nahm der eigentliche Friedenscongreß seinen Anfang. Aber erst im November stellte sich der vornehmste kaiserliche Bevollmächtigte, der Staatsminister, Graf von Trautmannsdorf, ein. Die meisten Gesandten erschienen nun allmählig, und nur sehr langsam. Ueberhaupt äusserte der Gang des Krieges auf den Gang der Unternehmungen den merklichsten Einfluß. Die zu den Friedensunterhandlungen bevollmächtigten Minister gehörten zu den feinsten Staatsmännern dieser Zeit. Unter ihnen spielten, ausser Trautmannsdorf und d'Avaux, Johann von Oxenstirn, der Sohn des Reichskanzlers, und der päpstliche Nuntius Chigi, die bedeutendsten Rollen.

Schon waren die zu den Unterhandlungen bevollmächtigten fast alle versammelt, als es demungeachtet fast noch ein halbes Jahr währte, bis die Ueberreichung der Propositionen, oder der Vergleichsvorschläge, vor sich gieng. Am Pfingstfeste, in der Kirche, fühlten sich d'Avaux und Dr. Bollmar, einer von den Gesandten des Kaisers, so sehr zur Freundschaft und Verträglichkeit

ge;

gestimmt, daß sie die schleunigere Annahme der Propositionen verabredeten. Die schwedischen waren für die kaiserliche und katholische Parthey theils sehr überraschend, theils sehr auffallend. Sie enthielten das ausdrückliche Verlangen, daß nicht nur der vorige Zustand des deutschen Reiches völlig wieder hergestellt, und die kaiserliche Gewalt eingeschränkt, sondern auch die völlige Gleichheit beyder Religionspartheyen, festgesetzt werden sollte. Den letztern Punkt hatten die kaiserlichen Minister und die Katholischen nicht erwartet. Um so lebhafter war ihr Widerspruch, waren die Einwendungen die sie demselben entgegensetzten. Katholiken und Protestanten waren in diesem Punkte so sehr verschiedener Meynung, daß, selbst nach dem Ausdrücke des Grafen von Trautmannsdorf, zwischen dem Himmel und der Erde keine größere Kluft befestigt war. Auch war es für die Wünsche der Protestanten kein günstiger Umstand, daß die französischen Minister in ihren Propositionen die Religionsgleichheit nicht nur mit Stillschweigen übergiengen, sondern daß sie ihr sogar eine nachdrückliche Erklärung entgegensetzten.

D'Avaux, welcher hier der Leitung Mazarrin's folgte, der bey dieser Gelegenheit dem Papste einen Beweis von seinem Religions-eifer geben wollte, wurde für den Advocaten der Katholiken erklärt, wurde in Italien und in Rom sogar der Vetter der katholischen Religion genannt. Wegen der Thätigkeit, die er in Ansehung dieses Punktes bewies, wäre zwischen dem französischen und schwedischen Gesandten bald eine lebhafte Uneinigkeit ausgebrochen. Gene gaben aber endlich nach, und wenn die Katholiken und Protestanten sich einander näherten, so war dieß dem lobenswürdigen Eifer des Bischofs von Würzburg, des Grafen Johann Philipp von Schönburg, vorzüglich zuzuschreiben.

Es wurde also, zur großen Freude der protestantischen Parthey Deutschlands festgesetzt, daß ihre Religionsgenossen mit den katholischen völlig gleiche Rechte genießen, daß also künftig zwey herrschende, oder völlig gleich berechnigte Religionen im deutschen Reich seyn sollten. Unter der protestantischen war die lutherische und die reformirte begriffen. Die Protestanten wünschten es
 zwar

zwar noch durchzusetzen, daß diese Religions-freyheit und Gleichheit auch in den einzelnen Ländern verstatet seyn, und daß die Wahl eines Glaubens einem jeden frey seyn möchte; aber die Katholischen wollten hierzu durchaus ihre Einwilligung nicht geben; ja die Fürsten derselben bestanden vielmehr darauf, daß ihre Unterthanen, noch vor dem Lehns-Huldigungs- oder Dienstleide, den Religions-eid ablegen sollten. Wenn also von der Gleichheit beyder Religionen die Rede war, so fand dieß zwar in Rücksicht des ganzen Reiches, aber nicht in Ansehung der einzelnen Gebiete und Reichsstädte, statt, und nur an wenig Orten genossen beyde Religionen gleiche Rechte. Die Religionsgleichheit sollte sich auch auf die Personen beziehen, aus welchen die Reichsgerichte, die Reichsdeputationen, und Commissionen zusammen-gesetzt werden. Aber auch hier giebt es Abweichungen von der Regel. Bey dem Reichskammergerichte ist von den beyden Assessoren, die der Kaiser ernennet, doch keiner, so wenig, als der von ihm bestellte Kammerrichter, evangelisch, und unter den Mitgliedern des Reichshofraths werden nicht mehr als sechs
 evan-

evangelische aufgenommen. Doch wurde im westphälischen Frieden ausgemacht, daß in Fällen, wo die Religionsgleichheit nicht stattfinden könnte, z. B. bey der Reichsversammlung, bloß ein freundschaftlicher Vergleich entscheiden sollte. Da während des Krieges manches Stift, oder andre geistliche Gut, sich bald in katholischen, bald in protestantischen Händen befunden hatte, so kam es darauf an, einen Zeitpunkt zu bestimmen, der für den Besitz entscheiden sollte. Man vereinigte sich endlich in Ansehung des Jahres 1624, welches man das Normaljahr nannte, und in allen Fällen, wo dieß angien, sollte vom ersten Tage desselben gerechnet werden.

Der zweyte Hauptpunkt des westphälischen Friedens war die Befestigung und Ausdehnung der Landeshoheitsrechte der deutschen Fürsten. Ungeachtet dieselbe sowohl durch den Besitzstand, als durch das Herkommen mehrerer Jahrhunderte, entschieden war, so wurden über ihren Umfang, von Seiten des Reichsoberhauptes, doch noch manchemal Bedenklichkeiten geäußert. Wenigstens wollte man

man den Reichsfürsten nicht alle Hoheitsrechte zugestehen. Allein Frankreich und Schweden, für die es ein Gegenstand der Politik war, die Macht der Reichsstände auf Kosten der kaiserlichen zu vergrößern, brachten es dahin, daß jene, in Rücksicht auswärtiger Mächte, alle Souverainitätsrechte erhielten; daß sie also mit denselben Verbindungen eingehen, Verträge schließen, Krieg führen können. Gegen den Kaiser und das Reich dürfen diese Verbindungen und Kriege freylich nicht gerichtet seyn. Auch bleiben dem Reichsoberhaupt gewisse vorbehaltene Rechte, als Standeserhöhung, die Ertheilung der Erlaubniß, eine Universität zu errichten, einen Zoll, oder eine neue Münze anzulegen. Damahls erhielten auch die Reichsstädte, die Reichsritterschaft, ja selbst einige Dörfer, die Bestätigung ihrer Unmittelbarkeit und andrer Vorrechte.

Frankreich und Schweden, die sich um die deutschen Protestanten, die sich um die deutschen Fürsten überhaupt so verdient machten, glaubten wegen der aufgewendeten Kriegskosten eine Entschädigung verlangen

zu können. Zu dieser Entschädigung schlugen sie die Abtretung vor Ländern vor. Frankreich erhielt erstlich die seyerliche Versicherung, daß der Kaiser und das Reich seinen Besitz der schon zur Zeit Karls V. eroberten Bisthümer Metz, Toul und Verdun genehmige. Es bekam sodann das Besatzungsrecht in Philippsburg, und die Landgraffschaft Elßaß, nebst allen den Besitzungen und Rechten, die dem Hause Oestreich im Elßaß gehört hatten.

Schweden war weniger leicht zu befriedigen; doch kostete diese Befriedigung dem Kaiser selbst kein Eigenthum. Zwar verlangte die schwedische Regierung nicht weniger, als das Herzogthum Schlesiens; aber sie scheint diese Forderung bloß gethan zu haben, um die Einwilligung des Kaisers zur Sacularisirung verschiedener Bisthümer um so eher zu erhalten. Schweden verlangte Pommern. Dagegen machte aber nicht nur Brandenburg, sondern auch Polen, Einwendungen. Jenes hatte ein Erbrecht auf Pommern, und Polen fürchtete sich vor der Nachbarschaft von Schweden. Die kaiserlichen

lichen Gesandten unterstützten den schwedischen Plan wegen Pommern, weil sie dadurch ihre Nachgiebigkeit in Ansehung der reichsständischen Hoheitsrechte zu gewinnen hofften. Orenstirn sprach schon von der pommerschen Kurwürde. „Warum nicht auch ein lutherscher Kaiser,“ sagte Abaux. Endlich überließ man den Schweden nicht nur Vorpommern, nebst der Insel Rügen, und etnigen Bezirken von Hinterpommern, sondern auch das Erzstift Bremen, das Hochstift Verden, und die meklenburgsche Stadt Wismar.

Brandenburg, wo seit acht Jahren (1640) der große Kurfürst Friedrich Wilhelm regierte, wollte wegen des Verlustes von Pommern entschädigt seyn. Es verlangte, nach dem Beyspiele von Schweden, noch mehr, um recht viel zu bekommen. Es trug unter andern auch auf die schlesischen Fürstenthümer Glogau und Sagan an. Endlich war man froh, daß sich der Kurfürst mit den Bisthümern Halberstadt, Minden, Cammin, und dem Erzbisthume Magdeburg, begnügte. Das letzte sollte ihm aber nicht eher, als nach dem Tode seines damahligen Be-

Besizers, des Herzogs August von Sachsen, zufallen; auch sollten vier Aemter desselben bey Kursachsen bleiben.

Der Herzog von Mecklenburg erhielt für das abgetretene Bismar, die Stifter Schwerin und Magesburg. Der Landgräfin Amalie von Hessen wurde, zur Belohnung ihrer standhaften Anhänglichkeit, die Abtey Hersfeld zu Theil. Der erste französische Bevollmächtigte, der Herzog von Longueville, glaubte, für die von der Landgräfin ihm erwiesene Höflichkeit, sich ihrer mit dem größten Eifer annehmen zu müssen. Draunschweig Lüneburg erhielt, ausser der Abtey Walkenried u. s. w., das Recht, die Stelle eines Bischofs von Osnabrück, abwechselnd mit einem katholischen, zu besetzen. Bayern blieb, wegen der 13 Millionen Kriegskosten die es in Rechnung brachte; im Besitze der Oberpfalz. Diese mußte also der Pfalzgraf am Rhein dem Hause Oestreich zum Opfer bringen. Doch wurde für ihn eine neue Kurwürde, nebst dem Erzschakmeisteramte, gestiftet. Dieß waren nun die vornehmsten Gegenstände des westphälischen Friedensschlusses

schlusses als er (1648 am 14. Oct.) öffentlich abgelesen wurde.

Jetzt verlangten aber die Schweden für ihre Armee, welche diese Veränderungen in der deutschen Verfassung hatte bewirken helfen, noch den Sold auf zehn Monathe, und zwar für jeden Monath, anderthalb Millionen, oder eigentlich 1537675 Thaler, zusammen auf 20 Millionen. Nach ihrer Rechnung betrug die Armee, die sie in Deutschland hatten, 124199 Köpfe; sie beließ sich aber, nach andern Nachrichten, nicht viel über 75000. Man fieng nun, um ihren Abzug oder ihre Abdankung zu beschleunigen, Unterhandlungen mit ihnen an, die die ungeheure Summe bis auf den vierten Theil, auf 5 Millionen, herabbrachten. Da nur zur Entrichtung dieser Summe der burgundische, östreichische und bayrische Kreis nichts beitrugen wollten, so mußte sie auf die sieben übrigen Kreise vertheilt werden. Aufferdem mußten die fünf Stifter Mainz, Köln, Paderborn, Münster und Fulda noch 600000 Thaler an die Landgräfin von Hessenkassel bezahlen.)

Die

Die Schweden setzten den Aufenthalt auf dem deutschen Boden unter dem Vorwande, daß der Friedensschluß erst zur Vollziehung kommen müßte, standhaft fort. Ihre Standhaftigkeit wurde durch die in dieser Sache bewiesene Langsamkeit hinlänglich gerechtfertigt. In Zeit von acht Wochen sollte der Friedensschluß ratificirt werden. Die Auswechselung der Ratificationen erfolgte aber nicht eher als nach 4 Monathen (1649 am 8ten Febr.). Zu Nürnberg wurde die Vollziehung des Friedens noch durch einen besondern Tractat gesichert. Dennoch äusserten sich überall, und bey allen Gelegenheiten, noch Widersprüche und Schwierigkeiten. Die schwedischen Truppen behielten daher ihre Quartiere fortwährend besetzt, und die Unterhaltung derselben machte die Erpressung großer Geldsummen nöthig. Die Versammlung zu Osnabrück und Münster dauerten auch noch immer fort. Der osnabrückische Congreß, „der meistens aus Protestanten bestand, gieng zuerst (im März) auseinander. Der münstersche saßte zwar (am 13. April) den Schluß, daß die schwedischen Truppen, noch vor der Vollziehung des Frie-

Friedens abgedankt, und die von ihnen besetzten Oerter geräumt werden sollten; die Schweden achteten jedoch auf diesen Schluß so wenig, daß der münstersche Congreß, durch ihre Standhaftigkeit ermüdet, endlich (im Jun.) sich gleichfalls auflösen mußte. Die schwedischen Truppen zogen nur in dem Verhältniße ab, in welchem die versprochenen fünf Millionen an sie ausgezahlt wurden, und es währte noch ein ganzes Jahr, bis Deutschland (1650 Jun.) endlich ganz von ihnen geräumt wurde. Dennoch konnte eine päpstliche Bulle diesen Frieden noch für ungültig erklären! Einen Frieden, den Deutschland durch so große Opfer und Drangsale hatte erkaufen müssen!

Größere und längere Kriegsdrangsale hat kein Land in den neuern Zeiten erfahren. Deutschlands schönste Länder waren durch diesen Krieg in Wüsteneyen verwandelt; die Zahl seiner Einwohner hatte sich um mehrere Millionen vermindert. Im Herzogthume Wirtemberg, das vor diesem Kriege eine halbe Million Einwohner zählte, waren nach 23 Jahren (1641) kaum noch 48000, also

also noch nicht der zehnte Theil mehr, vorhanden, und noch sechs Jahre nach dem westphälischen Frieden (1654) als die nach der Schweiz geflüchteten alle wieder zurückgekommen waren, fehlten noch 50000 Haushaltungen, lagen noch 310000 Morgen Weinberge, Getreideland, Wiesen und Gärten unangebaut. In Kursachsen starben in den Jahren 1632, 33 und 34, ausser der gewöhnlichen Zahl von 60000, noch 934400 Menschen, deren Tod durch Kummer und Krankheiten beschleunigt worden war. Während des ganzen Krieges verlor Kursachsen auf drey Millionen Menschen, von welchen 325000 nur allein in Schlachten und Gefechten umgekommen waren. Dadurch verlor das schöne Land, das vor dem Kriege gegen drey Millionen Einwohner gezählt haben soll, über ein Drittel seiner Volksmenge. Hierzu kam noch der Verlust von vielen Hunderten verwüsteten Dörfern, und von 80 Millionen Thalern an baarem Gelde. Die Mark Brandenburg, und vornehmlich die Kurmark, blieb noch im Jahre 1654 einer Wüste, wo nur hier und da Aschenhaufen von abgebrannten Dörfern, und Trümmern

von zerstörten Städten, an ehemahlige Menschenwohnungen erinnerten. Auch im Braunschweigischen war in vielen Gegenden nur noch der dritte Theil der Einwohner übrig. Das Lüneburgsche hatte Meilen weit das Ansehn einer Einöde, wo den Reisenden mehr Wölfe als Menschen begegneten, wo die Städte mit armen Wittwen angefüllt waren, wo niemand für die Erziehung der Waisen sorgte, wo kaum noch hier und da, in einem großen Dorfe, ein Pastor anzutreffen war, wo das Schulmeisteramt oft mehrere Jahre hindurch unbesezt blieb, wo Studenten, und selbst Professoren, unter die Soldaten giengen. Das Unglück, welches Deutschland in diesem Zeitraume erfuhr läßt sich nicht berechnen. Aber gewiß ist die Angabe von 12 Millionen Menschen, die es durch diesen Krieg verloren haben mag, nicht unwahrscheinlich. Noch die Enkel fühlten die Folgen von den schrecklichen Drangsalen, die ihre Großeltern erlitten hatten, und der ehemahlige Wohlstand von manchen deutschen Städten war auf ewig verschwunden. Die Deutschen hatten aber nicht allein ihren Wohlstand, sondern auch ihre guten Sitten

Sitten eingeübt. Das viele ausländische, zum Theil sehr rohe Kriegsvolk machte Deutschlands Einwohner mit neuen Lastern bekannt. Die abgedankten Kriegerleute brachten, wenn sie auch unverstümmelt zurückkamen, die unordentlichsten und ausschweifendsten Sitten mit nach Hause. Das grausame Verfahren der Croaten und Schweden prägte sich dem deutschen Nationalcharakter um so leichter ein, je mehr während dieses Krieges ein ganzer Menschenstamm angewachsen war, je ungehinderter die Laster der Väter sich fortpflanzten. Hang zum Luxus, unmäßige Geldbegierde, und Treulosigkeit waren jetzt Hauptzüge in dem Charakter der ehemals so biedern Deutschen geworden.



Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die französische Macht erlangt ein ausgezeichnetes Uebergewicht.



Erster Abschnitt.

Geschichte der englischen Revolution unter Karl I.



Durch den westphälischen Frieden hatte Mazarini seinen und Richelieus Plan, die Macht des Hauses Oestreich in engeren Grenzen eingeschränkt, und seine Absichten auf eine deutsche Monarchie vereitelt zu sehen, glücklich durchgesetzt. Die Ausführung dieses

Planes, sollte ihm aber zu einer ausgezeichneten Uebermacht den Weg bahnen. Ihn diese zu verschaffen, trugen die damals sehr günstigen Umstände außerordentlich viel bey. Holland that, von Frankreich unterstützt, dem Könige von Spanien so nachdrücklich Widerstand, daß dieser sich Oesterreichs nicht kraftvoll genug annehmen konnte. England wurde erst durch spanische Ränke, und hernach durch seine innern Handel, abgehalten, an dem dreißigjährigen Kriege lebhaft Theil zu nehmen. Dänemark und Schweden beförderten Frankreichs Entwürfe. So schien also fast ganz Europa für die Ausbreitung der französischen Macht zu arbeiten!

Dieser arbeitete nur erst Großbritannien mit glücklichem Erfolge entgegen. Aber welch einen schrecklichen Kampf in seinem Innerm erfuhr es, ehe es sich zu einer bedeutenden Weltrolle empor arbeiten konnte! Vier und zwanzig Jahre hindurch stritt sich die so reizbare englische Nation mit ihrem Könige, der ihre religiöse und politische Freyheit unterdrücken zu wollen sagte, bis eben

eben dieser König unter den Händen des Scharfrichters sein Leben endigte. Die Auftritte, die dieses Trauerspiel herbeiführten, liefen neben den Vorfällen des dreißigjährigen Krieges hin, und Karl I. spielte seine traurige Rolle wenige Monathe nach der Unterzeichnung des westphälischen Friedens aus.

Karl I. bekam keine spanische Prinzessin zur Gemahlin*). Buckingham lenkte viel mehr seine Aufmerksamkeit auf die französische Prinzessin Henriette, die er auf seiner Durchreise nach Spanien kennen lernte. Jacob I., der sich einbildete, sein Sohn würde sich durch eine andre, als eine königliche Prinzessin, beschimpfen, nahm sowohl Frankreichs Anträge wegen einer Verbindung gegen Spanien, als die Vorschläge zu einer Heurath seines Sohnes und der Prinzessin Henriette, bereitwillig an. Und doch war eben diese Verbindung mit einer katholischen Macht, und eben diese Heurath des Kronprinzen mit einer katholischen Prinzessin, seiner Nation so verhaßt! Auch war an

Na 2

eine

*) Theil XI., S. 317.

eine friedliche Wiederherstellung des Schwiegersohnes Friedrich gar nicht mehr zu denken. Der Brautshaß der Prinzessin Henriette war weit kleiner, als er bey der spanischen Infantin seyn sollte. Jene erhielt auch, so wie diese, das Versprechen, daß man die Kinder bis in das dreyzehnte Jahr ihrer Erziehung überlassen wollte. Diesen Punkt hatte sich Frankreich, um den Vorwürfen des Papstes auszuweichen, ausbedungen. Auch bekam der Sohn Karls I., der nachmalige König Karl II., protestantische Hofmeister.

Jacob I bewies sich hierauf etwas thätiger, seinen Schwiegersohn zu unterstützen. Er schickte (1624) den Holländern 6000 Mann Engländer, deren Anführer, vier junge Obersten, unter der Leitung des Prinzen Moritz sich auszuzeichnen hofften. Auch nahm er das Corps des Grafen von Mansfeld in Sold. Aber Jacob war in kriegerischen Unternehmungen nicht glücklich, oder nicht gewandt genug. In Calais wollte man seine Truppen, die er seinem Schwiegersohne bestimmt hatte, nicht ans Land steigen lassen. Nach einiger Zeit nahm die

Flotte

Flotte auf der sie sich befanden, ihren Weg nach Seeland. Aber auch hier waren zu ihrer Aufschiffung keine Anstalten gemacht, und die Generalstaaten befanden sich (im Dec.) wegen ihres Unterhaltes in Verlegenheit. Indessen schlich sich unter der englischen Armee, die sich so lange am Vord befand, eine ansteckende Krankheit ein, welche dieselbe um die Hälfte verminderte, und die andre Hälfte war nur (1625) zu schwach, um eine Erscheinung am Rhein wagen zu dürfen.

Nicht lange hernach (am 27. März) trat Jacob I vom Schauplaze der Welt ab. *) Seine Gemahlin Anna, eine dänische Prinzessin, die ihm sechs Jahre im Tode vorausgegangen war, hinterließ ihm zwey Kinder, den Nachfolger Karl I und die Kurfürstin, einst Königin, Elisabeth.

Großbritannien befand sich während Jacobs I Regierung in einem glücklichen Zustande. Noch herrschten zwischen dem Könige und der Nation nicht die Streitigkeiten,

*) Theil XI, S. 302.

ten, welche die Ruhe des Staates unter seinem Nachfolger so mächtig störten; noch waren die Abgaben, welche die Parlamente bewilligten, gar nicht drückend. Aber die ordentlichen Staatseinkünfte Großbritanniens betrugen auch damals (1617) noch nicht mehr, als 450000 Pfund. Die Zölle brachten etwa 160000 Pfund ein. Die außerordentlichen Einkünfte stiegen indessen während Jacobs I. Regierung doch bis auf 2,200000 Pfund. Den höhern Werth, den das Geld um diese Zeit in England hatte, sieht man aber aus dem Umstande, daß nicht weniger, als 8 Procente gegeben wurden. Vey einer sorgfältigen Staatswirthschaft konnten also die Einkünfte wohl hinreichen. Jacob unterhielt nicht ein einziges Garderegiment. Die ganze Landmacht des Reichs bestand in einer Landmiliz von 160000 Mann. London ließ seiner Mannschaft durch ausländische Officiere eine größte Uebung verschaffen. Nach dem Beyspiele der Hauptstadt bemühten sich auch die Shires, eine wohl eingerichtete und gebildete Miliz zu unterhalten. Aber der Kriegspferde gab es so wenig, daß nicht 2000 Mann

Mann beritten gemacht werden konnten. Auch auf prächtige Equipagen, auf kostbares Hausgeräthe, auf Gebäude, auf die Vergnügungen der Tafel und der Liebe, verwendete Jacob wenig, oder gar nichts. Dennoch verthat er vieles Geld, weil er mehr aus Laune, aus Leichtsinne, als mit Ueberlegung freigebig war. Die Seemacht kostete ihm noch am meisten. Von 1615 bis 1623 wurden 10 neue Schiffe gebaut, und das, was Jacob jährlich auf die Flotte verwendete, betrug, das Holz für 36000 Pfund nicht mit gerechnet, 50000 Pfund. Das größte englische Kriegeschiff führte damals nicht mehr, als 64 Kanonen. Im Nothfalle wurden die Handelschiffe als Kriegeschiffe gebraucht.

Der englische Seehandel war, wegen des langen Friedens, und Jacobs Unterstützung, schon so beträchtlich, daß er auf 10000 Matrosen beschäftigte. Die Engländer hatten zwar drey-mahl weniger Schiffe als ihre Nebenbuhler die Holländer; die englischen Schiffe konnten aber mehr laden. Die Engländer zeichneten sich damals über:

überhaupt noch im Schiffbau, und im Kanonen gießen, aus. Neun Zehnthelle von ihrer Handlung machten die Wollenwaaren aus. Die Ausfuhr der englischen Wolle war verboten; aber die meisten englischen Tücher wurden erst von den Holländern gefärbt und zubereitet. Ein Verboth dieser Tücher erregte laute Unzufriedenheit, und Jacob mußte die Vornehmen seines Reiches gleichsam zwingen, aus feinem englischen Tuche sich Kleider machen zu lassen. So schwer wurde es den Engländern, den wahren Vortheil ihres Gewerbes einzusehen! Feine Leinwand verfertigte man in England damals noch gar nicht. Jacob ließ Maulbeerbäume pflanzen, um Seidenwürmer zu unterhalten; aber das englische Clima war für jene nicht milde genug. Das gegen fieng sich in Virginiten, dieser nordamerikanischen Colonie der Engländer, die Jacob erst befestigte, der Tabacksbau an, der diesen König zu dem Entschlusse brachte, die Einfuhr des spanischen Tabacks zu verbieten.

In diesem Zustande befand sich England, als Karl I Großbritanniens Regierung übernahm;

nahm; ein schöngebauter junger Mann von mittlerer, untersehter Leibesgestalt, aus dessen regelmäßigen und angenehmen Gesichtszügen eine sanfte Schwermuth hervorleuchtete, der, mit einer großen Gewandtheit im Reiten und andern Leibesübungen, einen schönen äusserlichen Anstand vereinigte. Sein Herz war besser, als sein Verstand. Besonders besaß er zu wenig die Kunst, durch eine weise Staatswirthschaft von dem Willen der Nation sich weniger abhängig zu machen, und den religiösen Grundsätzen derselben zu schmeicheln. Die Puritaner machten damals die herrschende Parthey unter den Engländern aus. Aber weder Karl noch seine Minister verstanden es, dieselben mit Vorsicht zu behandeln, verstanden es, den Verdacht, als wenn sie die katholische Religion zum Nachtheile der protestantischen begünstigen wollten, ihnen zu benehmen. Doch schon der Umstand, daß Karl dem bey der Nation verhassten Buckingham sein Vertrauen schenkte, empfahl den Anfang seine Regierung sehr wenig.

Buckingham wollte den dringenden Bedürfnissen der Staatscasse, auch ohne Einwilligung

willigung des Parlaments, abhelfen. Allein der gutmüthigere Karl wünschte recht sehnlich den großen Rath seines Volkes zu versammeln, weil er von demselben nicht nur Geldunterstützung, sondern auch Beweise von Liebe und Nachgiebigkeit, zu erhalten hoffte. Schon im dritten Monate nach seinem Regierungsantritte (im Jun.) wurde das Parlament eröffnet; aber die Mitglieder desselben bestanden meistens aus eifrigen Puritanern, die, mit den hierarchischen Zwang, und Karls Vermählung mit einer katholischen Prinzessin unzufrieden, den Buckingham, als Karls vornehmsten Rathgeber haßten, und schon deswegen für die Befriedigung der königlichen Wünsche keine Neigung fühlten. Dasmahl galten noch keine Kunstgriffe, die den Ministern die Stimmen der Parlamentsglieder verschaffen konnten. Die Kronbeamten, die im Parlamente saßen, durften nicht einmal auf eine bestimmte Summe antragen. Karl rechnete jetzt bloß auf die Liebe seiner Unterthanen. Daher berührte er die Geldbewilligung nur beyläufig; aber das Unterhaus glaubte alles gethan zu haben, als es ihm

ihm eine doppelte Subsidie *), oder 112000 Pfund zugesand. Noch mehr verdroß es Karl, daß einige Parlamentsglieder von großem Geist und tiefen Kenntnissen sehr eifrige Freiheitsgrundsätze ausserteten. Eine ansteckende Krankheit, die sich zu London verbreitete, nöthigte Karl, das Parlament nach Oxford zu verlegen. Hier trug er seine Forderungen mit mehr Bestimmtheit vor. Er verlangte nicht weniger als anderthalb Millionen. Aber so sehr er bath, so wenig befriedigten die Gemeinen, die das Unterhaus ausmachten, seine Wünsche. Im Unerwillen darüber faßte Karl den Entschluß, das Parlament, das sich so widerspenstig bezeugte, nicht etwa nur zu prorogiren oder aufzuschieben, sondern ganz auseinander gehen zu lassen.

Aber die Geldnoth war (im Aug.) einmal so dringend, daß man ihr schlechterdings abhelfen mußte. Dieß geschah durch königliche Verschreibungen mit dem geheimen Siegel.

*) Es ließ die außerordentliche Summe, die das Parlament dem Könige verwilligte.

Siegel. Man brachte durch dieses Mittel eine so beträchtliche Anleihe zusammen, daß man eine Flotte von 80 Schiffen, mit 10000 Mann Soldaten, ausrüsten könnte. Cecil, dem man den Oberbefehl über dieselbe anvertraute, segelte nach Cadix; er hatte jedoch die zu seiner Unternehmung günstigste Zeit versäumt, und eine ansteckende Krankheit nöthigte ihn, wieder nach Hause zu gehen. Ueber den Hof und seinen General wurde nun laut geklagt. Wenn nur nicht auch der Gang der spanischen Gallionen fehlerhaft gewesen wäre! Auf diesen hatte man, als auf das wirksamste Mittel, die Staatscasse wieder zu füllen, ganz vorzüglich gerechnet. Nun aber war der Zustand derselben so traurig, daß dem Könige und seinem Minister weiter kein andres Rettungsmittel, als ein Parlament, übrig blieb.

Aber das neue Parlament (1626 Febr.) entsprach Karls und Buckingham's Wünschen eben so wenig, als das erste. Buckingham wurde immer mehr der Gegenstand des Hasses, weil er sich die Gewalt, die er über den König ausübte, gar zu sehr merken ließ.

Daher

Daher wollten auch die Gemeinen durchaus nicht mehr, als 212000 Pfund, oder eine vierfache Subsidie, bewirken, und noch vorher sollten die Beschwerden der Nation abgestellt werden. Die Seele dieser Parlementsbewegungen gegen den Buckingham, war der Graf Bristol, den Karl, als den Hauptgegner des Herzogs, nicht wollte einladen lassen, der aber demungeachtet erschien. Der Minister beschuldigte ihn nun des Hochverraths; aber Bristol warf diese Beschuldigung auf den Herzog zurück. Buckingham hätte, dadurch rechtfertigte er diese Beschuldigungen, die Seemacht vernachlässigt, dem Könige von Frankreich Schiffe gegen die Hugenotten geliehen, Bedienungen und Ehrenstellen verkauft, und vom Könige sich große Geschenke geben lassen. Aber diese Vorwürfe waren theils zu einer förmlichen Anklage nicht wichtig genug, theils übertrieben. Zu Buckingham's Fehlern gehörte Geiz und Gewinnsucht am wenigsten. Wenn sein Rath den König nur besser geleitet hätte. Dieser war vielmehr Ursache, daß Karl jede Gelegenheit, die Gemeinen seine Verachtung fühlen zu lassen, eifrig benutzte; daß er in dem

Falle

Falle, daß man fortführe, das Verfahren seines Ministers zu untersuchen, und die Vermehrung der Subsidien zu verweigern, die Sitzungen des Parlaments aufzuheben drohete. Da die Gemeinen wegen Buckinghams jetzt nicht durchbringen konnten, so trugen sie, um den Hof in neue Verlegenheit zu setzen, auf die strengere Ausübung der Strafgesetze gegen die Katholiken an; so erklärten sie standhaft, daß der König künftighin nicht mehr befugt seyn sollte, die Abgabe von Tonnen und Pfunden, die von den eingeführten Waaren entrichtet wurde, und zur Unterhaltung der Seemacht bestimmt war, eine Abgabe, die seit Heinrichs VI Zeiten jedes erste Parlament eines Königes auf seine ganze Regierung bewilligte, eigenmächtig einsfordern zu lassen. Karl konnte seinen Unwillen über die Widerspenstigkeit des Parlaments so wenig unterdrücken, daß er abermals (im Jun.) zur Aufhebung desselben schritt. Vergebens bemüheten sich die Pairs des Oberhauses, noch einen Aufschub zu vermitteln. „Nicht einen Augenblick länger,“ sagte Karl, „sollen die Sitzungen fort dauern.“

Da

Da Karl seine Absicht, vom Parlament mit beträchtlichen Geldbewilligungen unterstützt zu werden, getäuscht sah, so hätte er mit Spanien sogleich Frieden schließen sollen. Es war ja ohnedieß nicht politisch, dem mächtigern Frankreich beizustehen. Allein Karl, der die einmahl gefassten Entschlüsse nicht leicht wieder aufgab, schlug, um diesen Krieg fortsetzen zu können, allerley, eben nicht sehr löbliche Mittel ein, sich Geld zu verschaffen. Zwar verweigerte ihm die Stadt London eine Anleihe von 100000 Pfund, und der Adel schoß ihm die Summen, die er von ihm borgte, auch ziemlich langsam her; aber die Befreyungen von den Strafgesetzen, die er den Katholiken ertheilte, brachten ihm desto mehr Geld ein. Eben diese schienen jedoch den Verdacht wegen seiner Vorliebe für die katholische Religion besonders zu rechtfertigen. Indessen machte Karl zur Ausrüstung einer Flotte gegen Spanien ernstliche Anstalten. Das meiste that aber doch der Eifer der Nation. Die Schiffe, aus welchen die Flotte bestehen sollte, wurden unter die Seestädte vertheilt, die, mit Beyhülfe der benachbarten Shires,

eine

eine gewisse Anzahl von Schiffen in Seege-
fertigen Stand setzten. Die Stadt London
rüstete allein 20 aus. Als Karls Bundesge-
nosse, Christian IV von Dänemark, nach der
unglücklichen Schlacht bey Lutter am Baren-
berge, einer kraftvollern Unterstützung be-
durfte, war Karls Staatscasse bald wieder
ausgeleert. Buckingham verleitete nun seinen
König zu dem Schritt, durch ein allgemeines
Darlehn, das nach dem Verhältniß von vier
Subsidiensummen, jede von 56000 Pfund
berechnet war, sich Geld zu verschaffen. Um
das Volk für das Darlehn geneigt zu machen,
mußten die Prediger auf den Kanzeln den
blinden Gehorsam gegen den König anprei-
sen, mußten sie alles, was mit den Gesezen
und der Verfassung im Widerspruche stände,
für aufrührerisch und gottlos erklären. Ein
Erzbischof, der den Druck einer solchen Pres-
digt nicht erlauben wollte, wurde auf sein
Landgut verwiesen. Weigerte sich jemand,
seinen Beytrag zum Darlehn zu entrichten,
so wurde er verhaftet. Das Mißvergnügen
über diese Verfahrungsart stieg noch höher,
als die Armee, welche die unglückliche Ex-
pedition gemacht hatte, jetzt nicht in Gast-
höfe

höfe und öffentliche Häuser, wie ehemals,
sondern in Privathäuser, und zwar vornehm-
lich in die Wohnungen derer, die das Dar-
lehn verweigerten, einquartiert wurde. Viele
von diesen mußten unter den Soldaten Dien-
ste nehmen. Die schlecht besoldeten Solda-
ten hielten schlechte Mannszucht. Man sah
sich nun genöthigt, Kriegsgerichte niederzu-
setzen. Aber auch diese, die man als etwas
neues betrachtete, halfen die allgemeine Un-
zufriedenheit vermehren.

Karl, den nun schon der Krieg mit Spa-
nien, des Geldmangels wegen, in Verlegen-
heit setzte, mußte nun (1627) auch mit
Frankreich Krieg führen. Hierzu verleitete
ihn Buckingham. Dieser war auf Richelieu,
nicht sowohl wegen seiner Regierungsgewalt,
und seines mächtigen politischen Einflusses,
als wegen der Liebe und Galanterie, eifers-
süchtig. Schon als Gesandter Karls I, we-
gen dessen Heyrath mit der Prinzessin Hen-
riette, hatte Er, auf den Paris, als auf den
Liebling zweyer Könige, schon aufmerksam
war, durch seine außerordentlich schöne Ge-
stalt, seinen feinen Anstand, seine Pracht,
Galletti Weltg. 227 Th. B 6 sei

seinen Aufwand, durch seine woligen Einfälle, allgemeine Bewunderung erregt. Bey den Lustbarkeiten des Hofes hatten seine Talente eine glänzende Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Auch benutzte Buckingham dieselben so vortreflich, daß er auf die Damen, und selbst auf die Königin, einen für sich günstigen Eindruck machte. Buckingham, ein gewandter Menschenkenner, wagte es endlich, mit der Königin ein Liebesverständnis anzufangen. Dieß fand so gute Aufnahme, daß er, als ihn das Ende seines Auftrages nach London zurückrief, heimlich nach Paris zurückkehrte, und für diese Verwegenheit bloß mit einem sanften Verweise bestraft wurde. Zum Unglück erfuhr aber Richelieu, gleichfalls ein Verehrer der Königin, den Roman, den Buckingham mit derselben spielte. Vergewissert bemühte sich der nicht junge Cardinal, mehr in die Künste der Politik, als der Liebe, eingeweiht, die zärtlichen Pläne seines Nebenbuhlers zu vereiteln. Richelieu glühte nun von der Begierde, sich an dem glücklichen Liebhaber zu rächen. Als daher Buckingham, in den Angelegenheiten seines Königes, zum zweyten Mal nach Paris kam:

kommen wollte, erhielt er vom Könige von Frankreich die Weisung, an diese Reise gar nicht zu denken. Der dadurch innig gekränkte Buckingham that nun den Schwur: daß er die Königin, aller Macht von Frankreich zum Troste, sehen wolle! Sein König mußte nun Frankreichs Feind werden. Nun wurden alle französische Bedienten aus England fortgeschickt; nun verstattete man Kaperey gegen französische Schiffe. Als dieses weiter nichts, als Repressalien erzeugte, unterstützte man einen gegen den französischen Hof feindselig gesinnten Prinzen von Conbise *), der sich, nebst seinem Bruder Rohan, in London befand, seegelte Buckingham selbst mit einer großen Flotte nach der französischen Küste. Diese unglückliche Unternehmung versetzte auch noch die Familien, welche die spanische Expedition verschont hatte, in Trauer, und der Haß gegen den Urheber dieses doppelten Unglücks wurde immer lauter und allgemeiner.

Immer lauter und allgemeiner wurden aber auch die Klagen über die Mittel, durch

B 2

die

*) Theil XI, S. 340.

die sich Karl bisher Geld zu verschaffen gesucht hatte. Buckingham, der zugleich der dringenden Geldnoth seines Königes abhelfen, und bey der Nation sich wieder in Gunst setzen wollte, war daher der erste Minister, der auf ein neues Parlament antrug. Wenn er sich aber (1628 März) im Ernst von diesem Parlamente veränderte Gesinnungen versprach, so konnte er sein Publikum sehr wenig. Die wichtigsten Männer im Unterhause, die dreyemahl mehr Vermögen als die Pairs besaßen, fühlten sich von eben dem Geiste der Unabhängigkeit befeelt, der sich von den Lippen ihrer Vorgänger geäußert hatte. Von den Abgeordneten der Flecken und Shires, welche die Gemeinen vorstellten, waren manche im Gefängnisse gewesen, hatten manche ihre Freyheiten innigst gekränkt gefühlt. Unter solchen Umständen durften der König und Buckingham auf wenig Vereitwilligkeit rechnen. Ihren unbesonnenen Drohungen, die sie sogleich äusserten, setzten die Gegner kluge Mäßigung entgegen. Standhaft erklärten sie, daß sie nicht eher Subsidien bewilligen könnten, als bis durch eine besondere Bill (einen Parlamentsschluß) die Rechte und Frey-

Freiheiten der Nation gegen alle Insechtungen gesichert wären. Auch gieng diese Bill, aller Bemühungen Karls ungeachtet, dennoch soweit durch, daß sie bis zum Oberhause gelangen konnte. Da sie nun hauptsächlich gegen alle eigenmächtig aufgelegten Abgaben gerichtet war, so erregte sie bey Karl und seinem Minister den lebhaftesten Unwillen, und dieser äusserte sich darinn, daß das Parlament (im Jun.) zwar nicht aufgelöst, aber doch prorogirt wurde.

Als die Versammlungen des Parlaments wieder fortgesetzt wurden, lebte Buckingham nicht mehr. Eine zweyte Unternehmung zum Entsatze des bedrängten Rochelle, die unter der Leitung Denbighs, Buckinghams Stiefbruders, stand, hatte der englischen Nation wenig Ehre gebracht, und dem Haß gegen den Minister die stärkste Spannung gegeben. *) Von diesem Haße war aber besonders Felton belebt. Dieser, von guter Herkunft, aber von einem hitzigen und dabey zur Schwermuth geneigten Temperamente, hatte auf der Insel Rhe seinen Hauptmann

vers

*) Theil XI, S. 342.

verlohren. Er glaubte sich zur Befetzung seiner Stelle so berechtigt, daß er, als man sie ihm abschlug, sogleich abdankte. Aber nun war auch seine Nachsicht, die er gegen den Buckingham fühlte, so feurig, daß er die Ermordung desselben beschloß. In diesem Entschlusse bestärkte ihn noch der Gedanke, daß er sich durch die Ausführung seines Planes um die ganze Nation verdient machen würde. Er begab sich zugleich mit Buckingham heimlich nach Portsmouth. Hier befand sich Buckingham einst (am 28. Aug.) in der Gesellschaft Rohans und andrer ausgewanderten Franzosen. Ihr Wortwechsel wird immer lebhafter und lauter. Der Herzog will endlich fortgehen. Indem er, mit jemand sprechend, die Thüre noch in der Hand hat, empfängt er einen tödtenden Strich in die Brust. „Der Vöfewicht hat mich getroffen!“ dies waren, als er das Messer aus der Wunde zog, seine letzten Worte. Die lauten Reden, die in der Gesellschaft gehört worden waren, verursachten, daß man die Franzosen wegen dieser Ermordung sehr in Verdacht hatte, daß man bald über sie hergefallen wäre. Endlich wurde man auf einen Hut

Hut aufmerksam, auf dessen inwendiger Seite ein Papier aufgenähet war. Auf diesem Papiere standen einige Zeilen von der Remonstranz oder Vorstellung der Gemeinen, worin sie den Herzog für einen Feind des Reichs erklärt hatten, und unter denselben befand sich ein kurzes Gebeth. Während der lebhaften Sensation, die dieß verursachte, bemerkte man einen Menschen ohne Hut, der ganz ruhig vor dem Thore herumgieng. „Ich bin der Mörder“ sagte er ganz gelassen, zu denen, die auf ihn zugingen. Zugleich both er, um auf den Tod der Hinrichtung nicht erst warten zu dürfen, seine Brust ganz bereitwillig dem Stahle dar, der sie durchbohren wollte. Man fand es für gut, ihm zu sagen, daß Buckingham nur gefährlich verwundet wäre, und daß man ihn noch zu retten hoffe. „Ich weiß es zu gewiß“ sagte Kelton lächelnd „daß der Stoß, den Buckingham von mir empfangen hat, tödtlich ist.“ Als man ihn fragte, wer ihn dazu verleitet hätte, erklärte er standhaft, daß kein Mensch in der Welt im Stande gewesen wäre, ihn zu einer solchen That

That zu bereden, und daß er sie ganz aus eignen Antriebe vollbracht hätte.

Karl I. nahm die Nachricht von dem Tode desjenigen, auf dessen Rath er das größte Vertrauen setzte, mit der ihm angebohrenen Gleichmüthigkeit auf. Doch verordnete er, daß dem Selton der Proceß gemacht werden sollte; auch blieb er immer ein Feind derjenigen, die Buckingham's Feinde gewesen waren. Der Tod des Mannes, der den Gegenstand des allgemeinen Hasses abgegeben hatte, brachte in den Gesinnungen, die die Repräsentanten der Nation gegen den König hegten, keine Aenderung hervor. Da auch der dritte Versuch, die Stadt Rochelle zu entsetzen (eine Unternehmung, für die sich das englische Volk aus Religionsgründen interessirte) gleichfalls fehl schlug, so wuchs der Verdacht und die Unzufriedenheit der Gemeinen immer mehr. Dieß zeigte sich in der Hartnäckigkeit, mit welcher das (1629) wiedereröffnete Parlament dem Könige die Befriedigung seiner Forderungen verweigerte, mit welcher es ihm das Pfund und Tonnengeld nicht einmahl auf ein Jahr zugestehen wollte.

Diese

Diese Hartnäckigkeit hatte den Zweck, dem Könige das Recht, Abgaben auszusprechen, ganz zu entziehen. Doch das Haus der Pairs verwarf die deswegen in Vorschlag gebrachte Bill. Karl fand es indessen (im März) für gut, auch das dritte Parlament aufzuheben, und manche von den Mitgliedern desselben, die sich seinen Willen am lebhaftesten widersetzt hatten, in Verhaft nehmen zu lassen. Das Geschrey über diese Verhaftungen stimmte die Unzufriedenheit der Nation immer höher.

Da Karl von dem Parlamente die Abstellung seiner Geldnoth nicht erwarten durfte, so war er entschlossen, den großen Rath der Nation nicht wieder zu versammeln. Wegen des Geldmangels sah er sich aber auch gezwungen, mit Frankreich (1629 April) und Spanien (1630 Nov.) Frieden zu machen. Diese beyden Staaten hatten sich blos gegen ihn vertheidigt, und sie hegten so wenig Feindschaft gegen ihn, daß sie ihm sogar seine Gefangenen wieder heraus gaben. Sie waren aber auch schon zufrieden, daß sich Karl weder des pfälzischen Friedrichs, noch

der

der Huguenotten, annahm. Doch interessirte er sich noch für das Schicksal seiner Schwester der Kurfürstin, und er ließ daher für den König Gustav Adolf 6000 Schottländer anwerben. *)

Karl war seit Buckingham's Tode sein eigner Rathgeber. Die Maßregeln, die er in der Folge ergriff, waren zwar weniger überreife und gewaltsam, als ehemals, aber noch immer unklug und verfassungswidrig. Zu solchen Maßregeln verleiteten ihn die überspannten Begriffe, die er sich von dem Umfange der königlichen Rechte gebildet hatte.

Zu solchen Maßregeln verleitete ihn aber auch seine Gemahlin, die, nicht nur schön, sondern auch klug und geistreich, seit Buckingham's Tode sein Vertrauen am meisten fesselte, für die er, seines galanten Wesens ungeachtet, die eheliche Treue standhaft beymahielt. Diese stimmte ihn besonders zur Begünstigung der Katholiken. Wahrscheinlich gab sie ihm den schlaunen Rath, einige von

von den Häuptern der Volkspartey unter seine Minister zu versetzen. Sein erster geheimer Rath wurde jetzt der Ritter Thomas Wentworth, den er zum Grafen von Strafford erhob; ein Ehrfurcht einflößender, strenger Mann, der jetzt die königlichen Rechte mit eben dem Eifer vertheidigte, mit welchem er sie vorher angefochten hatte. Einen wichtigen Einfluß auf Karls Benehmen, sowohl in weltlichen als kirchlichen Angelegenheiten, hatte Laud, der Bischof von London, von strenger Enthaltbarkeit in Ansehung der Vergnügungen, unermüdlich eifrig, seine geistliche Würde geltend zu machen, besonders gegen die Puritaner, gegen die er alle Regeln der Klugheit und des Wohlstandes aus den Augen setzte. Schon waren der kirchlichen Gebräuche zu viele für das Volk, und Laud bestand dennoch auf der Vermehrung derselben. Dieß brachte ihn bey den Puritanern in den Verdacht, als wenn er den Catholicismus allmählig wieder herbeyführen wollte. Selbst zu Rom war man davon so sehr überzeugt, daß man ihm zweymahl den Cardinalshut anboth. Seine kirchlichen Anordnungen neigten sich allerdings

*) Oben S. 132.

dings zum katholischen Gottesdienste hin. Aber Karl war mit seinen Anordnungen schon deswegen übereinstimmend, weil Lauds hierarchische Grundsätze zu einer größern Ausdehnung der königlichen Gewalt hinleiteten, die der schlaue Bischof bey allen Gelegenheiten zu vergrößern suchte; weil die Nachsicht, die man gegen die Katholiken in Ansehung der strengen Verordnungen bewies, eine reiche Quelle der königlichen Einkünfte ausmachte. Zu den Quellen derselben gehörte jetzt manche Abgabe, die der König aus eigener Macht erhob. Sein Ministerium wollte alles durchsetzen, und eine hohe geistliche Commission verfuhr in kirchlichen Angelegenheiten auf eine eben so despotische als unbesonnene Art.

Karl wurde durch diese hohe Commission (1637) verleitet, auch in Schottland, wo die Puritaner und Presbyterianer die herrschende Parthey ausmachten, ein neues Kirchenrecht, und eine neue Liturgie, einzuführen. Dadurch wurden die Handel mit seinen Unterthanen erst gefährlich. Die englischen waren noch von keiner großen Bedeu-

tung. Die Auflagen, die Karl eigenmächtig erhob, thaten dem Gewerbe und dem Wohlstande der Nation gar keinen Eintrag. Man besorgte nur, daß das Parlament am Ende ganz entbehrlich seyn würde. Diese Lage der Dinge hätte also, wenn die Unruhen in Schottland nicht dazu kamen, noch lange fort dauern können.

In Schottland befand sich der Adel noch immer im Besitze großer Güther mit erblicher Gerichtbarkeit. Von den großen Ländereybesitzern war der niedere Adel gleichsam abhängig. Er nahm bey denselben sehr gern Dienste an. Hingegen war, durch die lange Abwesenheit des Königes, die Verbindung zwischen ihm und dem auf dem Lande lebenden Adel gleichsam aufgelöst. Dieser König suchte nun die Macht und das Ansehen der Geistlichen zu vergrößern, weil er von ihnen mit Zuverlässigkeit erwartete, daß sie in ihren Predigten dem Volke Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen den Monarchen einflößen würden. Daher wurden viele Prälaten von ihm zu Staatsbeamten ernannt. Ihre Vorzüge, die sie nicht immer mit Mäßigung genossen,

krän-

kränkten den stolzen Adel um so inniger, je weiter die Prälaten in Ansehung des Rang und Standes ihm nachgiengen. Auch verdroß es denselben, daß man ihm die reichen Pfründen nahm, und sie den Prälaten gab.

Bei diesen, oder bei der hohen Geistlichkeit, verschaffte sich also Karl große Gunst. Die Prälaten wollten nun die geringern Pfarrer und Prediger in strenger Aufsicht halten. Diese, nach deren Behauptung die Diener Gottes einander alle gleich waren, fühlten sich dadurch so beleidigt, daß sie von den Kanzeln herab die gemeinen Leute zum Unwillen über die vornehmen Geistlichen reizten; die gemeinen Leute, die noch roher und ungestümer, als die Engländer, und als die eifrigsten Puritaner, gleich alles für Uebergang zum Katholicismus hielten. Nach ihren Grundsätzen war die kirchliche Gewalt von der weltlichen ganz unabhängig, konnte bloß die Kirche, in Ansehung des Gottesdienstes und der Kirchenzucht, Veränderungen vornehmen. Karl hoffte nun mit Hilfe der Prälaten seine Rechte in Kirchensachen geltender

zu

zu machen. Er machte (1635) neue Canones, oder Verordnungen wegen der Verwaltung des Kirchenstaates bekannt. Man war mit derselben höchst unzufrieden, weil sie die königliche Gewalt als ganz uneingeschränkt darstellten. Die Besorgniß, daß diese Uneingeschränktheit auch auf die weltliche Regierung übergehen würde, schien nicht ungegründet.

Die neue Liturgie, welche Karl in Schottland wollte einführen lassen, sollte nach einer königlichen Proclamation am ersten Ostertage ihren Anfang nehmen. Um die Gemüther der Hauptstadt erst darauf vorzubereiten, schob sie der Stadtrath noch einige Monathe auf. Als nun (am 23. Jul.) der Dechant in der Hauptkirche, in ein Messgewand eingehüllt, den Gottesdienst anfangen will, und kaum das Buch aufgeschlagen hat, so wird er vom Geschrey des Pöbels, und besonders der Weiber: „Papist, Papist; Antichrist! steinigt ihn!“ stürmisch unterbrochen. Nach dem Bischofe, der nun die Kanzel bestiegt, fliegt ein Stuhl. Kaum war man im Stande, die Vermenden aus der Kirche zu entfernen.

Der

Der Bischof war auch auf der Strafe in Gefahr. Nun wagte man keinen zweiten Versuch, die neue Liturgie einzuführen. Dennoch kamen vom Lande immer mehr Leute nach Edinburg, dennoch wurde der Lärm immer größer. Auch nahmen immer mehr rechtliche Leute an dieser Sache Theil. Man vereinigte sich zu dem gemeinschaftlichen Entschlusse, den gottesdienstlichen Neuerungen sich standhaft zu widersetzen. Man erklärte dieß dem Stadtrathe in Vitterschriften, welche von den vornehmsten Personen unterschrieben waren. Den meisten Lärm verursachten wie gewöhnlich die Weiber, und die Geistlichen. Letztre behaupteten ganz laut, daß man die Papsterey wieder einführen wolle. Der Erzbischof, ein kluger und gemäßigter Mann, suchte (1638) durch seine Vorstellungen den König zu andern Gesinnungen umzustimmen. In eben dieser Absicht begaben sich einige schottische Große nach London. Aber Karl setzte ihnen die hartnäckige Erklärung entgegen, daß er, alles Vorgefallne vergessend, die neue Liturgie durchaus eingeführt wissen wollte.

Jetzt brach in Schottland eine förmliche Empörung aus. Der hohe und niedre Adel, die Geistlichkeit und der Bürgerstand bildeten vier Tafeln oder Versammlungen von Repräsentanten, welchen alle Regierungsgehalte übertragen wurde. Diese mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, allen Neuerungen in gottesdienstlichen Sachen sich entgegen zu setzen. Man erneuerte bey dieser Gelegenheit den sogenannten Covenant, eine schon unter Jacob I in den heftigsten Ausdrücken abgefaßte Mißbilligung des Katholicismus, und eben dieser Mahne bezeichnete nun die ganze Parthey derer, die sich der Einführung der neuen Liturgie entgegenstimmten. Karl verlangte durch einen Bevollmächtigten, den er (im Jun.) nach Edinburg schickte, man sollte dem Covenant entsagen; dagegen sollte die Einführung der neuen Kirchengesetze und der neuen Liturgie noch aufgeschoben werden. Durch eine solche Erklärung ließen sich die Verschwornen aber nicht beruhigen. Auch konnten sie dem Könige um so mehr Trotz biethen, da sich die Zahl der wehrhaften Männer, auf deren Beystand sie sich verlassen konnten, schon

auf 60000 belief. Karl, der ihnen kein ordentliches Militär entgegenstellen konnte, fieng nun (im Sept.) an, nachzugeben. Er erklärte sich bereit, die neue Liturgie und die hohe geistliche Commission ganz abzuschaffen, und die Macht der Bischöfe einzuschränken. Sein Bevollmächtigter Hamilton hatte den Auftrag, erst eine Versammlung und hernach ein Parlament zu berufen, und alle Beschwerden abzustellen. Karls Nachgiebigkeit bestärkte den Troz des schottischen Covenants. Um das Ansehen desselben zu entkräften, errichtete Karl einen neuen Covenant, in welchem (wider seine Neigung) dem Pabstthum mit feyerlicher Heftigkeit entsagt wurde. Aber auf den neuen Covenant schimpfte der alte. Dieser veranstaltete nun eine Versammlung zu Glasgow, in welcher die Bischöfe, die hohe Commission, die neuen Kirchengesetze und die neue Liturgie abgeschafft wurden. So wurde das Gebäude, an dessen Auführung Jacob I und Karl I so planmäßig gearbeitet hatten, auf Einmahl zertrümmert. Frankreich unterstützte den schottischen Covenant mit Geld und Waffen, weil Karl sich den französischen Planen auf die

die spanischen Niederlande widersetzte. Die Schottländer bedurften jedoch wenig fremder Unterstützung. So groß war ihr Eifer und ihre Thätigkeit. Sie hatten an dem Grafen von Aegyle, ein zwar unbiegsames, aber auch entschlossenes und kluges Oberhaupt. Sie hatten bey ihrer Mannschaft viele Officiere, die dem großen Gustav Adolf ihre Bildung dankten. Ihr Obergeneral war Leslie. Es fehlte weder an Kriegsvolk, noch an Waffen. Fast das ganze Reich erklärte sich für den Covenant. Man besetzte einige vernachlässigte Schlösser. Man versetzte in großer Geschwindigkeit die Stadt Leith in einen festern Zustand, und selbst Frauen von Rang und Stande trugen auf ihren Schuldern Materialien herbey.

Doch die Schottländer hatten Ursache, sich mit Eifer zu rüsten. Karl, der durch gute Wirthschaft nicht nur alle im französischen und spanischen Kriege gemachte Schulden bezahlt, sondern auch einen baaren Geldvorrath von 200000 Pfund zusammengebracht hatte, dem die Katholiken, auf deren Entschließung seine Gemahlin wirkte, zum gro-

Cc 2 fen

ßen Aerger der Puritaner, ansehnliche Geldsummen vorgeschossen hatten, der Rüstete eine Flotte mit 5000 Mann Landtruppen aus. Hamilton, dem er die Aufsicht über dieselbe anvertraute, sollte in den Meerbusen des Forth einlaufen, während daß eine Armee von 20000 zu Fuß und 3000 zu Pferde, unter dem Befehle des Grafen von Arundel, vom Lande her anrückte. Arundel war weder General, noch Staatsmann. Aber Karls Obergeneral, der Graf von Essex, ein redlicher, eben so sehr bey dem Volke als bey den Soldaten beliebter Mann, konnte manchen Fehler in der Organisation von Karls Heere verbessern, wenn man ihm freye Hand ließ. Allein diese Armee, bey der sich Karl selbst einfand, der seiner Anordnung nach, alle Pairs folgen sollten, sah mehr einem prächtigen Hofstaate, als einem Heere, gleich. Die schottische Armee hatte nicht so viele Cavallerie, aber desto erfahrenere Officiere. Ihre schlecht bewaffneten und organisirten Soldaten wurden von Vaterlandsliebe angefeuert. Für ihre Vermehrung sorgten die Kanzelredner am kräftigsten. Dennoch trug der Covenant in demüthigen Ausdrücken auf

auf einen Vergleich an, und Karl übereilte sich mit der Abschließung desselben. Seine Flotte und Armee sollte zurückgehen. Dagegen machten sich die Schottländer verbindlich, in Zeit von zwey Tagen ihr Kriegsvolk abzudanken, die Festungen wieder einzuräumen, und die Macht des Königes anzuerkennen. Die Entscheidung der zwischen der schottischen Nation und dem Könige obwaltenden Streitigkeiten ließ man auf den Ausspruch einer Nationalversammlung, und eines Parlamentes, ankommen. Aber jene erfüllte gar nicht die Hoffnungen, mit welchen sich der König schmückte. Sie erklärte vielmehr den bischöflichen Orden für unrechtmäßig, die Liturgie und Kirchengesetze für papistisch, und die hohe geistliche Commission für tyrannisch. Das Parlament machte Forderungen, welchen man die Absicht, die königliche Gewalt einzuschränken, sehr deutlich ansah. Karl mußte sich also entschließen, den Krieg fortzusetzen. Der Geldmangel hatte ihn, gleich nach dem Waffenstillstande, gezwungen, sein Heer abzudanken. Jetzt waren Mühe, Kosten und Zeit erforderlich, um es wieder zusammenzubringen. Die Covenants hatten hin-

hingegen besser in die Zukunft gesehen. Ihre Officiere fanden sich auf den ersten Wink wieder ein, und die Gemeinen trieb die Religionsbegeisterung bald wieder zusammen

Karl drängte sich bald das Gefühl auf, daß alle seine Sparsamkeit, und alle Summen, die er sich vorschießen ließ, zur Unterhaltung seines Heeres nicht hinreichen würden. Er berief daher (1640 April) ein neues, sein viertes Parlament, zusammen. Allein die Häupter der Gemeinen fühlten sich, durch die schottischen Unruhen mit neuem Muthe zur Widersetzlichkeit belebt, und Karl verstand sich noch immer nicht auf die Kunst, sein Benehmen der Nationalgesinnung anzupassen. Er schritt, um sein königliches Ansehen zu retten, zu dem gewöhnlichen Mittel, das Parlament wieder aufzuheben. Verschiedene von den Mitgliedern des Unterhauses, die sich am freymüthigsten geäußert hatten, kamen in Verhaft, und man erlaubte sich, ehe die Zeit der Parlamentsfreyheiten verflossen war, die Durchsuchung ihrer Zimmer und Taschen.

In

Indessen ließ man eine Prälatenversammlung fort dauern, ließ man durch dieselbe die Geistlichen, und die graduirten Personen, zu der eidlischen Zusage verpflichten, daß sie die Kirchenregierung der Bischöfe, Dechante und Domcapitel bey behalten wollten. Diese Beybehaltung hielt man aber für ganz unrechtmäßig, weil das Parlament sie nicht bewilligt hatte. Das Volk äusserte seinen Unwillen darüber so lebhaft, daß man die Prälaten durch Wachen schützen mußte; daß Land in seinem Pallaste fast nicht sicher war; daß auf 2000 vom Pöbel in die Paulskirche drangen, wo die hohe Commission ihre Sitzungen hielt, daß sie die Bänke niederwarfen, und das Geschrey: „keine Bischöfe, keine hohe Commission!“ unaufhörlich fortsetzten.

Karl, dem das Haus der Gemeinen abermahls nichts bewilligt hatte, both allerley andere Mittel auf, um sich Geld zu verschaffen. Er ließ sich von den Geistlichen Beyträge geben; er borgte von Ministern und Hofleuten, die in wenigen Tagen auf 300000 Pfund unterzeichneten; er ließ sich von

spaz

spanischen Kaufleuten, die im Tower Gold- und Silberstangen liegen hatten, 40000 Pfund bezahlen. Die Bürger von London wollten ihm nichts vorschießen. Das Geld zur Kleidung und Unterhaltung der Soldaten mußten die Chires hergeben. Die Abgabe von den Schiffstonnen wurde mit Strenge eingetrieben. Dennoch reichten die zusammengebrachten Geldsummen kaum hin, um 19000 zu Fuß und 2000 zu Pferde aufzustellen, und eine kleine Flotte auszurüsten. Karls Obergeneral war der Graf von Northumberland.

Die schottische Armee war eher marschfertig, als das königliche Heer. Die Covenantants benahmen sich gegen den König noch immer sehr ehrerbietig. Sie kamen, sagten sie, bloß in der Absicht nach England, um sich dem Könige zu Füßen zu werfen. Den Newburn wollte ihnen (28. Aug.) Karls General Conway mit 4500 Mann den Uebergang über den Fluß Tyne verwehren; er wurde aber zurückgeschlagen, und die ganze Armee des Königes zog sich nun eilig bis York zurück. Die Verlegenheit, in welcher sich hier der König befand, war ungestill.

Bey

Bey einer leeren Kriegskasse, sah er seine Soldaten unzufrieden und muthlos, sah er die Nation mißvergnügt und zur Empörung geneigt. Anstatt ein Parlament zusammen zu berufen, veranstaltete Karl (im Sept.) nur eine Versammlung der Pairs, weil er sich von derselben doch noch etwas versprach. Aber alles forderte ein Parlament. Auch schienen ohne ein Parlament die mit den Schotten angefangnen Friedensunterhandlungen nicht zur Nichtigkeit kommen zu können. Karl mußte sich also (im Nov.) zu seinem fünften Parlamente entschließen.

Noch niemals war das Haus der Gemeinen gleich anfangs zahlreicher gewesen. Aber mit keinem Gegenstande beschäftigte sich diese zahlreiche Versammlung lebhafter, als mit den Beschwerden über Straffords Einfluß auf die Regierungswelt des Königes. Man hielt ihn allgemein für den Urheber der Entwürfe, durch die sich der König bey der Nation verhaßt machte. Die Schottländer dachten sich in ihm den Hauptfeind ihres Landes. Strafford hatte sich auch in Irland, wo er 8 Jahre Vicelkönig gewesen war, we-

gen

gen seines strengen Verfahrens, nicht beliebt gemacht. Doch in den Augen von vielen war seine schnelle und große Erhebung schon ein Verbrechen. Strafford wollte dem ihm bevorstehenden Sturme durch seine Entfernung ausweichen; aber Karl hielt ihn durch die feyerliche Zusage seines Schutzes zurück. Er wurde hierauf im Unterhause als der Urheber des Plans, die alten Geseze und Freyheiten der Nation umzustosen, förmlich angeklagt. Karl glaubte den Haß gegen Strafford durch neue Minister zu besänftigen; aber auch diese wünschten die Entfernung des talentvollen Mannes. Um so eher war er nun seinen Feinden preis gegeben. Eine Commission von dreyzehn Parlamentsgliedern bekam den Auftrag, sein Verfahren zu untersuchen. In dem Gerichtssaale zu Westminster wurden (1641 März) für beyde Häuser Gerüste erbaut. Das Oberhaus stellte den Richter, das Unterhaus den Kläger vor. Der Proceß dauerte achtzehn Tage hindurch. Strafford vertheidigte sich so vortrefflich, daß fast alle Herzen seiner Zuhörer gerührt wurden, daß sie theils Neue, theils Mitleiden empfanden; allein Leidenschaft überwog alle Gründe.

Gründe, und Strafford war nun einmal zum Partheyopfer bestimmt. Die puritanischen Kanzelredner hörten nicht auf, die Nothwendigkeit, an dem großen Delinquenten Gerechtigkeit auszuüben, recht dringend zu schildern. Ein Haufe von 6000 mit Schwerdtern und Stöcken bewaffneter Leute umringte das Parlamentshaus, und forderte jeden vorübergehenden Lord zur Gerechtigkeit gegen Strafford auf. Den Lärm vermehrten nun noch mancherley Nachrichten von wirklichen und vermeinten Verschwörungen der sogenannten Papisten. Die Pairs fanden es endlich für rathsam, den Drohungen des Volkes nachzugeben. Selbst Karl fühlte, daß er den Strafford nicht länger würde schützen können. Die ganze Nation war im Aufruhr; nirgends sah Karl Hülfe und Sicherheit; keiner von seinen Dienern wollte den Unterhändler machen. Vom Schrecken geängstigt, und dem Strafford ohnedieß nicht sehr hold, bath die Königin ihren Gemahl in Thränen schwimmend, den Wünschen seines Volkes, hoffentlich den letzten desselben, nachzugeben. Selbst Strafford ermahnte den König, ihn dem öffentlichen Frieden zum Opfer zu bringen.

Wiel:

Vielleicht that er dieß in der süßen Erwartung, daß sich der von seinem Edelmuth gerührte König seines Schicksals um so lebhafter annehmen würde. Allein Karl gab doch endlich seine Einwilligung, daß die Verdamnungsbill gegen Strafford, von einer Commission von vier Herren, in seinem Namen, genehmigt werden sollte. So blieb ihm doch der Trost, das Urtheil nicht selbst unterschrieben zu haben! Dennoch war die Herzensangst, die ihm Straffords Schicksal verursachte, sehr groß. Eben so groß war Straffords Erstaunen, als ihm der König, auf dessen Schutz er rechnen zu können glaubte, die Nothwendigkeit, ihn seinen Feinden preis zu geben, ankündigen ließ. „Verlaßt euch nicht auf Fürsten u. s. w.“ rief er aus. Doch bald war er wieder gefaßt, und nun bereitete er sich zum Tode vor, wozu man ihm nur drey Tage Zeit gestattete. Karl ließ, um die Pairs zur Milderung seines Schicksals zu bewegen, seine kleinen Prinzen an dieselben schreiben; aber auch dieser Versuch war vergeblich.

Strafford

Strafford mußte also den Weg zum Richtplatze bey Towerhill antreten. Dieser Weg führte ihn bey dem Hause seines alten Freundes, des Bischofs Laud, vorbey. Strafford bath ihn um sein Gebeth, und der alte Prälat ertheilte ihm, mit einer von einem Thänenstrome unterbrochnen Stimme, seinen letzten Segen. Strafford setzte seinen traurigen Weg mit Heiße und Würde in seinen Mienen fort. Zwar entbehrte er des Trostes andrer, die auf der Richtbühne sterben; er entbehrte der Achtung und des Mitleidens der Umstehenden; aber einen desto stärkern Trost fühlte er in seiner Seelengröße. In der Rede, die er vor seiner Hinrichtung hielt, erklärte er es für ein ungünstiges Zeichen, daß sich die Revolution mit dem Vergießen unschuldigen Blutes anfangen. Er starb im 49sten Lebensjahre. Immer bleibt er einer der größten Männer Englands. Die harten Maßregeln, die Karl wählte, fanden entweder schon vor seiner Ministerstelle statt, oder waren wenigstens keine Folgen seiner Rathschläge. Auch wurde das über ihn gesprochne Urtheil in der Folge für ungerecht erklärt.

Karl

Karl hatte seinen trefflichen Minister dem Hasse des Volkes geopfert, weil er sich von diesem Opfer die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen ihm und dem Hause der Gemeinen versprach. Aber wie wenig kannte er den Geist der Leute, mit welchen er zu thun hatte! Das Unterhaus hatte ihm die Bill abgetrogt, daß das Parlament künftig, auch ohne seine Einwilligung, beständig fortzu dauern sollte. Karls Entschließung, diesen seinem königlichen Ansehen so gefährlichen Punkt einzugehen, bestimmte man durch die Drohung, daß die Stadt London das zur Unterhaltung der Armee nöthige Geld sonst nicht mehr vorschießen würde. Seit dieser Zeit befand sich das Unterhaus im Besitze aller Macht und alles Ansichs. Das Vertrauen, das die Nation zu demselben hegte, war so groß, daß man alles, was es that, für recht hielt. Und oft war dieß doch bloß die Folge von der wilden Thätigkeit einiger seiner Mitglieder, die sich allmählig der ganzen Versammlung mittheilte. Dieser wilden Thätigkeit setzte der zu wenig standhafte und entschlossene Karl einen nur schwachen Widerstand entgegen. Daher mußte er (im

May

May) nicht nur die hohe geistliche Commission, die man der eigenmächtigen Anordnung des Kirchenstaates beschuldigte, aufheben, sondern auch die sogenannte Sternkammer, einen Gerichtshof, welcher eine große willkürliche Gewalt ausübte, abschaffen. Gerade hierdurch wurde aber Karls königliche Gewalt am meisten untergraben, weil er, seit der Auflösung der Sternkammer, das Recht verloren hatte, Verordnungen ergehen zu lassen.

Karl reisete hierauf nach Schottland. Eine Commission des Unterhauses begleitete ihn. Schon damals that man den Vorschlag, einen Protector zu ernennen. Karls Absicht, die Ruhe in Schottland wieder herzustellen, war so aufrichtig, daß er sehr selbst den kleinsten Theil seiner königlichen Gewalt aufzuopfern beschloß. Aber sein ungünstiges Schicksal vereitelte alle die guten Absichten, die er durch seine Aufopferungen zu erreichen hoffte, und verwickelte ihn immer mehr in Handel, aus welchen er sich nicht herauszuwinden wußte. Zu diesen Handeln gehörte auch die schreckliche Mordgeschichte, die sich, während

Karls

Karls Aufenthalt in Schottland, in Irland ereignete.

Um in diesem Lande Betribsamkeit und Wohlstand zu befördern, hatte man große Colonien von Engländern dahin geschickt. Auch war Irland, vornehmlich unter Straffords Statthalterschaft, dem Vilde eines cultivirten Staates näher gekommen. Die englischen Protestanten in Irland, die kaum den 6ten Theil der Bewohner dieser Insel ausmachten, waren aber gegen den König eben so, als ihre Landsleute in Großbritannien, gesinnt, und hatten eben solche Veränderungen in der Staatsverfassung durchgesetzt. Die stehende Miliz belief sich nicht höher, als auf 3000 Mann. Strafford hatte jedoch zum Kriege gegen die Schottländer noch 8000 Mann angeworben, und die meisten Officiere derselben waren Protestanten. Dennoch wurde Karl von dem englischen Unterhause zur Abdankung derselben genöthigt. Man wollte ihm nicht 5000 gestatten. Als sie Karl zum Dienst für Spanien nach Flandern schicken wollte, verweigerte man ihm die zu ihrer Uebersetzung nöthigen Schiffe. Die geringe

Kriegs-

Kriegsmacht, die der König in Irland unterhalten durfte, ermunterte die Katholischen Bewohner dieser Insel, von den Protestanten, die ihnen eben sowohl ihres Wohlstandes, als ihrer Religion wegen, verhaßt waren, sich auf einmal zu befreien. Die Seele der Verschwörung, durch die sie diesen Entschluß auszuführen hofften, war Roger Moore, der Abkömmling einer alten Familie, ein tapftrer und kluger Mann. Da der zum Gouverneur von Irland ernannte Graf von Leicester sich noch in London befand, so breitete sich der allgemeine Aufstand, den die Katholiken gegen die Protestanten erregten, um so unaufhaltsamer aus. Die Erbitterung, welche die bisher gedrückten Katholiken zeigten, war schrecklich. Nachdem sie ihre Hab- sucht durch eine gränzenlose Plünderung befriedigt hatten, giengen sie zur Ausübung ihrer Rachbegierde über. Da blieb kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand, verschont; da wurden die unbarmherzigsten Mittel, Menschen zu morden, ausgeübt; da verbreitete sich die Vernichtungswuth selbst auf das Vieh, und auf die Gebäude; da fanden selbst Weiber und Kinder am Schlachten ihrer Neben-

menschen ein Vergnügen; da mußten Verwandten ihre Verwandten tödten, ohne ihre Hoffnung, dadurch ihr eignes Leben zu retten, erfüllt zu sehen. Diejenigen, die zu diesen schrecklichen Ausschweifungen der Nachsucht am meisten aufforderten, waren die Priester, die den Mördern die Engländer als verdamnte Ketzer anwiesen. Der edle Moore begab sich, um an diesen schrecklichen Austritten keinen Antheil zu nehmen, nach Flandern. Dublin wurde, als die einzige Zuflucht der Protestanten, noch gerettet. Die Zahl der Ermordeten belief sich auf 40000.

Karl überließ es dem englischen Parlatamente, diese Unruhen in Irland zu unterdrücken. Aber das Unterhaus, welches den Beweisen der mildesten Nachgiebigkeit des Königes das unerschütterliche Bestreben, seine Gewalt entweder ganz zu vernichten, oder wenigstens sehr zu vermindern, entgegensezte, freute sich über die schöne Gelegenheit, die ihm die Ermordung der irländischen Protestanten darboth, den Haß gegen den König zu vergrößern, und alle Schuld derselben ihm

ihm zuzuschreiben. Seine Beschuldigungen schien die listige Behauptung der Rebellen, daß sie einen königlichen Auftrag erhalten hätten, zu rechtfertigen. Der irländische Krieg, den Karl dem Hause der Gemeinen aufgetragen hatte, diente ihm übrigens zu einem erwünschten Vorwande, sich zu rüsten, und aus den königlichen Magazinen Waffen zu entlehnen. So gab also Karl seinen Feinden die Mittel, seinen Untergang zu befördern, selbst in die Hände.

Die Feinde des Königes hielten es für nothwendig, die ganze Nation von der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens gegen den König zu überzeugen. Sie ließen daher (im Nov.) durch eine besondre Commission eine allgemeine Remonstranz oder Darstellung von dem Zustande des Reichs, in welcher in sehr harten Ausdrücken an das Volk appellirt, und die königliche Regierung von der verabscheuungswürdigsten Seite geschilbert wurde, dem Unterhause übergeben, und durch eine geringe Mehrheit der Stimmen durchgesetzt. Die erste Folge dieser Remonstranz war (1642 April) die Ausschließung

der Bischöfe vom Parlamente, die man durch die Beschuldigung des Hochverraths rechtfertigte. Der König entfernte dagegen 5 weltliche Glieder, die sich besonders feindselig gegen ihn bewiesen hatten. Das Parlament, das sich jetzt die gesetzgebende Gewalt allein zueignete, glaubte seine Rechte durch den König äußerst gekränkt. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Die Bürger blieben die ganze Nacht hindurch unter den Waffen. Den Lärm vergrößerte noch das Gerücht, daß der König, an der Spitze seiner Hofcavalliere, die Stadt anzünden wolle. Der König erschien, um dieses Gerücht zu widerlegen, in der Versammlung des Stadtrathes. Als er durch die Straßen fuhr, ertönte ohne Aufhören das Geschrey: Freyheit des Parlaments! Freyheit des Parlaments! Der Lärm nahm hierauf so sehr an Umfang zu, daß sich Karl in London nicht mehr sicher glaubte, daß er sich nach York begab.

Der Bürgerkrieg war jetzt unvermeidlich. Von vielen tausenden, selbst von Weibern, langten schriftliche Aufforderungen an, daß

das Parlament seine Rechte standhaft vertheidigen möchte. Das Parlament, das seit der Entfernung des Königes seine eigne Wache hatte, nahm sowohl die Flotte, als alle Festungen, in Besitz, erklärte die für den irländischen Krieg bestimmten Truppen für sein Kriegsvolk, und ernannte den Grasfen von Esser zum Obergenerale seiner Armee. Der Zulauf zu denselben war so groß, daß in Einem Tage mehr als 4000 Dienste nahmen. Um die Mittel zur Erhaltung dieser Armee zu bekommen, ließ das Parlament den Befehl ausgehen, nicht nur alles gemünzte Geld, sondern auch alles Silbergeschirr, als ein Darlehn, abzuliefern. Es wäre, hieß es, für die Besoldung der Kriegsmacht bestimmt, welche den König und beyde Häuser vertheidigen sollte! Und die Bereitwilligkeit, dieser Verordnung des Parlaments Folge zu leisten war so groß, und in Zeit von zehn Tagen (im Jun.) kam eine so ungeheure Menge von Silbergeschirr zusammen, daß zum Aufbewahren derselben Platz und Hände kaum zureichten. Viele waren betrübt, als man ihnen das, was sie brachten, nicht sogleich abnahm. Die Frauen und

und Mädchen brachten allen Schmuck, sogar ihre Fingerhüte und Haarnadeln, dar.

Doch die Parthey, die sich gegen den König so schwärmerisch feindselig bewies, bestand größtentheils aus den Bürgerklassen. Der Adel schloß sich hingegen an den bedrängten König an. Für ihn erklärten sich vierzig Mitglieder des Oberhauses. Da sich aber das Haus der Gemeinen aller Kräfte des Staates bemächtigt hatte, so fehlte es dem Könige und seiner Parthey an den Mitteln, die Feinde mit Nachdruck zu bekämpfen. Der König verpfändete die Juwelen seines Hauses an die Holländer, um dafür Waffen und Kriegsbedürfnisse anzuschaffen. Er zeigte sich jetzt überhaupt sehr thätig. Doch immer war dieß der Fall, wenn er sich in einem lebhaften Bedrängnisse befand. Er mußte, um seine Anhänger zu bewaffnen, von der bürgerlichen Miliz Gewehre borgen. Da sich die Flotte in der Gewalt seiner Feinde befand, so war ihm auch der Weg zu auswärtiger Hülfe versperrt. Doch das übrige Europa war damals zu sehr mit dem dreißigjährigen Krie-

riege beschäftigt, als daß es den bürgerlichen Händeln in Großbritannien eine besondere Aufmerksamkeit hätte widmen können.

Karl, der sich also selbst überlassen blieb, konnte, besonders anfangs, der Macht seiner Feinde nur sehr schwache Rüstungen entgegenstellen. Es mangelte ihm, um seine Artillerie nach Nottingham, seinem Sammelplatze, zu schaffen, an Pferden. Auch hatte er nicht mehr als 800 schlechtbewaffnete Reiter, und sein ganzes Fußvolk bestand, die Mannschaft der Schires abgerechnet, aus 300 Mann. Die Armee des Parlaments, die zu Northampton ihr Hauptquartier hatte, zählte hingegen auf 6000 wohl ausgerüstete und besoldete Leute. Aber ihr Obergeneral Essex hatte noch keinen Befehl zum Angriffe, weil man vielleicht noch auf einen Vergleich rechnete. Jacob Astley, Karls Feldherr, der dieß nicht wußte, war bange, daß ihn die Truppen des Parlaments aus dem Bette holen möchten. So wenig sich Karl im Vertheidigungsstande sah, so faßte er doch, wider den Rath seiner Mini-

ster, den Entschluß, lieber zu sterben, als noch mehr nachzugeben, und nur mit großer Mühe beredete man ihn, auf neue Unterhandlungen sich einzulassen. Das Parlament verlangte, der König sollte seinen Wohnsitz wieder nach London verlegen, sein Kriegsvolk abbauen, und die vom Parlamente verurtheilten der Bestrafung desselben überlassen. Er sollte also sich und seine Freunde der Willkühr des Parlaments, oder vielmehr des Unterhauses, preisgeben. Dazu wollte sich nun Karl durchaus nicht entschließen. Der Krieg sollte also fortgehen, obgleich das königliche Heer der Armee des Parlaments, die schon bis auf 15000 Mann angewachsen war, noch weit nachstand. Karl suchte sich das Vertrauen seines Kriegsvolkes durch die Erklärung zu gewinnen, daß die protestantische Religion aufrecht erhalten, daß Geseze, Freyheit und Eigenthum geschützt werden sollten. Auch verschaffte er sich durch freywillige Beyträge einiges Geld, das er durch das Silbergeräthe der Universitäten vermehrte. Durch diese Hülfsmittel brachte er endlich 10000 Mann zusammen. Zum Oberbefehlshaber derselben ernannte er den Grafen

von Lindsey, einen in den niederländischen Kriegen gebildeten Officier. Anführer seiner Cavallerie war sein Vetter, der pfälzische Prinz Robert, der nebst seinem Bruder Moriz, in seinen Dienst getreten war.

Karl wagte es hierauf (23. Oct.) gegen die Armee des Parlaments, die von London her noch immer verstärkt wurde, anzurücken. Vey Edgehill drang Robert so ungestüm vor, daß Essex das Schlachtfeld zuerst verließ, und man zählte auf 5000 Todte; dennoch war der Sieg nicht entschieden. Die Armee des Parlaments wuchs indessen bis auf 24000 Mann an. Contributionen, Darlehne, freywillige Geschenke, ja eine Vermögenssteuer von 4 Procent, reichten hinlängliche Mittel zu ihrer Erhaltung dar. London allein zahlte wöchentlich 20000, und das übrige Land 24000 Pfund. Summen von solcher Größe hatte die Nation noch niemahls bezahlt! Aber der Geist des Bürgerkrieges, der die Nation belebte, drang bis in das Innere derselben ein, und entzweyete die Glieder eines jeden Shires, einer jeden Stadt, einer jeden Familie. Man verfolgte ein;

einander in Gesellschaften, auf den Kanzeln, in Schriften.

Karls Gemahlin Henriette bewies sich sehr thätig, das Kriegsvolk ihres Gemahls zu vermehren. Der Krieg wurde lebhaft fortgesetzt. Vey Newburg erfolgte (1643 Sept.) abermahls eine Schlacht. Die Miliz der Stadt London, die erst kürzlich organisiert worden war, hielt sich sehr brav. Aber auch jetzt wurde nichts entschieden. Karl zog aus Irland Hülfe herbey. Die Armee des Parlaments bekam, anstatt des Franken Grafen von Essex, den Thomas Fairfax und den Oliver Cromwel zu Oberbefehlshabern. Vey Marstonmoore erfolgte (1644 am 20. Jul.) ein entscheidendes Treffen. Es fochten hier zusammen gegen 50000 Mann. Robert rückte, gegen den Rath des Marquis von Newcastle, eines vortreflichen Generals, an. Cromwel stand an der Spitze des auserlesnenen Kriegsvolks des Parlaments. Karl verlor sein ganzes Geschütz.

Cromwel, der über Karln siegte, war das Haupt einer seit einiger Zeit entstandenen

nen dritten Parthey. Die Parthey der Puritaner theilte sich schon lange in zwey Abtheilungen. Eine derselben, die alle Kirchenverfassung und Kirchenregierung verwarf, die durchaus keine geistliche Subordination, kein festgesetztes Kirchensystem, keine bestimmten gottesdienstlichen Gebräuche, keine Stände und Ordnungen, gestatten, und also ganz unabhängig seyn wollte, erhielt den Namen der Independenten. Ihre Mitglieder waren Schwärmer, die sich von göttlichen Eingebungen begeistert glaubten, die gegen Katholiken und Prälaten ihre ganze Strenge ausbothen. Zu ihren bedeutendsten Männern gehörte nun Oliver Cromwel, dessen munterer Geist die größte und kühnste Unternehmung nicht scheute; der, in den feinsten Kunstgriffen und in der Verstellungskunst Meister, das Ansehn der unpartheyischen Gerechtigkeitstheorie, und des feurigsten Religionseifers, sich zu geben wußte; der eben die Religion als ein Werkzeug seines Ehrgeizes brauchend, nach einer uneingeschränkten Gewalt strebte. Die bisherigen Generale des Parlaments, die neben ihm nicht commandiren wollten, nahmen ihren Abschied.

Fair-

Fairfax wurde nun Obergeneral, und Cromwel Generallieutenant. Aber der General: lieutenant war derjenige, der die meiste Gewalt besaß. Jetzt verschwand auch der letzte Schimmer von einem freundschaftlichen Verhältniſſe zwischen dem Könige und dem Parlamente. Die Armee desselben hieß jetzt nicht mehr auch die Armee des Königes. Jetzt waren aber auch die Unterhandlungen, die man (1645 Febr.) von neuem anknüpfte fruchtlos. Das Parlament, das seine Forderungen immer höher trieb, verlangte nicht nur das Recht, alle Richterstellen, und alle ansehnlichen Staatsämter, zu besetzen, sondern wollte auch Krieg und Frieden von seiner Einwilligung abhängig machen. Was wäre dem Könige, wenn er auch auf diese Rechte Verzicht leistete, noch übrig geblieben? Es galt jetzt folglich den äußersten Kampf gegen das Haus der Gemeinen, welches nun auch den Bischof Laud seiner Wuth opferte. Dieser war zugleich mit Straßfort in Verhaft gekommen, weil man ihm die wichtigsten neuen Anordnungen im Kirchenstaate zuschrieb. Jetzt wurde ihm vom

Unz

Unterhaufe das Leben abgesprochen, und er gieng dem Verlust desselben mit standhafter Gleichmüthigkeit entgegen.

Cromwel, dessen Parthey jetzt die herrschende war, führte den Plan, die königliche Regierung ganz zu entfernen, mit kluger Entschlossenheit aus. Erstlich gab er der Armee des Parlaments eine ganz neue Verfassung. Er schuf sie in neue Regimenter, und neue Compagnieen um, damit er ihnen Officiere von seiner Parthey geben, damit er die andern gefinnten desto leichter entfernen könnte. Seine Officiere vertraten auch meistens die Stelle der Feldprediger, die während der Zeit, die ihnen die kriegerischen Unternehmung übrig ließen, mit Predigen, Bethen und Ermahnen sich beschäftigten. Die Stelle des Studirens und Nachdenkens vertraten. Entzückungen, die für göttliche Offenbarungen, für Eingebungen des h. Geistes gehalten wurden. Diese Officiere schlossen überall, wo sie im Quartiere lagen, die Prediger von der Kanzel aus. Ihre Begeisterung gieng auf die Soldaten über, die, in die Schlacht ziehend, mit dem Schalle

kries

kriegerischer Muth, Psalmen und andre geistliche Gesänge vermischten; die Wunder der Tapferkeit für verdienstlich, und den Heldentod für das ehrenvolle Schicksal eines Märtyrers hielten; deren Religionsbegeisterung durch Schlachtgetümmel und Gefahr noch mehr erhöht wurde. Vergebens bemüheten sich die Soldaten des Königes, diesen Enthusiasmus lächerlich zu machen. Ihre Plünderungen und Räubereyen, denen der Prinz Robert, weil er ihnen ihren Sold nicht auszahlen konnte, nachsehen mußte, waren Ursache, daß man der Armee des Parlaments alles Glück wünschte. Das Hauptheer des Parlaments stand, 22000 Mann stark, bey Windsor. Die königliche Armee, bey welcher sich, außer den Prinzen Robert und Moritz, der König selbst befand rückte von Oxford gegen Leicester an, welches sie mit dem glücklichsten Erfolg erstürmte. Schon zitterte das Parlament. Robert glaubte durch eine Schlacht des Königes Schicksal auf eine für ihn sehr vortheilhafte Weise entscheiden zu können. Diese Schlacht erfolgte (14. Jun.) bey Naseby. Robert schlug den linken Flügel der Parlamentsarmee unter Ire-

ton,

ton, Cromwells Schwiegersohne; sein Ungesäum führte ihn aber so weit, daß er von den übrigen Truppen des Königes nicht bald genug unterstützt werden konnte, daß Karl, so klug und muthvoll er sich auch bewies, sein ganzes Fußvolk in Zerstreuung übergehen sah. Auf 500 Officiere und 4000 Gemeine gerieten in die Gefangenschaft der Feinde, denen auch alle Artillerie, alles Gepäcke, und unter andern Karls Briefwechsel mit seiner Gemahlin (eine für die Geschichte dieser Handel wichtige Urkundensammlung) in die Hände fiel. Ein Ort, ein Landstrich nach dem andern gieng nur (1646) für den König verlohren. Nur in Schottland schien das Kriegsglück Karl noch günstig zu seyn.

Hier focht für die Parthey des Königes der Graf von Montrose, ein junger Herr von einer sehr angesehenen Familie so glücklich, daß er sich schon den Gränzen von England näherte, um Karl zu Hülfe zu kommen. Auch siegte er (1645 am 15. August) bey Kilsyth so entscheidend, daß 6000 von den Feinden niedergehauen wurden, daß ihr Heer aufgelöst war. Schon erklärten sich

viele

viele vom hohen Adel für den König. Edinburg öffnete der Parthey desselben die Thore. Allein die Bergschotten, welche an den glücklichen Unternehmungen des Grafen von Montrose den vornehmsten Antheil hatten, kehrten wieder in ihre Gebirge zurück, und Montrose hatte hierauf das Schicksal, von David Leslie, dem Oberbefehlshaber einer Abtheilung der Parlamentsarmee, durch die Ueberlegenheit der Cavallerie, geschlagen zu werden.

Karl befand sich während des darauf folgenden Winters (1646 bis 1647) in der traurigsten Lage. Sehr vermindertes Kriegesvolk, und unzufriedene Officiere, ließen ihm einen unglücklichen Erfolg seiner Kriegsunternehmungen mit ziemlicher Gewisheit voraussehen. Seine wiederholten Vergleichsvorschläge fanden kein Gehör, weil sie das Parlament nur von seiner Schwäche überzeugten. Dem aller Hülfe beraubten Karl blieb jetzt weiter nichts, als seine Geistesstärke, die ihn, wenigstens zur Zeit der Leiden, nie verließ, blieb nur noch die Hoffnung, daß die Uneinigkeit zwischen den Presbyterianern und

und Independenten für ihn vortheilhafte Folgen haben können. Aber er sah diese Hoffnung getäuscht. Fairfax und Cromwell rückten mit einem mächtigen und siegreichen Heere der Stadt Oxford, wo sich Karl aufhielt, so nahe, daß dieser, der keinen nachdrücklichen Widerstand leisten konnte, in die größte Gefahr gerieth. In dieser interessirte sich für ihn niemand so leicht herzlicher, als der französische Minister, Montreville. Dieser gab ihm den Rath, sich in den Schutz der schottischen Armee zu begeben. Er gründete diesen Rath auf eine in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Versicherung der schottischen Generale und Bevollmächtigten, daß sie sich des Königes annehmen wollten. Die Wünsche der schottischen Nation waren befriedigt. Die Schottländer waren mit dem strengen Verfahren des Parlaments gegen den König, mit der Schwärmerey der Independenten, mit der geringen Achtung gegen ihren Covenant, unzufrieden. Dieß machte dem Könige Muth, sich in ihren Schutz zu begeben. Sein Anblick sollte, wie er hoffte, eine günstige Wirkung hervorbringen.

Doch Karl wankte noch bey der Ausführung. Er ertheilte allen Thorwachen zu Oxford den Befehl, in der Nacht drey Personen durchzulassen. Nun schlich er sich, bloß von zwey von seinen Dienern begleitet, aus dem Thore heraus, das nach London führt; fest entschlossen, sich dem Parlamente in die Arme zu werfen. Endlich langte er aber nach vielen Umwegen (am 5. May) bey Newmarket, im schottischen Lager, an. Durch seine Ankunft wurden die schottischen Bevollmächtigten und Generale ganz überrascht. Zwar erwiesen sie ihm alle Ehrerbietung; sie gaben ihm jedoch, unter dem Vorwande des Schutzes, sogleich eine Wache. Das englische Parlament bedrohte jeden, der ihn aufnehmen oder verbergen würde, mit dem Tode. Es bestand darauf, ihn in seiner Gewalt zu haben; es ließ seine Armee anrücken. Das schottische Heer zog sich deswegen nach Newcastile zurück. Wenn aber auch die Officiere der Schotten mit Karl einigcs Mitleiden hatten, so waren ihre Priester, die ihn, des heimlichen Katholicismus beschuldigten, desto unfreundlicher gegen ihn gesinnt. Ihr Einfluß bewirkte, daß man ihn genau bewachte,

daß

daß man alle seine Freunde von ihm entfernte; daß man ihn mit niemand, der ihm Unterstützung leisten konnte, einen Briefwechsel oder Umgang verstatte. Indessen mußten seine Anhänger Oxford und Dublin übergeben. Sein Freund Montrose, der ihn ohne Rettung verlohren sah, vertauschte sein Vaterland gegen einen fremden Boden. Das englische Parlament bestand auf Karls Auslieferung, und die schottische Armee glaubte ihn, weil er auch König von Schottland wäre, behalten zu dürfen. Wenigstens glaubte sie bey dieser Gelegenheit die Auszahlung des rückständigen Soldes ertragen zu können. Das Parlament verglich sich endlich mit ihr bis auf 400000 Pfund. Karl spielte eben Schach, als man ihm die Nachricht brachte, daß er an die Engländer ausgeliefert werden sollte. Er spielte ruhig fort, ohne in seinen Mienen die geringste Veränderung bemerken zu lassen. Die Bevollmächtigten, die ihn (1647 May) abholten, wurden von ihm eben so gnädig, als ehemals, zum Handkusse gelassen. Man brachte ihn nach Northampton, wo er noch schärfer bewacht wurde. Das Parlament wollte ihm nicht einmahl

Ee 2 seinen

seinen Capellan gestatten. Bisher hatte das Oberhaus, oder die gemäßigte Parthey, an dem Grafen von Esser noch eine starke Stütze gehabt. Aber Esser starb, und jetzt verschwand vollends aller Einfluß des Oberhauses.

Noch zu einiger Hoffnung für die Rettung des Königes schien die fortdauernde Uneinigkeit zwischen den Presbyterianern und Independenten zu berechtigen. Jene wollten, nach dem Abzuge der Schotten, einen ansehnlichen Theil der Armee ab danken, um dem Volke die Last ihrer Unterhaltung zu erleichtern. Aber die Officiere und Soldaten, welche meistens aus Independenten bestanden, die von Religion und Freyheit schwärmten, die, während daß manche Beamte zu immer größern Reichthum gelangten, schon fast seit einem Jahre ihren Sold entbehrten, die wollten sich so wenig verabschieden lassen, daß sie ein Kriegsparlament errichteten, zu dessen Mitgliedern auch zwey Unterofficiere von jeder Compagnie gehörten.

Ein Hauptbeförderer dieses Aufstandes war Cromwell, weil er durch denselben seinen

ehrzeigigen Plan durchzusetzen hoffte. Aber der listige Mann, der bey den Nachrichten von der auführerischen Armee sich sehr unwillig und bekümmert anstellte; der wohl gar Thränen vergießend, das Unglück seines Vaterlandes bejammerte, der hatte selbst die schlauesten Mitglieder des Parlaments getäuscht. Man wollte, als man den Betrug merkte, eine förmliche Klage gegen ihn erheben; allein Cromwell begab sich nun in den Schutz der Armee, die ihn an die Stelle des braven und rechtschaffnen Fairfax, den er gleichsam überlistet hatte, zum Oberbefehlshaber erwählte. An ihrer Spitze rückte Cromwell gegen die aller Hilfe beraubte Hauptstadt an, um das Parlament zu vernichten. Sein Anmarsch verursachte dem Volke der Stadt London große Freude. Es haßte das Parlament, das in Zeit von fünf Jahren auf 40 Millionen durchgebracht, und doch noch große Schulden gemacht hatte; das die Nation mit stärkern Abgaben, als unter der königlichen Regierung, drückte. Aber die Mitglieder bereicherten durch die Einkünfte des Staates sich und ihre Beamten, die keine Rechnung ablegten. Das Parlament konnte

konnte der Armee weiter kein Krieggsvolk, als die londonische Stadtmiliz, entgegenstellen. Es mußte also den Forderungen der Armee, die immer ungestümer klangen, nachgeben. Cromwel benutzte seine Verlegenheit, um die Macht desselben allmählig ganz zu schwächen. Das Parlament, welches den letzten Versuch machte, sein Ansehen zu behaupten, ernannte den Fairfax zum Obergeneral. Aber ersichtlich mußte es die presbyterianischen Officiere der Stadtmiliz gegen die vorigen vertauschen; sodenn lermte der Pöbel zu London so gewaltig, daß die Armee, unter dem Vorwande, das Parlament zu schützen, gerade nach der Hauptstadt marschieren durfte. Es kamen ihr die Sprecher der beyden Häuser, nebst 80 Pairs und 60 Gemeinen, entgegen, und bathen sich ihren Schutz aus. Allein die übrigen Mitglieder des Parlaments, besonders des Unterhauses, die Cromwels Plan, eine uneingeschränkte Gewalt zu erlangen, durchschauten, beschloßen, der Armee den Einmarsch in London zu verwehren. Die Stadtmiliz, die sie aufbothen, war jedoch zu dieser Absicht zu schwach. Die Armee zog (am 6. Aug.) im Triumph ein. Das Par-

Parlament mußte aus einander gehen, und Cromwel stellte ein Dankfest an. Die Independenten, Cromwels Parthey, besaßen jetzt die höchste Gewalt.

In dieser Gewalt befand sich nun auch der unglückliche Karl. Dieser war, auf Cromwels Veranstaltung, schon seit einigen Monaten, in den Händen der Armee. Holmby Joyce, ehemals ein Schneider, und jetzt ein Cornet, und eins der eifrigsten Mitglieder des Kriegsparlaments, erschien (am 3. Jun.) an der Spitze von 500 Reitern, trat mit geladenen Pistolen vor den König, und nöthigte ihn, sich sogleich zur Armee bey Cambridge bringen zu lassen. Hier wurde er weniger bewacht, und weniger streng, als bisher, gehalten. Man erlaubte ihm, seine Kinder zu sehen. Selbst Cromwel pries seine väterliche Zärtlichkeit. Man begegnete ihm so gut, und machte ihm so viel Hoffnung, daß er endlich sich mit dem süßen Wahne schmeichelte, die Nation könne ohne ihn nicht wieder in den Ruhestand versetzt werden. Aber wie eitel war Karls Wahn! Zwar lies sich Cromwel, seines künftigen Zustandes wegen, mit ihm in

in Unterhandlungen ein; aber entweder that er dieß nur zum Schein, oder er fürchtete sich vor der Armee, deren Haß gegen den König er selbst gereizt hatte, so sehr, daß er es nicht wagte, ihm dieses Opfer zu versagen. Karl, der nun genauer bewacht, und stärker eingeschränkt wurde, machte (am 1. Nov.) einen Versuch, in Gesellschaft von drey Personen, zu entfliehen. Seine Flucht wurde erst nach einer Stunde bemerkt. Auf seinem Tische fand man Briefe an das Parlament, an den General. Nachdem er die ganze Nacht in einem Walde zugebracht hatte, langte er am folgenden Morgen zu Tichfield, dem Wohnsitz der verwittweten Gräfin von Southampton, an. Er suchte ein Schiff. Endlich fand er eins, das ihn nach der Insel Wight brachte, deren Gouverneur ein Vetter des vertrautesten unter seinen Kapellänen, aber auch ein Anhänger Cromwells, war, und ihn gleich als einen Gefangnen behandelte. Von dieser Zeit an war Karl, von allen seinen Anhängern entfernt, bloß in der Gewalt der Armee.

Hey

Hey dieser führte nun Cromwel wieder die Kriegszucht ein, die sie auf seinen Antriebe vernachlässigt hatte. Sein vornehmster Rathgeber bey diesem Geschäfte war Ireton, der mit dem Kriegsmann und Rechtsgelehrten den Heiligen verband. Während daß Cromwel sich das Ansehn gab, als wenn er die Freyheit der Nation befestigen wollte, arbeitete er an der Ausführung seines Planes, zum Besitze einer willkührlichen Gewalt zu gelangen. Auf seinen Vorschlag versammelten sich zu Windsor die vornehmsten Officiere, um sich wegen der künftigen Regierung zu berathschlagen. Vor der Eröffnung ihrer Berathschlagungen giengen Gebethe von Cromweln und andern Begeisterten voraus. So lange Karl lebte, war man vor Gegenrevolutionen freylich nicht sicher. Karl sollte also der Ruhe der damaligen Nachthaber aufgeopfert werden. Dieser Aufopferung wollte man aber den Schein des rechtlichen Verfahrens geben. Ireton that daher den Vorschlag, den König vor Gericht zu fordern, und ihn, wegen seiner tyrannischen und schlechten Regierung, durch einen Richterspruch zur Strafe zu ziehen. Dieses Ver-

Galletti Weltg. 127 Th. 8f fahren

fahren gegen Karl stimmte mit den schwärmerischen Begriffen von Freiheit und Gleichheit, von welcher die Köpfe der Independenten erhitzt wurden, sehr gut überein. Auch ließ man das Volk durch Prediger zu Gefinnungen, die sich für die folgenden Auftritte paßten, allmählig umstimmen.

Unter dem Volke wollten aber die Presbyterianer sich noch immer nicht mit den Independenten vereinigen. An sie schlossen sich die Schottländer an, weil die Independenten ihren Covenant herabsetzten, weil sie die Lehre der Presbyterianer unterdrücken wollten, weil sie den König gar zu hart behandelten. Presbyterianer und Schottländer wollten nur den König und das Parlament retten. So entstand der zweyte Bürgerkrieg unter Karl I. Allein die begeisterten Independenten siegten. Mit nicht mehr als 8000 Mann schlug Cromwel bey Preston in Lancastershire (1648 Nov.) 20000 Feinde, und die Schottländer wagten seitdem keinen Widerstand mehr. Jetzt faßte der allgemeine Rath der Officiere den Schluß, daß man den König, wegen des in diesem Kriege ver-

gossenen

gossenen Blutes, zur Reichenschaft ziehen, und das jetzige Parlament aufheben sollte. Dieses hatte während der Zeit, daß die Truppen der Independenten beschäftigt waren, sein Ansehen wieder geltend zu machen gesucht. Es hatte sich mit dem Könige in Unterhandlungen eingelassen. Dieser befand sich, seit seinem Aufenthalte zu Hamptoncourt, in einer sehr veränderten Lage und Gestalt. Seine Bart- und Kopfschaare waren lang gewachsen; letztere hingen ihm zerstreut und unordentlich in die Stirne hinein. Der Kummer hatte sie so gebleicht, daß sich Karl selbst das graue und entkrönte Haupt nannte. Zwey Monathe lang pflogen funfzehn Bevollmächtigte des Parlaments mit ihm Unterhandlungen. Diesen Männern von großen Kenntnissen und Einsichten stand Karl, ohne alle Rathgeber, ganz allein gegen über, und er vertheidigte seine Sache mit eben so viel edlem Anstand, als berebten Scharfsinn. Aber man konnte sich nicht vergleichen, weil das Parlament auf der Einführung der presbyterianischen Lehre bestand, und der König wegen der Bischöfe durchaus nicht nachgeben wollte. Jetzt erklärte die Armee, oder ihr

von

von Cromwell geleiteter Kriegsrath, alle Vergleichsunterhandlungen mit dem Könige für ungültig. Um ihrer Erklärung einen stärkern Nachdruck zu geben, rückte sie bis Windsor vor. Karl, der schon gewissermaßen wieder in Freyheit gewesen war, wurde zu Newport von neuem verhaftet, und nach dem Schlosse Hurst in eine harte Gefangenschaft gebracht. Er hätte sich durch die Flucht retten können; aber er dachte zu edel, als daß er sein dem Parlament gegebenes Wort hätte brechen sollen. Das Parlament zeigte Standhaftigkeit. Es verwarf die Erklärung der Armee, und mißbilligte die neue Verhaftung des Königes. Nun marschierte aber die Armee nach London, dem Mahmen nach noch immer von Fairfax angeführt. Alle Zugänge zum Parlamentshause wurden besetzt. Dennoch erklärte das Parlament die mit dem Könige beynahе zum Abschlusse gekommenen Vergleichsunterhandlungen für eine Grundlage, auf welche die Ruhe der Nation gebaut werden könne. Allein am folgenden Tage (7. Dec.) besetzte der O^{ber}ste Pride, vorher ein Brauknecht, das Haus mit zwey Regimentern, sperrte erst 40 pres-

byterianisch? gesinnte Mitglieder, in ein schlechtes Zimmer, die sogenannte Hölle, und hernach in verschiedene Wirthshäuser. Ein, nahm er noch 160 andre von dieser Parthey in Verhaft, und ersetzte ihre Stelle durch 50 bis 60 der wüthendsten Independen-
 denten. Das auf die Art neuorganisirte Parlament erklärte nun alle Verordnungen des vorigen für ungültig. Die Nation gerieth in Schrecken und Erstaunen. Der auswärtige Credit sank, und der innere Handel stockte.

Jetzt erhielt der Proceß gegen den König einen schleunigern Gang. Das Parlament wollte das Gehässige desselben der Armee zuwälzen, aber die Generale waren zu klug, um sich in die Falle locken zu lassen. Das Parlament mußte sich also entschließen, durch eine Committee eine Anklage gegen den König vorbringen zu lassen. Hierauf erkannte eine Bill Karls Krieg gegen das Parlament für einen Hochverrath, und setzte der Verstrafung desselben ein hohes Justizgericht nieder. Das Parlament, welches sich dieser gewaltsamen Schritte erlaubte, bestand
 jetzt

jetzt bloß noch aus dem Unterhause, und dieses erklärte (1649 am 4. Jan.) daß das Volk die Quelle aller rechtmäßigen Gewalt sey. Cromwel, der seine Maske der Scheinheiligkeit noch immer vorbehielt, stellte sich, als wenn das ganze Verfahren gegen den König ein Werk der Vorsehung und der unvermeidlichen Nothwendigkeit sey. Eine Weibsperson aus Hertford, die für eine Prophetin galt, erschien im Kriegsrath, und verkündigte ihm die Nachricht, daß der Befehl des Himmels sein Verfahren heilige. Der Oberste Harrison, der Sohn eines Meßgers, ein wüthender Schwärmer, holte hierauf den König nach London. Karl ahnte nun seinen Tod, aber nicht den Tod des Gerichtes, sondern der Ermordung. Alle Zeugen der Königswürde wurden nun von ihm entfernt, und seine Bedienten erhielten den Befehl, ihm die bisherige Ehrerbietung und Folgsamkeit nicht weiter zu beweisen.

Zur Entscheidung seines Processess setzte man ein hohes Justizgericht von 133 Personen nieder, von welchen aber kaum 70 zusammentamen

sammen kamen. Zu ihnen gehörten, außer Cromwel, Ireton, und Harrison, die vornehmsten Officiere. Der Sitz derselben war in der Westminsterabtheilung. Pracht, Würde und Feyerlichkeit zeichneten den großen Proceß aus. Die Anklage gegen den König beschuldigte ihn einer tyrannischen, despotischen Regierung, und eines verächtlichen und boshaften Benehmens gegen die Nation und das Parlament. Karl wurde für einen Tyrannen, Verräther, und Mörder erklärt. Er erschien dreymahl vor diesem Gerichte, und jedesmahl sprach er sehr überzeugend für seine Vertheidigung. Aber das viertemahl (1649 am 17. Jan.) als er es nicht leugnen konnte, gegen die vom Parlamente aufgestellte Armee die Waffen ergriffen zu haben, sprach man das Todesurtheil über ihn aus. Das Volk, und selbst ein Theil der Soldaten, fand es zu hart. Die Gesandten von Frankreich und Holland gaben sich alle Mühe, ihn zu retten. Die Schottländer erklärten feyerlich, daß sie die Vollziehung des Todesurtheils nicht zugeben würden. Die Königin und ihre Soldaten schrieben die rührendsten Briefe an das Parlament. Aber alles war vergeblich.

Die

Die Feinde des Königes suchten nur um so lebhafter die Soldaten durch Geberthe, Predigten und Ermahnungen für die Hinrichtung des Königes zu stimmen.

Man gestattete ihm zur Vorbereitung nicht mehr, als drey Tage. Sie war so ruhig, als sie Karls gleichmüthiger Charakter erwarten ließ. Zum Schauplatze seiner Hinrichtung (am 30. Jan.) wählte man den Platz von dem Pallaste Whitehall, weil der Triumph der Volksjustiz über die königliche Macht dadurch um so auffallender wurde. Die Richtbühne war von so dichten Schaaren bewaffneter Leute umgeben, daß das, was Karl vor seiner Hinrichtung sprach, nicht bis zu den Ohren der Zuschauer dringen konnte; doch suchte er gegen die zunächststehenden sein Verfahren zu rechtfertigen. Derjenige, der ihm den Kopf abschlug, hatte eine Maske vor dem Gesicht; eine Maske trug auch derjenige, der den abgehauenen Kopf mit den Worten: „dies ist das Haupt eines Verräthers“ empor hielt. Die Versammlung fühlte sich von Erstaunen und Unwillen erfüllt; aber die Urheber dieses Königsmordes hörten nicht auf, ihn für den Plan der Vorsehung zu erklären. Karl I hinterließ sechs Kinder, drey Söhne und eben so viel Töchter. Gene waren Karl, Prinz von Wallis; Jacob, Herzog von York; Heinrich, Herzog von Glocester. Von den Töchtern war Marie an den Prinzen Wilhelm II von Oranien vermählt.



1

1

